

WILS  
CLS  
PT1337  
.B53x  
1908  
bd.9

# BIBLIOTHEK DER ERHALTUNG UND DES WISSENS



win Cities Campus

# Bücher-Sammlung



## Ankündigungen

aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Anzeigen durch die Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

# Siebreizend

ist ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weisse, sammetweiche Haut und schöner Teint. Alles dies erzeugt die echte **Steckenpferd-Lilienmilch-Seife** von **Bergmann & Co., Radebeul.** à Stück 50 Pf. Überall zu haben.



### Elektrische Dauerbeleuchtungsanlage

für 1kerz. Lampe M. 26.—, für 4kerz. Lampe M. 39.50

Billiger einfacher Betrieb. Prospekt gratis.

**Karl Höhn**, Fabrik elektr. Instrumente, Enzweißer a. B. 46 (Bayern).



## Grossartiges Briefmarkenlager

Auswahlen: länderweise oder nach Mankoliste.

### Kohl's Briefmarken-Katalog 1908

Reform-Ausg. M. 2.50. Grosse Ausgabe erscheint Herbst.

**Paul Kohl, G.m.b.H., Chemnitz.**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

# Hans Eisenhart.

Ein deutsches Flottenbuch.

Herausgegeben von Ferdinand Lindner, Marinemaler.

Text von Graf Bernstorff, Korvettenkapitän a. D.

Mit 194 Textillustrationen und 20 ein- und mehrfarbigen Einschaltbildern nach Originalzeichnungen von F. Lindner.

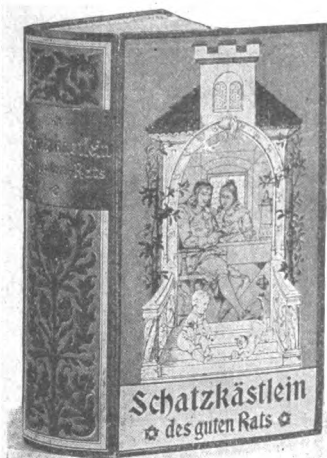
Elegant gebunden Preis 10 Mark.

„Hans Eisenhart“ ist keine bloße Seegegeschichte. Es ist ein nationales Marine-Volkstbuch, welches mit der Erzählung nicht allein den Werdegang eines Seeoffiziers gibt, sondern auch geschichtlich und technisch die Entwicklung unserer Seemacht schildert. Ein Buch für alt und jung, für alle Berufs- und Gesellschaftskreise.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Union Deutsche Verlags-Gesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

## Zwei Unentbehrliche,



äußerst praktische und für jedermann wertvolle Bücher sind die in vielen Tausenden verbreiteten reichhaltigen Nachschlagewerke:

## Schatzkästlein des guten Rats.

8. vermehrte Auflage.

702 Seiten Text mit 54 Bildertafeln.

Gebunden Preis 5 Mark.

Ein Nachschlagewerk für alle Fälle, in denen man Rat sucht, ein Auskunftsbureau im Bücherschrank, das jedem Besitzer bald ein teures Kleinod werden wird.

Prof. Kürschners

## K Taschen- Konversations- Lexikon.

8. vollständig neu bearb. Auflage.

1660 Spalten Text. 32 Bildertafeln.

Gebunden Preis nur 3 Mark.

Kürschners Taschen-Konversations-Lexikon gibt auf 100000 Fragen des Augenblicks rasche Auskunft und ist für jeden Schreibtisch unentbehrlich.

In allen Buchhandlungen zu haben.







Zu der Humoreske »Petits Opfer« von W. Harb. (S. 73)  
Originalzeichnung von Th. Volz.

# **B**ibliothek der ◻ ◻ ◻ Unterhaltung und des Wissens

---

---

Mit Original-Beiträgen der  
hervorragendsten Schriftsteller  
==== und Gelehrten ====  
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1908. Neunter Band.



◻ Stuttgart, Berlin, Leipzig ◻  
Union Deutsche Verlags-Gesellschaft

**Druck der  
Union Deutsche  
Verlags-Gesellschaft  
in Stuttgart**

.....

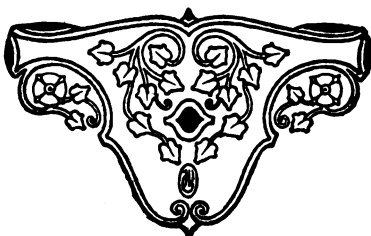




## Inhalts=Verzeichnis.

	Seite
<b>Die verlorene Krone.</b> Roman aus dem Jahre 1866 von Henriette v. Meerheimb (Fortsetzung) . . . . .	5
<b>Petits Opfer.</b> Humoreske von W. Harb . . . . .	65
Mit Illustrationen von Th. Dolz.	
<b>Ein Korbflechterdorf.</b> Von L. Brenkendorff . . . . .	87
Mit 10 Illustrationen.	
<b>Das Tagebuch eines Irren.</b> Erzählung von Walther Kabel . . . . .	101
<b>Die Scherze der Camera.</b> Eine neue Erfindung für Liebhaberphotographen. Von R. Hermann . . . . .	145
Mit 9 Illustrationen.	
<b>Ich liebe dich!</b> Novelle von A. v. Gersdorff . . . . .	156
<b>Weibliche Haartrachten auf Madagaskar.</b> Von M. Howitz . . . . .	175
Mit 7 Illustrationen.	
<b>Die Blumentreue der Insekten.</b> Von Dr. Fr. Parkner . . . . .	190
Mit 6 Illustrationen.	
<b>Mannigfaltiges:</b>	
<b>Die Hausaufgabe</b> . . . . .	201
<b>Nächtliche Gesichte</b> . . . . .	207
<b>Neue Erfindungen:</b>	
<b>I. Polierbürste »Tuchsganner«</b> . . . . .	208
Mit 3 Illustrationen.	
<b>II. Irrigatorschrank »Arcanum«</b> . . . . .	210
Mit Illustration.	
<b>Eine Wasserprobe aus dem siebzehnten Jahrhundert</b>	210
<b>Gerächte Körbe</b> . . . . .	212
<b>Aprilscherze</b> . . . . .	213

	Seite
Tragischer Untergang einer Familie . . . . .	215
Der Broadway bei Nacht . . . . .	217
Mit Illustration.	
Rettung durch eine Gans . . . . .	219
Geschmack und Farbe der Eier . . . . .	220
Der gefällige Freund . . . . .	222
Greise Heerführer . . . . .	223
Neue Radleschenarten . . . . .	224
Mit Illustration.	
Unbeabsichtigte Wirkung . . . . .	225
Verdienstauszeichnungen vor viertausend Jahren . . . . .	226
Der Wahrheitsfreund . . . . .	228
Von der Bedeutung des Farnkrautes . . . . .	229
Ein neues Mittel gegen Seekrankheit . . . . .	230
Mit Illustration.	
Zwei seltsame Könige . . . . .	231
Geschlagen . . . . .	233
Der Sündenbock . . . . .	233
Familiengeheimnisse . . . . .	234
Ziegen als Ammen . . . . .	235
Mit 2 Illustrationen.	
Der »Tanz aller Tänze« . . . . .	239
Das erste Konversationslexikon . . . . .	239
Ein altes Gedicht : . . . . .	240





## Die verlorene Krone.

□ □

Roman aus dem Jahre 1866  
von Henriette v. Meerheimb.

□ □

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

**E**rzherzogin Mathilde trat mit König Ludwig etwas mehr in den Hintergrund des Saales, während Gisela, um das leise Gespräch der beiden nicht zu stören und die Aufmerksamkeit der anderen von ihnen abzulenken, in die schwermütige Melodie des Pilgerchors aus dem Lannhäuser überging.

„In meiner Familie, in meiner ganzen Umgebung stehe ich allein da,“ fuhr König Ludwig melancholisch fort. „Alle reden mir von meinen Regentenpflichten vor, meine Armee soll ich vergrößern, Regierungsgeschäfte erledigen. Mich erfasst solche Ungeduld bei ihrem Drängen. Diesen Menschen, die nichts von mir begreifen, immer nur von mir fordern, soll ich mich selber opfern? Ich kann und mag von diesen Dingen nichts hören. Wenn ich mein Erdenwerk, meine Aufgabe, wie ich sie verstehe, vollenden soll, kann ich nur aus meinem tiefsten Inneren die Kraft dazu gewinnen. Von außen regt mich alles nur zur Bitterkeit auf. Einst glaubte ich eine Frauenseele gefunden zu haben, die gleich mir nach hohen Zielen strebte — es war ein Wahn. Können Sie es verstehen, daß mir jetzt nur noch

in der Einsamkeit wohl ist? Mit meinem Volk in den Bergen verkehre ich gern. Für das ist ein Teil meines Wesens offenbar. Meine Bauern, meine Jäger lieben in ihrem König den Mann, der mit ihnen fühlt, der gern in irgend einer Almhütte mit einem Bund Heu und einem Glas Milch zufrieden ist. Aber gegen das andere, das äußere, rein materielle Leben, das sich mir beständig aufdrängen will, muß ich mich stets verteidigen. Aus meinen Beziehungen zur Welt, deren Wesen sich meinem Wesen gegenüber immer schmerzlicher, trostloser fühlbar macht, trete ich immer bewußter und bestimmter zurück. Sehen Sie, Mathilde, das ist der Riß, der durch mein Leben geht! Ich bin Künstler, ohne eine Kunst ausüben zu dürfen. Das Schicksal stellte mich auf einen Platz, von dem aus ich für die Gesamtheit wirken soll, und gab mir dabei den tiefsten Hang zur Einsamkeit. Ich suchte eine Seele und fand nur einen leeren Körper. Ein Irrlichtertanz des Wollens und Wählens ist das ganze Leben; dazwischen gestreut sind seelenlose Tage mit widerwärtigen Geschäften und steifer Etikette ausgefüllt.“

König Ludwigs blaue Augen hatten einen so düsternen, nach innen gerichteten Ausdruck angenommen, daß Mathilde erschraf. „Aber Ludwig! — Daß Sie sich des Meisters Richard Wagner angenommen haben, daß Sie der einzige sind, der dies Genie begreift — das dankt Ihnen die Welt, von der Sie mißverstanden werden, doch noch einmal.“

Das Gesicht des Königs klärte sich auf. Seine Blicke ruhten auf der zarten Gestalt Mathildes, die wie der Frühling selber ihn unter ihrem Blütenkranz anlächelte. Ja, sie war schön, anmutig und begehrenswert. Gab es wirklich für ihn, den verbitterten Sonderling, den einsamen Träumer, doch noch ein volles irdisches Men-

schenglich, verklärt durch die Poesie, geweiht durch ein großes, gemeinsames künstlerisches Streben?

„Mathilde — ich glaube, Sie könnten mich verstehen lernen!“ Seine Blicke tauchten tief in die ihren. Er las darin eine so heiße, hingebungsvolle Liebe, daß ein Schauer von Wonne und Weh ihn durchrieselte.

Sie waren beide so im Bann dieser Stunde, daß sie es kaum bemerkten, als Gisela Waldstein den Flügel verließ, und sich der ganzen Gesellschaft eine gewisse erwartungsvolle Unruhe bemächtigte. Alle merkten dem König Georg deutlich seine Erschöpfung an und wagten doch nicht, König Ludwig zum Aufbruch zu veranlassen.

Sein Adjutant faßte sich endlich ein Herz und meldete den seit lange vorgefahrenen Wagen.

König Ludwig faßte sich schnell. „Gut — ich komme. — Morgen früh reite ich mit der Kaiserin Elisabeth. Schließen Sie sich uns an, Mathilde?“

Die junge Erzherzogin sah ihren Vater fragend an.

„Gewiß — wenn die Kaiserin so gütig ist, dich mitzunehmen,“ bewilligte Erzherzog Albrecht.

„Ach, wie ich mich freue! Wenn es doch schon morgen früh wäre!“

König Georg verabschiedete sich sehr freundlich von seinen hohen Gästen. Prinzess Friedrike blieb steif. Gisela empfand das deutlich. Die Prinzessin gab ihr heute nur flüchtig die Hand, während sie sich bisher nie ohne Umarmung von ihr trennte. Sie verabredete auch kein Wiedersehen für den nächsten Tag.

Die Erzherzogin Mathilde bemerkte nichts davon. Sobald sie mit ihren Eltern zu Hause angekommen war, versuchte sie, mit Gisela rasch zu entflüpfen.

Aber die Erzherzogin Albrecht verhinderte den Fluchtversuch. Die arme Kleine mußte erst eine end-

lose Strafrede über sich ergehen lassen. „Das unpassende, viel zu dreiste Benehmen gegen König Ludwig, das unerhörte Zigarettenrauchen, das alberne Klimpeln mit den Glöckchen war geradezu empörend!“ zankte die Stiefmutter.

Mathilde widersprach mit keiner Silbe. Sie ließ den Wortschwall über sich hinauschen und war froh, als sie nun endlich gehen durfte.

„Diesmal wagte sie nichts einzuwenden!“ triumphtierte die Erzherzogin Albrecht, als die Stieftochter verschwunden war.

Der Erzherzog machte ein unzufriedenes Gesicht. Trotz seines stets steifen, strengen Wesens liebte er im Grunde seines Herzens die reizende Tochter innig. Er war nur zu bequem, um dem gehässigen Benehmen seiner Frau energisch entgegenzutreten. Jetzt schmeichelte ihm das offenbare Wohlgefallen, das König Ludwig an Mathilde nahm, sehr. Sie als Königin zu sehen, hätte ihn den vom Schicksal verlassenen Sohn verschmerzen lassen. Er teilte diese Zukunftshoffnungen der Gattin mit, aber die schüttelte ungläubig den Kopf.

„König Ludwig wird nicht solch ein kindisches Ding, wie Mathilde es ist, heiraten! Die und Königin — zum Lachen!“

Die lebenswürdige Stiefmutter gönnte der Tochter kein Glück, vor allem aber keine Stellung, bei der diese einen viel höheren Rang wie sie selbst eingenommen hätte. Ihr scharfes, in unzählige Fältchen zerknittertes Gesicht verzog sich förmlich zur Grimasse vor Arger. In ihren dunklen Augen lag ein bitterböser Ausdruck.

„Das würde auch die Kaiserin gar nicht zugeben,“ fuhr sie erregt fort. „Erst kürzlich ist die Verlobung des Königs mit ihrer Schwester aufgelöst worden und —“

„Im Gegenteil! Elisabeth wünscht dringend, daß

König Ludwig heiratet. Sie steht in unverändert freundschaftlicher Beziehung zu ihm. Sein jetziger Besuch beweist das am besten.“

„Dieses ganze Wittelsbacher Haus ist exzentrisch,“ meinte die Erzherzogin. „Sie werden noch einmal ihre Verschrobenheiten büßen. Die Kaiserin reitet den halben Tag Pferde zu, König Ludwig entwirft Baupläne und korrespondiert mit seinem unvermeidlichen Richard Wagner über dessen Opern, wenn er sich nicht in tiefste Vergesslichkeit vergräbt. Für Mathilde wäre die Heirat mit einem so phantastischen Mann geradezu ein Unglück. Ihre überspannten Neigungen müssen gedämpft, nicht bestärkt werden.“

„Diese Verlobung wäre aber mein größter Wunsch!“ beharrte Erzherzog Albrecht.

„Niemals wird die Heirat zu stande kommen — das prophezeie ich dir!“ antwortete die Erzherzogin bissig und raufchte zur Tür hinaus.

---

„Armer Liebling! Hat sie sehr gescholten, die allergnädigste oder auch ungnädigste Frau Mama?“ fragte Gisela mitleidig, als Mathilde endlich zu dem beliebten kleinen Abendplausch zu ihr kam.

„Ewig lang hat's heut gedauert,“ lachte Mathilde. „Aber weißt, Gisa — ich hab' halt kein Wort verstanden. Das ging alles wie ein Wasserfall über meinen Kopf weg. Ich hab' gar nimmer hingehört.“

„Das beste, was du tun konntest!“ meinte Gisela, erbittert über die schlechte Behandlung ihres Lieblings.

„Sie ist halt ein Essigtopf, die Frau Stiefmama. Heut tat sie mir aber doch beinah leid. Sie ist so gelb, so verärgert und häßlich — an nix hat sie Freud', und dem Herrn Papa wär' ich auch grad nit allzu gern angetraut. — Aber lassen wir die guten Leuteln,

Schäzkerl. — Ach, war das heut schön, Gisela! Nur Sonne — nichts wie Sonne, den ganzen goldigen Tag lang.“ Sie löste den Kranz aus ihren Haaren. „Den heb' ich mir auf. Die schönen Herbstzeitlosen und das rote Laub.“

„Nein — nein, Mathilde, wirf den Kranz fort! Er ist jetzt weß und häßlich — wie ein vertrockneter Totenkranz sieht er aus! Auf der Wiese wachsen genug andere Blumen, und an allen Bäumen hängen rote und gelbe Blätter.“

„Solche aber nicht! — Die hat König Ludwig abgeschnitten.“

„Ja — dann freilich, du süßes Närrchen!“

„Gisela, bitte — stelle die Herbstzeitlosen und das Laub ins Wasser — vielleicht blühen die Blumen wieder auf. Herbstzeitlosen — welch schöner Name! So unvergänglich klingt der, man kann Gedanken anspinnen, lange silberne Gedankenfäden, wie das Mariengarn auf den Wiesen.“

„Mathilde, findest du nicht, daß die Prinzess Friedrike merkwürdig verändert ist?“ fragte Gisela dazwischen, während sie die welken Blumen und trockenen Blätter sorgfältig in einer Glaschale ordnete.

„Wieso? Mir ist nichts aufgefallen.“

„Sie ist verstimmt und seltsam gereizt.“

„Die arme Seele! Sie hat auch ein hartes Schicksal.“

„Gewiß, aber hier ist sie doch nur von Freunden umgeben! Gegen mich war sie heute geradezu unfreundlich. Vermutlich, weil ich die preußischen Offiziere in Schutz nahm. Wie ein eisiger Hauch durchweht es die Villa Braunschweig, wenn von Preußen gesprochen wird. Und der einzelne ist doch völlig schuldlos am Sturz des Welfenhauses.“

„Natürlich, aber —“



„Aber? Wendest auch du dich von mir, Mathilde, wenn ich dir gestehe, daß ich mich während der Einquartierung in Prag von neuem Königssee angelobt habe?“

„Gisela!“

„Ja, Mathilde! Mich und Königssee trennt nichts mehr. Wir heiraten, sobald er Rittmeister geworden ist. Ich bin majoren.“

„O Gisela — und ich hoffte, du würdest mich niemals verlassen!“

„Sollte ich mitgehen, wenn meine kleine Erzherzogin vielleicht — Königin wird? Wie gern hätte ich das sonst getan, aber jetzt gehöre ich mir nicht mehr allein an und darf nicht frei über meine Zukunft verfügen. In einer furchtbaren Zeit, umgeben von Sterbenden und Toten, haben Königssee und ich uns versprochen fürs Leben. Solch ein Band ist unzerreißbar.“

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich weiß nur, daß ich dich immer lieb behalten werde und wenn du zwanzig preussische Leutnants heiratest.“

„Nun, einer genügt mir — zwanzig wären ein bißchen zu viel des Guten! — Mathilde, du einzig treue Seele, ja du bleibst mir, auch wenn meine nächsten Verwandten mich fallen lassen, der eigene Vater, mein einziger Bruder!“

„Dein Vater wird arg böse sein, Gisa!“

„Das muß ich tragen. Was trüge man nicht gern, wenn man liebt!“

Die Erzherzogin nickte. Sie trat zu der Glasschale, in der die von König Ludwig abgeschnittenen roten Buchenblätter im Schein der Lampe glühten. Die Herbstzeitlosen ließen schlaff und zerdrückt die Köpfe hängen.

Mathilde küßte heimlich die welken Blüten und das leise knisternde dürre Laub.

## Zwölftes Kapitel.

Graf Waldstein, der vom Erzherzog Albrecht zum Frühstück eingeladen worden war, ließ sich erst zu Gisela führen, die gerade Briefe für ihre Freundin schrieb, während die Erzherzogin Mathilde im Nebenzimmer Tonleitern und Übungen sang. Seitdem König Ludwig sich an ihrer schönen Stimme freute, übte die junge Sängerin mit doppeltem Eifer.

„Ich bin absichtlich früher gekommen,“ sagte der Graf, „weil ich mit dir zu reden habe.“

Gisela schloß die Tür und räumte rasch ihre Schreibecke zusammen. „Wir sind jetzt ganz ungestört, Vater.“

„Was sollten also deine gestrigen Andeutungen eigentlich heißen, Gisela? Du wolltest mir deine Zukunftspläne mitteilen?“ Graf Waldstein nahm den ihm von Gisela hingeschobenen Sessel nicht an, sondern ging mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen in dem kleinen, mit allerhand Kostbarkeiten, Nippes und Blumen überladenen Raum hin und her. „Was kannst du denn über deine Zukunft bestimmen ohne meine Erlaubnis?“

Gisela antwortete nicht sogleich. Sie mußte immer erst eine gewisse nervöse Aufregung überwinden, ehe sie dem stets barschen Vater geduldig antworten konnte.

„Willst du mir vielleicht sagen, daß du zur Verheiratung gekommen und den Grafen Hallermund heiraten willst?“ höhnte der Graf.

Gisela hob den Kopf. Ein verächtlicher Ausdruck trat in ihre Augen. „Rührt Hallermund wirklich diese peinliche Sache wieder auf?“ fragte sie.

„Dummes Zeug! Hallermund ist mein alter Freund, und ich würde diese Verbindung sehr gern sehen. Er gestand mir, daß er schon einmal in Herrenhausen um

dich angehalten habe. Damals spukten dir ja romantische Ideen im Kopf, jetzt aber wirst du hoffentlich verständiger geworden sein. Hallermund ist zwar nicht mehr Minister, denn es gibt ja kein Königreich Hannover mehr, aber er bleibt ein reicher, unabhängiger Mann. Ihr könnt auf seinen Besitzungen in Holstein sehr angenehm leben. König Georg schließt sich immer enger an seine Familie und seinen Adjutanten Kohlrausch an, ich glaube also, er wird Hallermund keine Schwierigkeiten in den Weg legen, wenn der seinen Posten hier verlassen will. Du machst also jedenfalls eine ganz gute Heirat, obgleich Hallermunds Stellung natürlich nicht mehr so glänzend wie früher ist.“

„Ich verzichte auf diese gute Partie und finde es unerhört, daß der Graf noch einmal davon anfängt. Es bleibt unwiderruflich bei dem, was ich ihm damals in Herrenhausen sagte.“

„Du bist eine Närrin, aber meinetwegen spiel hier die Hofdame weiter und geh später mit der Erzherzogin Mathilde nach München, wenn König Ludwig das Quecksilber wirklich zur Frau haben will.“

„Das tue ich auch nicht, Vater. Ich bleibe bei Mathilde, bis ihre Hofdame wiedergekommen ist, und gehe dann nach Prag zurück, um dir dein Haus in Ordnung zu bringen.“

„Sehr liebenswürdig. Die Schlamperei, die die Herren Preußen zurückgelassen haben, bringen aber der Kastellan und die anderen Diensthofboten schon allein zurecht. Darum brauchst du dich nicht zu kümmern. Man hält mir ja jetzt beständig mein Unrecht vor, daß ich dich in Prag während der Einquartierung zurückließ, aber du wolltest doch selber dort bleiben.“

„Gewiß, und ich bin auch sehr glücklich, daß ich in jener schweren Zeit dort war.“

„Weshalb denn eigentlich?“

„Weil ich pflegen und helfen konnte. Wie ich dir schrieb, hatten unsere Diensthofen vollkommen den Kopf verloren beim Ausbruch der Cholera.“

„Na meinethalben — aber solch Aufhebens davon zu machen, das lohnt wirklich nicht. Der Stand bei Königgrätz im Kugelregen. Wie leicht konnte den eine Kugel zerschmettern — dagegen ließ sich nichts tun, aber vor Ansteckung kann man sich immerhin einigermaßen schützen.“

„Ich mache durchaus kein Aufhebens von meinem Ausharren, ich sehe das einfach als Pflicht an.“

„Komm endlich zur Sache!“

Gisela kannte die unbarmherzige Härte ihres Vaters ihr gegenüber zu gut. Wie oft hatte sie die als Kind erfahren müssen, während Lexis dumme Streiche unbestraft blieben. Ein zitternder Seufzer hob ihre Brust. Um ihre Augen lagen tiefe Schatten infolge der schlaflos verbrachten Nächte. „Königssee war bei uns in Prag einquartiert,“ fing sie endlich zögernd an.

„Das hörte ich gestern bereits. Unerhört taktlos von ihm, daß er nicht sofort unser Haus verließ.“

„Wie konnte er das, wenn sein Kommandeur dort einquartiert lag? Ich habe Königssee in den ersten Tagen gemieden, später trafen wir uns am Bett der erkrankten Soldaten. Und dann, Vater — sieh mich nicht so böse an — ich bin seine Braut — und lasse nie von ihm!“

„Berrückt bist du!“

„Sprich nicht so laut! Was soll Mathilde denken?“

„Was ihr beliebt.“

„Vater, mich und Königssee trennt nichts mehr. Am Totenbett seines väterlichen Freundes und Kommandeurs haben wir uns fast ohne unseren Willen wiedergefunden. Das mußte so sein und —“

„Dummes Gewäsch!“

„Königssee läßt dir sagen, daß er auf mein Vermögen verzichten will.“

„Will er das? Na, ob er verzichtet oder nicht, ist mir sehr gleichgültig. Von mir bekommt kein Preuße einen Gulden österreichischen Geldes zu sehen, und wenn er zehn Prozesse darum anfängt. Darauf kann er Gift nehmen.“

Gisela verlor diesem hartnäckigen, sinnlosen Eigensinn gegenüber die Geduld. „Erst willst du unsere Verbindung nur zugeben, wenn Königssee auf mein mütterliches Vermögen verzichtet, und wenn er die Bedingung eingeht, ist es dir auch wieder nicht recht. Was willst du eigentlich?“

„Nichts mehr von der Geschichte hören — das will ich! Nach diesem Krieg soll ich einem Preußen meine einzige Tochter zur Frau geben, ihn als Sohn in meinem Hause aufnehmen? Eher zünde ich Waldstein an allen vier Ecken an.“

„Das wirst du wohl bleiben lassen! Außerdem würde mich das in meinem Entschluß durchaus nicht beirren. Ich bin majorenn.“

„Trotzdem hast du bis zu deinem fünfundzwanzigsten Jahre keinen Heller — und auch dann gebe ich nichts heraus.“

„Das kannst du machen nach Belieben. Verklagen werden wir dich nicht. Wir schränken uns lieber ein und leben von Königssees Gehalt und seinem kleinen Vermögen.“

„Die Frau eines preußischen Offiziers betritt mein Haus nicht, Gisela!“

„Mach das mit deinem Gewissen ab, Vater, wenn du mich verstoßen willst. Du hast mich ja freilich nie geliebt, eine Trennung wird dir also nicht schwer

fallen — und ich werde es lernen, mich damit abzufinden.“

„Und wo soll die Hochzeit stattfinden, wenn ich fragen darf? Mir ins Haus kommt der Bursche nicht.“

„Vorläufig bleibe ich noch bei Mathilde. Später reise ich zu Königsecks Mutter. Mein Verlobter kann jeden Tag eine Schwadron bekommen. Er bat darum, in eine kleine Garnison versetzt zu werden, weil wir dort billiger leben können.“

„Sehr schön ausgedacht! Und wenn ich dich einsperre, bis du zur Vernunft gekommen bist?“

„Dazu hast du kein Recht. Es gibt Gott sei Dank Gesetze, die mich schützen!“

„O du — du!“ In aufflammendem Zorn ergriff der Graf den Arm seiner Tochter und schüttelte ihn roh.

Gisela biß die Zähne zusammen. Ein Ausdruck unbeugsamen Trostes trat in ihr weiches, reizendes Gesicht. „Und wenn du mich halb tot schlägst — ich heirate Königseck doch!“

„Vom ersten Augenblick deiner Geburt an hast du mir Unglück ins Haus gebracht!“ schrie der alte Waldstein außer sich. „Wärst du doch nie geboren worden, dann hätte Deyi allein alles geerbt!“

„Er würde auch mit dem Ganzen fertig werden!“ fiel Gisela bitter ein. Die Ungerechtigkeit ihres Vaters trieb ihre sanfte Natur zur Empörung. „Was für ein Vater bist du mir mutterlosem Kinde eigentlich gewesen? Was habe ich für eine Kindheit gehabt? Nichts wie Strafen, Mißhandlungen — körperliche und seelische — mußte ich ertragen! Immer sollte ich hinter dem Bruder zurückstehen, unter seinem Leichtsinn leiden. Meine ganze Jugend ist eine einzige Kette von Demütigungen und Opfern gewesen. Jetzt ist's aber genug, sage ich dir! Verstoße mich — ich gebe

nicht viel auf. Meine Heimat finde ich bei dem Manne, den ich liebe.“

„Geh nur — geh!“ Der Graf war plötzlich merkwürdig ruhig geworden. Er ließ Giselas Arm los. „Aber dann reise auch so bald wie möglich. Wir wollen hier keine Spione um uns haben!“

„Was soll das heißen?“

„Du wirst doch wohl mit deinem Herrn Bräutigam korrespondieren! Die Herrschaften in Schönbrunn und in der Villa Braunschweig ahnen das nicht, sie lassen sich also im Gespräch gehen — und das wird wahrscheinlich alles getreulich von dir berichtet werden und kann viel Unheil stiften. Ich werde dem Erzherzog Albrecht sagen, daß es nicht mehr meine Tochter ist, die bei der Erzherzogin Mathilde Hofdame spielt, sondern die Braut eines Feindes.“

„Tu, was du willst! Wenn die Herrschaften daraufhin deinen beleidigenden Verdacht teilen, reise ich allerdings besser so bald wie möglich ab.“

Giselas Augen füllten sich mit Tränen. Viel schwerer als der Born des Vaters traf sie dieser Verdacht, denn sie konnte sich der Befürchtung nicht verschließen, daß diese ungerechte Vermutung geteilt werden könnte. Man würde jedenfalls in ihrer Gegenwart ängstliche Zurückhaltung beobachten und jedes intimere Gespräch vermeiden.

Der Gesang nebenan verstummte. Das heftige Sprechen des Grafen Waldstein hatte die Erzherzogin Mathilde gestört. Sie klappte schnell den Flügel zu, warf die Notenblätter in die Mappe und schob die Tür zurück.

Gisela saß in ihrem Stuhl und hielt die Hände vors Gesicht gepreßt. Der Graf Waldstein stand mit vor Born entstellten Zügen vor ihr.

Als er Mathilde bemerkte, verbeugte er sich zwar höflich, aber sein Ausdruck wurde nicht freundlicher.

Mathilde versuchte Giselas Hände fortzuziehen. „Gisa — wein doch nicht!“ bat sie. „Ich heul' sonst auch mit! — Was haben Sie Ihrer Tochter wieder getan, Graf?“

„Gedan hab' ich ihr gar nichts!“ brummte Waldstein verdrießlich.

Gisela ließ die Hände sinken. Sie streifte ihren Spitzenärmel hoch. Große blaurote Flecke waren von dem rohen Griff des Vaters auf ihrem Arm zurückgeblieben.

Mathilde schrie empört auf. „Schämen Sie sich nicht?“ fuhr sie in heller Entrüstung den Grafen an.

„Daß gut sein, Mathilde!“ wehrte Gisela ab. „Das hier ist mir egal, viel weher tut es mir, daß ich dich verlassen soll.“

„Wer sagt das?“

„Mein Vater wünscht, daß ich sofort abreise. Ich bin, wie du weißt, mit Königssee verlobt. Mein Vater sieht seit meinem Geständnis eine ‚Spionin‘ in mir, die er aus eurer Nähe entfernen will.“

„Du verdrehst meine Worte!“ Den Grafen verdroß es, diese unangenehme Sache laut werden zu lassen. Er hatte gehofft, Gisela durch seine Drohung einzuschüchtern, aber er verrechnete sich in ihrer und Mathildes Energie.

„Ich gehe sofort zum Papa!“ rief die junge Erzherzogin mit fliegendem Atem. „Niemand darf Gisela anschuldigen und sie von mir trennen!“

Ohne auf Giselas Vorstellungen zu achten, die dringend bat, sich doch ihretwegen keine Unannehmlichkeiten zu machen, lief sie eilig den langen Flur entlang, der nach den Privatimmern des Erzherzogs Albrecht führte.



Zu ihrer unangenehmen Überraschung bemerkte sie, daß der Vater nicht allein war. Die Frau Stiefmama saß steif aufgerichtet in einem Sessel und hatte jedenfalls gerade eine lange Rede gehalten. Wenigstens sah der Erzherzog sehr abgesspannt, sie selbst total verärgert aus.

„Was willst du, Mathilde?“ rief sie und wandte ihre spitze Nase nach der Stieftochter, die in ihrer Bestürzung im ersten Augenblick unschlüssig in der Tür stehen blieb.

„Mit dem Vater wollte ich reden.“

„Vor allen Dingen schließe die Tür! — Wie kommst du überhaupt dazu, hier herumzulaufen? Zu dieser Zeit sollst du mit der Gräfin Waldstein musizieren! Du weißt, daß ich eine regelmäßige Tageseinteilung wünsche!“

„Was willst du mir denn sagen, Mathilde?“ fragte Erzherzog Albrecht schnell dazwischen.

„Ich würde lieber mit dir allein sprechen, Papa.“

„Sehr liebenswürdig!“ spottete die Stiefmutter. „Dieses wichtige Geheimnis werde ich wohl auch noch mitanhören dürfen?“

„Sprich, Kind!“ drängte der Erzherzog. „König Ludwig kann jeden Augenblick vorfahren, und ich muß ihn empfangen.“

„Papa, hilf mir!“ Mathilde warf ihre Arme um den Hals des Vaters und drückte ihr zartes Gesichtchen an das seine.

„Wann wirst du endlich diese kindischen Manieren ablegen?“ tabelte die Stiefmutter.

Mathilde achtete nicht auf sie. „Graf Waldstein hat seiner Tochter eine abscheuliche Szene gemacht, Papa,“ erzählte sie aufgeregter weiter. „Gisela ist seit lange mit einem Herrn v. Königseck verlobt. Graf Waldstein aber will das nicht zugeben.“

„Das kann ich nur billigen,“ schaltete Erzherzog Albrecht ein.

„Und da wollen sie halt ohne meine Einwilligung heiraten. Nun soll Gisela gleich von hier abreisen, Papa, als wenn sie eine große Sünde begangen hätte.“

„Das hat sie auch!“ fuhr die Stiefmutter dazwischen. „Heimliche Liebschaften hinter unserem Rücken betreibt also diese Herzensfreundin von dir? Mir ist diese Freundschaft schon lange verdächtig. Gisela Waldsteins Einfluß ist kein guter — ich bin froh, wenn du dem entrückt bist. Ich kann dem Grafen Waldstein nur vollkommen beipflichten.“

Erzherzog Albrecht zog nachdenklich an seinem langen Schnurrbart. „Das sind ja recht unangenehme Gesellschaften! Und gerade jetzt muß das zur Sprache kommen! Fatal — äußerst fatal! — Mathilde, deine Mutter hat recht. Die Gräfin Waldstein ist kein passender Umgang mehr für dich, wenn sie sich gegen den Willen ihres Vaters heimlich mit einem Preußen verlobt. Nein, mein Kind — das gefällt mir wirklich nicht. Daß die junge Dame in ihr Unglück laufen, wenn sie durchaus will, aber bei uns kann sie nicht mehr bleiben.“

„Noch heute telegraphiere ich deiner Hofdame, daß sie sofort zurückkommen soll. Sowie sie eingetroffen ist, kann die Gräfin entlassen werden,“ stimmte die Erzherzogin Albrecht bei.

Mathilde wurde sehr blaß. „Eigentlich hätte ich es mir denken können, daß du mir auch nicht helfen würdest, Papa,“ sagte sie tonlos. „Wer eine Stiefmutter hat, der hat auch bald einen Stiefvater.“

„Das ist aber wirklich gar zu stark!“ Das Gesicht der Erzherzogin wurde ganz grünlichgelb vor Wut. „Seit Jahren quäle ich mich mit dir ungezogenem Kind ab und —“

„Ach, ich wollte, daß liehest du bleiben!“ seufzte Mathilde. „Bitte, sprich nicht mit mir — deine Stimme tut mir ordentlich weh wie Nadelstiche.“

Sie legte beide Hände an ihre Ohren.

„Albrecht, ich verlange, daß du deiner Tochter einen Verweis erteilst wegen ihrer ungezogenen Worte!“ erieferte sich die Stiefmutter. „Täglich wird ihr Benehmen gegen mich impertinenter.“

Aber der Erzherzog ließ diesmal die Aufforderung seiner Gattin unbeachtet. „Das können wir ja ein andermal ausmachen,“ meinte er unbehaglich. „Wir erwarten König Ludwig zum Frühstück. Was soll der denken, wenn er dich in solcher Aufregung sieht, Mathilde?“ Ihm lag augenscheinlich sehr viel daran, daß seine Tochter sich dem König in günstigem Licht zeigte. „Mach schnell ein heiteres Gesicht, Kind! Deine Freundin mag bleiben, bis deine Hofdame wieder da ist. Telegraphieren wollen wir nicht, da sie ohnehin bald zurückkommt. Bist du nun zufrieden, Kleine?“

Mathilde schüttelte betrübt den Kopf. „Ich kann mich nicht von Gisela trennen,“ erklärte sie.

„Nun, wenn du heiratest, müßt ihr euch ja doch trennen.“

„Vielleicht auch nicht!“

In Mathildes Köpfchen tauchten wunderbare Pläne auf. Königseck konnte sich gewiß leicht zur Botschaft nach München kommandieren lassen. Vielleicht trat er später zur bayrischen Armee über. Dadurch zog sich alles wieder zurecht. Noch eine andere Lösung wollte sich ihr darstellen, aber sie wies den Gedanken von sich. Nein, solch Glück war nicht auszudenken! Wie sollte König Ludwig, der schöne, geniale Ludwig, an ihr, dem kleinen, unbedeutenden Ding, solch Gefallen finden, daß er sie zur Königin machen würde?

Träume umspannen sie.

Sie fuhr mit dem König in einem von Schwänen gezogenen Kahn über einen dunklen Bergsee — die Nebel wogten im Thal — silberne Mondstrahlen zitterten über dem Wasser — —

„Da träumt sie wieder mit offenen Augen wie eine Mondsüchtige!“ schalt die Stiefmutter. „Geh und laß dich rasch noch einmal frisieren! Deine Locken sind ganz zerzaust.“

Mathilde strich über ihr flimmerndes Haar. „Ach, das sieht doch gleich wieder verwirrt aus!“ meinte sie ungeduldig. „Laß mich nur so!“

„Unverbesserlich!“ Die Erzherzogin Albrecht nahm ihre langen Handschuhe auf und ging voran zur Thür, die ein Lakai von der anderen Seite schnell aufriß.

Der Wagen des Königs Ludwig fuhr gerade durch den Park und bog in den breiten weißen Kiesweg ein, der zur Villa führte.

Die übrigen aus Wien geladenen Gäste waren bereits nebst Waldsteins und dem Gefolge im Salon versammelt, als die Herrschaften mit dem König eintraten. Gleich darauf begab man sich zur Tafel.

Die Unterhaltung an dem runden, mit dunklen Buchenzweigen und brennendroten Geranien geschmückten Tisch blieb ziemlich steif. Versteckt hinter einer Lorbeer- und Kamelienwand saßen einige ungarische Violinspieler und geigten die wildseligen, be rauschenden Zigeunerweisen.

Der Graf Waldstein warf öfter einen Blick auf seine Tochter, die ihm schräg gegenüber saß. Er konnte sich einer stillen grollenden Bewunderung nicht ganz erwehren, wenn er ihre vollendete Selbstbeherrschung beobachtete. Sie unterhielt sich liebenswürdig mit ihren Nachbarn, niemand hätte in ihrem Gesicht oder

Benehmen eine Spur der furchtbaren Aufregungen, die sie soeben durchgemacht hatte, bemerken können.

„Auf einen Fürstenthron gehört sie mit ihrem Anstand, ihrer Schönheit!“ dachte der Alte wütend. „Aber nicht in eine elende preussische Leutnantswirthschaft!“

Die Musik verdeckte die langen Pausen, die oft in der Unterhaltung entstanden. König Ludwig fand sehr wenige Berührungspunkte mit dem Erzherzog Albrecht. Dessen Gattin war ihm sogar entschieden unangenehm. Die langatmigen Erörterungen eines alten Generals, der die Schlacht von Königgrätz jedenfalls gewonnen haben würde, wenn er sie allein zu leiten gehabt hätte, langweilten ihn wie alle militärischen Fragen. Außerdem war er zu gerechtdenkend, um die Fehler so vieler Jahre dem einen österreichischen Feldherrn, dem einst so berühmten, jetzt so tief gestürzten Feldmarschall Benedek, zuzuschreiben. Das vornehme Schweigen, mit dem der alle Vorwürfe und Schmähungen stumm-gelassen über sich ergehen ließ, berührte verwandte Anklänge in König Ludwigs Seele.

„Gänzlich verstummen, wenn man verkannt oder mißverstanden wird — das ist die einzige Waffe vornehm denkender Naturen,“ sagte er endlich ernst, als die Anklagen kein Ende nehmen wollten.

Der alte General schwieg mit rotem Kopf still. Nachher konnte er es aber doch wieder nicht lassen, als man beim Kaffee in den Salons herumstand, sich an König Ludwig heranzudrängen und ihm die Schlachtlinie mit dem Nagel auf der eigenen Handfläche vorzuzeichnen.

König Ludwig hörte und sah freilich kaum hin, aber das störte den unermüdblichen Redner gar nicht. Er nahm das Verstummen des Königs für Einverständnis.

Die Erzherzogin Mathilde bemerkte die gelangweilte

Miene des Königs. Sie wagte aber nicht recht, an ihn heranzugehen. Die Späheraugen der Stiefmutter belauerten sie zu scharf. Endlich gelang es ihr, Gisela in den Erker des Saales zu ziehen. Die älteren Damen umstanden gerade alle die Erzherzogin Albrecht, während die Herren sich im Rauchzimmer sammelten.

„Ich habe Papa alles gesagt, Gisela,“ flüsterte Mathilde eilig der Freundin zu. „Du sollst bei mir bleiben, bis die ‚Blage‘ ihren Urlaub beendet hat und in frischer Unausgestehlichkeit zurückkehrt.“

„Wirklich — ich darf in Siezing bleiben?“ Gisela lächelte etwas bitter. „Ich fürchtete schon, auf mein Geständnis hin müßte ich dich sofort verlassen.“

„Die Frau Stiefmama wollte das natürlich. Ah — ich verabscheue diese Frau!“

„Nicht doch, Liebling, du mußt sie nicht hassen! Gönnen ihr den Triumph nicht, dir böse Gefühle zu erregen, sondern nimm dich ihr gegenüber recht zusammen!“

„Das kann ich nicht — sie ist mir gar zu widerwärtig mit ihrer langen Schnüffelnase, die sie in alles steckt.“

Gisela zupfte gedankenlos an den samtlila Orchideen, die zwischen den Farnen und Palmentwedeln ihre seltsam geformten Blüten ins Licht reckten.

„Wo spioniert sie denn jetzt wieder herum? Siehst du sie? Ist sie hier im Zimmer?“ fragte Mathilde.

Gisela beugte sich vor. „Nein — nebenan sehe ich einen Schimmer ihrer grünseidenen Krinoline.“

Mathilde zog verstohlen ein silbernes Etuis aus der Tasche ihres weißen Musselinkleides und zündete sich rasch eine Zigarette an. Mit wahrer Wollust sog sie die blauen Rauchwölkchen mit ihren feinen, leicht zitternden Nasenflügeln ein. „Das tut gut auf den Arger!“

„Mathilde, wenn die Erzherzogin dein Rauchen merkt! Gestern schalt sie erst darüber.“

„Ach was! Küssen tun wir uns doch nicht, da riecht sie's halt auch nicht. Verstecken kann ich die Zigarette schnell, wenn sie hereinkommt.“

„Ach, wenn ich dich doch erst all diesen peinlichen Verhältnissen entrückt wüßte!“

„Wie sollte das geschehen, Gisela?“

„Kleine Heuchlerin, du weißt ganz genau, was ich meine!“

Mathilde schüttelte errötend den Kopf. „Gisela, könnte Herr v. Königseck nicht zur Botschaft nach München gehen, oder dort Kammerherr werden?“ fragte sie lebhaft.

„Bei der zukünftigen Königin Mathilde von Bayern? — Geliebte kleine Intrigantin, verteilst du jetzt schon Hoffstellen? Nein, mein Herz, aus dem Plan kann nichts werden, so hübsch er auch erdacht ist. Königseck hängt mit ganzem Herzen an seinem Beruf und seinem Vaterlande. Ich könnte ihn nie zu Schritten bereuen, die er wahrscheinlich später bereuen würde.“

„Aber du gibst doch alles um feinetwillen auf — Familie, Heimat, Freunde! Da kann er doch auch ein Opfer bringen!“

„Mathilde — ich gebe freiwillig nichts auf. Ich werde verstoßen — das ist ein Unterschied.“

„Na ja, ich sehe schon, wer im Hause Königseck regieren wird,“ meinte Mathilde weise. „Du läßt dich gewiß bald arg tyrannisieren, aber ich komm' und schau' nach dem Rechten, Schächer!“

„Das tu nur!“ Um Giselas Mund glitt ein zärtlich glückliches Lächeln.

„Herrgott — die Stiefmama!“

Die Erzherzogin Albrecht trat soeben in die offene Tür.

„Mathilde, Seine Majestät der König wünscht —“

Mathilde hatte die brennende Zigarette schnell aus dem Mund genommen und versteckte sie gedankenlos in den Falten ihres weitgebauschten, lustigen Kleides.

Eine helle Flamme züngelte auf. Die Erzherzogin Albrecht stieß einen entsetzten Schrei aus und flüchtete mit abwehrend ausgestreckten Händen in die entfernteste Ecke.

Die anderen anwesenden Damen kreischten. Gisela wollte sich auf die in dieser einen Sekunde bereits lichterloh brennende Gestalt werfen, um der Unglücklichen die Kleider abzureißen, aber Mathilde floh vor ihr zurück. „Fort — fort — ich brenne!“ Ein entsetzlicher Angstschrei brach von ihren Lippen.

Wie eine lodernde Feuerfäule, besinnungslos, halb wahnsinnig vor Angst und Schmerz, stürzte sie vorwärts.

„Wasser — Decken —“ schrie Gisela und lief der Unseligen nach.

Der Erzherzog Albrecht stand mit dem Rücken gegen die halboffene Tür seines Rauchzimmers. Er hob lauschend den Kopf. Laute Angstschreie gellten zu ihm herein. Im selben Augenblick sah er auch schon die brennende Gestalt seines Kindes vor sich.

Vor Schrecken gelähmt, blieb er regungslos stehen, während König Ludwig sofort die Decke vom Tisch riß. Tassen, Gläser, Leuchter klirrten zu Boden. Schnell entschlossen warf er den dicken Stoff auf die Brennende und preßte sie fest an sich.

Die Flammen züngelten auf, der Rauch schoß in die Höhe und hüllte beide in eine dichte Wolke ein.

Inzwischen hatten die anderen ihre Besinnung wiedergewonnen. Indische Gebetsteppiche, die am Boden lagen, wurden aufgerafft und über die unglückliche Erzherzogin geworfen. Lakaien schleppten Eimer



und Rannen herbei und gossen Wasserströme in die erlöschenden Flammen.

König Ludwig ließ Mathilde sanft zur Erde gleiten. Sein Gesicht war von Rauch und Ruß geschwärzt, seine Hände verbrannt.

Niemand wagte im ersten Moment, die sich am Boden krümmende Gestalt, von der Kleider- und Deckenfetzen verkohlt herunterhingen, anzurühren. Ludwig war der erste, der sich herunterbeugte und mit Giselas Hilfe die Verbrannte auf die Chaiselongue legte. Die Lakaien gossen noch immer Wasserströme über Möbel und Parkett aus, obgleich nichts mehr brannte.

„Einen Arzt — schnell einen Arzt!“ schrie Gisela.

Das Gesicht des Erzherzogs Albrecht war aschgrau. Die Damen rangen weinend die Hände. Die Herren standen mit entsezten, ratlosen Gesichtern herum. Leise verschwand einer nach dem anderen. Niemand hielt sie zurück.

Die Erzherzogin Albrecht lag im Sessel. Ihre Hofdame reichte ihr ein mit Atheressenz getränktes Taschentuch. „Das schreckliche Kind!“ stöhnte sie. „Natürlich ist allein ihr Ungehorsam schuld. — So hören Sie doch auf zu gießen!“ Sie zog heftig ihren Fuß fort, als ein kalter Wasserstrahl sie traf.

Gisela beugte sich schluchzend über das Ruhebett. Mit zitternder Hand strich sie über Mathildes Haar. Ganze Strähnen versengter Locken blieben zwischen ihren Fingern. Das Gesichtchen war so vom Rauch geschwärzt, daß man nicht erkennen konnte, ob das auch verbrannt war.

„Wir müssen sie in ihr Zimmer bringen,“ sagte Gisela zu König Ludwig. „Dort können wir erst sehen, wie schwer sie verlegt ist.“

Der König schob vorsichtig seine Arme unter den

zarten Körper, über dem immer noch der zerrissene, versengte Teppich lag. Die Erzherzogin Mathilde wimmerte schwach.

Mit einem Male machte sie die Augen auf. Sie sah in das schöne, traurige Gesicht des Königs, in seinen blauen Augen standen große Tränen des Mitleids, während Gisela eine ihrer schlaff herunterhängenden Hände mit Küssen bedeckte.

„So — so — möchte ich sterben!“ hauchte die Erzherzogin ganz leise. Sie wollte weiterprechen, aber ein entsetzter Blick trat in ihre weitgeöffneten Augen. Die Worte erstarben in einem furchtbaren Schmerzensschrei, der den Hörern das Blut in den Adern stoden ließ. Schrei folgte auf Schrei — Schreie, wie nur Menschen, die gefoltert werden, sie austoßen können.

Der König trug die Unglückliche mehr laufend wie gehend in ihr Schlafzimmer und legte sie mit Giselas und der Kammerfrau Hilfe aufs Bett. Erst als die Ärzte eintraten, um Verbände anzulegen, ging er hinaus.

Mit größter Vorsicht wurden die Kleiderreste von dem verbrannten Körper entfernt. Gisela kämpfte bei dem Anblick, der sich jetzt bot, mit einer Anwandlung von Schwäche. Den ganzen Unterkörper der unglücklichen Erzherzogin bedeckten furchtbare Wunden, an vielen Stellen war das Fleisch bis auf die Knochen heruntergebrannt. Keine Morphiumeinsprizung half bei diesen übermenschlichen Qualen, in denen die Unglückliche sich auf ihrem Bette wand.

Gisela kniete neben ihr.

„Verlaß mich nicht!“ stöhnte Mathilde.

„Nein — nein, keine Sekunde mehr weiche ich von deinem Bett.“

„Hörst du, Papa — Gisela bleibt bei mir!“ jammerte die Arme.

„Ja — ja, mein armes Kind — alles, was du willst, soll geschehen!“ versprach der Erzherzog, der die Zähne aufeinanderbiß, um ruhig zu bleiben. Aber er hielt den Jammer nicht mehr aus. Er ging vor die Tür und preßte die Stirn an das harte Holz. Ein Weinkrampf schüttelte die sonst stets steif aufgerichtete Gestalt.

„Wie geht's ihr denn? Lassen die Schmerzen nicht bald nach?“ fragte die Erzherzogin Albrecht, die während des Verbindens im Vorzimmer geblieben war.

„Nein — sie muß sterben!“ entgegnete der Erzherzog kurz. Tränen stürzten aus seinen Augen.

Seine Gemahlin sah ihn in höchster Überraschung an. „Nimm dich doch zusammen!“ ermahnte sie. „Es ist ja ein sehr beklagenswerter Unfall, aber Mathilde trägt ganz allein die Schuld an dem Unglück.“

„Mein einziges Kind — so jammervoll muß das zu Grunde gehen!“ Der Erzherzog drückte die geballte Hand gegen die Stirn.

„Du mußt dich bei Seiner Majestät verabschieden.“

„Tu du das nur für mich!“ entgegnete der Erzherzog. „Dich vermag ja sogar dieses schreckliche Unglück nicht zu erschüttern!“

„Hättest du deine Tochter strenger erzogen, wäre es nicht geschehen, aber natürlich —“

Die Erzherzogin verstummte. Ihr Gemahl warf ihr einen Blick zu, der selbst ihre Zunge zum Schweigen brachte. Liebe oder Anerkennung lag nicht in seinen geröteten Augen, als er der Gattin nachsah, die, ihre seidene Schleppe raschelnd hinter sich her ziehend, sich mit gemessenen Schritten entfernte.

König Ludwig erwartete draußen im Korridor die Ärzte. „Kann sie gerettet werden?“ fragte er den ersten, der ihm in den Weg kam.

„Nein, Majestät — die Verletzungen sind zu schwer.“

Auch die inneren Organe haben gelitten," antwortete der Arzt traurig. „Mein Kollege bleibt die Nacht bei der Kranken. Vorläufig wirkt keine Einspritzung — nichts lindert die namenlosen Leiden. Wir haben alles versucht — umsonst! Es ist furchtbar, dabei zu stehen, ohne helfen zu können.“

Der König senkte den Kopf. Ein düsterer Blick trat in seine Augen. „Wohin ich komme, verfolgt mich das Unglück — es heftet sich an meine Füße!“ sagte er schwermütig.

„Eure Majestät haben die Erzherzogin vor dem Feuertode bewahrt," entgegnete der Arzt.

„Damit habe ich nur ihre Qualen verlängert. Sie war hold, schön und fröhlich — und muß so schauerlich zu Grunde gehen!“

„Majestät sind gewiß auch verbrannt. Ich sehe Blasen an den Händen. Darf ich Salbe auflegen?“

Der König entzog ihm schnell die Hände wieder. „Lassen Sie nur. Das spüre ich kaum, wenn ich daran denke, was das arme Kind leiden muß.“

„Der Wagen ist vorgefahren, Majestät," meldete der Adjutant.

„Ja, kommen Sie. Wir wollen nach Schönbrunn zurückfahren. Hier können wir doch nichts nützen.“

Ehe der König noch den Korridor verlassen hatte, gellte ein furchtbarer Schrei ihm nach, der aus dem Krankenzimmer kam, ein Schrei, der nichts Menschenähnliches mehr hatte in seiner wilden, rasenden Verzweiflung.

König Ludwig wurde totenblaß. „Gott, mein Gott, warum folterst du dies holde Geschöpf!“ Er packte den Arm des Arztes. „Seien Sie barmherzig, geben Sie ihr, was Sie wollen, damit diese Qualen aufhören! Besser der Tod wie solch Leiden! — Und

das ist nun das Ende eines kurzen, schönen Traumes!“ Er sah starr an der Erzherzogin Albrecht vorbei, die mit vielen Erklärungen und Entschuldigungen ihm in den Weg trat. Seine Augen waren wie nach innen gerichtet, als ob er nichts mehr von der Außenwelt wahrnehme.

Die Erzherzogin Albrecht betrauzigte sich heimlich. „Er sieht aus, als ob er den Verstand verloren hätte,“ dachte sie. „Sollte er wirklich Mathilde geliebt haben?“

Ein plötzliches Mitleid mit ihrer unglücklichen Stieftochter wallte in ihr auf. Sie ging auf den Fußspitzen nach dem Krankenzimmer. Das Schreien der Unglücklichen war in ein wimmerndes Stöhnen übergegangen. Der Arzt, die Kammerfrauen und Gisela bemühten sich unablässig, mit allerlei Mitteln die Schmerzen zu lindern.

„Kann ich etwas für dich tun, Mathilde?“ fragte die Erzherzogin Albrecht und versuchte, ihrer spröden, unbiegsamen Stimme einen freundlichen Klang zu geben.

Das bis zur Unkenntlichkeit verzerrte Gesicht der Kranken starrte sie entsetzt an. „Fort — geh fort!“ schrie sie verzweifelt auf. „Gisela — schick sie fort — ich will sie nicht sehen!“

„Kaiserliche Hoheit, wir dürfen die Kranke nicht erregen —“ bat der Arzt.

Die Erzherzogin Albrecht verließ ohne einen Laut der Erwiderung das Zimmer.

---

### Dreizehntes Kapitel.

Gisela zog den grünen Damastvorhang von Mathildes Bett zurück. Der helle Tageschimmer fiel über das abgekehrte Gesicht der Unglücklichen. Das weiche blonde

Haar ringelte sich in losen Locken über dem Kopfkissen. Die großen Augen glänzten überirdisch.

„Hast du wieder die ganze Nacht bei mir gewacht, Gisela?“ fragte die Erzherzogin. Sie konnte nur noch sehr leise und in langen Pausen sprechen.

„Was könnte ich tun, als bei dir zu wachen, mein Herz!“ entgegnete Gisela zärtlich.

„Du hast mich nicht verlassen, Gisa — seit jenem furchtbaren Tage?“

„Nein, Liebling — keine Minute.“

„Wie lange ist das jetzt her, Gisela? Ich weiß nicht —“

„Denke dir, heute nacht ist der erste Schnee gefallen, Mathilde. Der Garten ist weiß, die Blumen lassen alle ihre erfrorenen Köpfe hängen.“

„Der erste Schnee — das ist früh! Werde ich jemals wieder Schneebälle werfen, die Bäume glitzern sehen, Gisela?“

„Warum denn nicht? Die Wunden werden gewiß jetzt bald anfangen zu heilen.“

„Gisa — du hast mich noch nie belogen — ich glaube doch, ich muß sterben!“ In den großen, fieberhaft glänzenden Augen lag plötzlich eine unsagbare Angst. „Sterben — und ich bin doch noch so jung!“

Gisela kniete vor dem Bett nieder. „Wenn ich doch für dich sterben könnte, mein Kleines — mein Einziges!“

„Nein — du nicht! Du mußt leben und glücklich sein.“

„Ohne dich nicht, Mathilde!“

„Doch — sehr glücklich!“ Ein wehes Lächeln suchte um den blassen Mund. „Der Schmerz um mich wird mit der Zeit vergehen — ich bin ja für niemand auf der Welt unerseßlich, auch für dich nicht, Gisela!“

„Mathilde — was du mir gewesen bist, kann mir kein anderer Mensch wieder sein.“

Die Erzherzogin antwortete lange Zeit nichts. Gisela glaubte, sie sei vor Schwäche eingeschlafen und wagte nicht, sich zu rühren.

Da sagte die Erzherzogin plötzlich: „Hol mir doch ein paar rote Buchenzweige und Herbstzeitlosen aus dem Garten, Gisela!“

„Das Laub ist längst von den Bäumen abgefallen, Mathilde, und die Blumen sind abgeblüht.“ Sie streichelte zärtlich die kleinen abgemagerten Hände. „Nachher bringe ich dir Rosen aus dem Treibhaus.“

Mathilde achtete nicht auf ihre Worte. „Weißt du, damals trug ich einen Kranz von Herbstzeitlosen und roten Blättern im Haar. Ich war so fröhlich und sang dem König sein Lieblingslied vor:

In fernem Land,  
Unnahbar euren Schritten —“

Ganz leise wie im Traum summt sie die Melodie vor sich hin.

„Jetzt gehe ich auch bald in ein fernes Land — unnahbar euren Schritten — und du wirfst mir wieder einen Kranz aufsetzen und —“

„Sei still, Mathilde — ich kann das nicht mehr ertragen!“ Gisela schluchzte leidenschaftlich auf. Rasch faßte sie sich aber wieder. „Möchtest du König Ludwig sehen, Mathilde? Er schreibt oft und erkundigt sich nach dir. Ich glaube, er käme sofort, wenn du es wünschest.“

Mathilde blieb eine Weile stumm. „Nein — ich darf ihn nicht wiedersehen!“ sagte sie dann ernst. „Sein Anblick würde die ganze Sehnsucht nach Leben und Glück in mir aufwecken. — Wer klopft da? Laß niemand herein, Gisa!“

Gisela schlich zur Tür. „Es ist die Kammerfrau, mein Herz. Prinzess Fredrike schickt einen ganzen Korb mit Rosen und möchte wissen, wie du geschlafen hast, und ob sie dich heute sehen kann?“

„Wie gut alle zu mir sind!“ Mathilde strich über die duftenden Rosen, die Gisela ihr hinhielt. „Welche Pracht — rote, weiße und rosa — so schöne Farben. Leg sie auf mein Bett — bitte. Ja, ich will Fredrike sehen, wenn sie kommt — aber nicht lange.“

„Nur wenige Minuten, Herz. Wenn ich sie ganz abweisen muß, denkt Prinzess Fredrike, ich will sie absichtlich von dir fernhalten. Sie ist sehr verändert in ihrem Benehmen gegen mich, seit sie weiß, daß ich Königsseks Braut bin — steif und unnahbar wie gegen eine Fremde.“

„Tut dir das weh, Gisela? Dann will ich sie bitten, anders gegen dich zu sein. Sie schlägt mir jetzt keine Bitte ab.“

„Laß das nur, Liebling. Beunruhige dich deswegen nicht. Es war dumm von mir, das überhaupt zu erwähnen. Vielleicht ist die Prinzess auch nur ein bißchen eifersüchtig, weil ich mehr um dich sein darf als sie.“

Die Erzherzogin lächelte nur matt. Ihre Kräfte waren durch das Sprechen erschöpft — sie lag jetzt ganz still, kaum merklich atmend da.

Gisela ging auf den Zehenspitzen im Krankenzimmer herum. Eine Schwester und die Kammerfrau halfen ihr, alles in Ordnung zu bringen. Die Fenster wurden geöffnet, die blaßgrünen Damastvorhänge am Bett knisterten leise im Luftzuge.

Gisela erschauerte. Das grünverhangene Bett mit den darüber verstreuten Rosen erschien ihr wie ein mit Rasen und Blumen bedecktes Grab. Sie hätte sich



gern vor dem Bett auf die Kniee geworfen und ihren Jammer in die Kissen hineingeschluchzt, aber sie mußte still, ganz ruhig und gefaßt bleiben. Die Ärzte erwarteten täglich den Tod der Erzherzogin. Die Brandwunden waren in Eiterung übergegangen, dadurch trat eine Blutvergiftung ein. Die namenlosen Qualen, die diesem unvermeidlichen Ausgang vorangingen, hatten die Kräfte der Kranken völlig erschöpft. Meist lag sie ganz apathisch da.

Jetzt aber hörte sie das leise Sprechen der aufräumenden Kammerfrau und Pflegerin. „Was flüstert ihr da?“ fragte sie unruhig. In ihren Augen lag ein gespannt horchender, argwöhnischer Ausdruck. Sie sah abwechselnd in der Schwester gesundes, frisches, dann in ihrer Kammerfrau altes, vergrämtes Gesicht. Das überreizte Gehör der Sterbenden war durch die innere, mühsam verborgene Todesangst unnatürlich geschärft. Das leiseste Flüstern erriet sie.

„Nichts — nichts, Kaiserliche Hoheit!“ beschwichtigte die Kammerfrau. „Die Schwester fragte nur etwas ganz Gleichgültiges.“

„Belüge mich nicht, Liesel! — Ihr belügt mich ja immer.“ Ein paar große Tränen liefen über das zarte Gesicht. „Die Schwester fragte gewiß, ob ich nicht beichten wolle?“ In dem schmalen, schneeweißen Gesicht drückte sich die ganze herzerreißende Angst eines jungen Menschen aus, der vom Leben scheiden soll. „Gisela — was muß ich denn beichten? Ich hab' die Stiefmama ja nicht gemocht — kein bißchen lieb hab' ich sie gehabt, und oft hab' ich die verbotenen Zigaretten geraucht. Sonst weiß ich aber nichts.“ Die Worte waren nur noch schwer verständlich. „Oder bin ich dem König Ludwig zu gut gewesen — ist das eine Sünde?“

„Mein, mein Liebling. Jemand zu lieben, ist nie eine Sünde,“ antwortete Gisela ruhig, während die Kammerfrau die Schürze vors Gesicht schlug und schluchzend im Stuhl zusammensank. Die Schwester stand dem Bett abgekehrt. Ihre schwarze Gestalt warf einen scharfen Schatten auf die helle Wand. „Aber wenn man jemand gar nicht leiden kann — das ist vielleicht doch unrecht, Mathilde.“

„Meinst du, daß ich die Stiefmama holen lassen soll, Gisela — und ihr die Hand geben muß?“

„Ich glaube, es würde deinen Vater freuen, Mathilde. Er grämt sich so sehr.“

„Der arme Papa — er hat mich doch wohl ein bißel gern gehabt — glaubst du das auch, Gisa?“

„Sehr — sehr liebt er dich.“

„Gut — ich will die Stiefmama sehen — heut abend vorm Einschlafen — gelt?“

Gisela nickte. Augenblicklich brachte auch sie kein Wort heraus.

„Heul nicht, Liesel. Du kriegst ja immer solche rote Nase davon!“ Die Erzherzogin streckte ihrer alten Kammerfrau die Hand hin.

Die alte Dienerin fiel vor dem Bett auf die Kniee. „Ach, mein gold'ger Engel, meine süße, süße kleine Hoheit — und nun —“

„Nimm eine Schere, Liesel, und schneid dir eine schöne lange Locke ab. Die darfst du behalten, weil du mich immer so arg gerauft hast beim Kämmen. Für Gisela und Prinzess Fredrike auch eine. Wie deine Hände zittern! So bringst du das nie fertig, du Dummer!“

Gisela winkte der fassungslosen Kammerfrau zu, hinauszugehen. Die Schwester nahm die Schere in ihre Hände.

„Soll ich es tun, Kaiserliche Hoheit?“

Mathilde nickte. „Ja, Schwester Angelika, tun Sie's. Ich war ja immer sehr eitel auf mein Haar, aber nun ist's egal —“

Ein Schauer lief über ihren Körper. Sie lag wieder ganz still — niemand konnte erkennen, ob sie es noch wahrnahm, als bald darauf Prinzess Fredrike leise an das Bett trat und auf die sterbende Freundin heruntersah.

„Ist sie schon lange so teilnahmslos?“ fragte sie und küßte die Stirn der Kranken und die kleinen durchsichtigen Hände, die lose zusammengefaltet zwischen den Rosen auf der Decke lagen.

„Seit kurzer Zeit erst. Vorhin sprach sie noch viel — das hat sie wohl angegriffen.“ Gisela überließ der Schwester ihren Platz am Bett und begleitete den Besuch hinaus.

In Prinzess Fredrikes Gesicht lag ein seltsamer Ausdruck, den Gisela nicht enträtseln konnte, der sie aber peinlich berührte. Die großen braunen Augen der Prinzessin musterten sie mit entschieden feindseligen Blicken.

„Königliche Hoheit könnten heute vielleicht noch einmal versuchen, Mathilde zu sehen,“ schlug sie vor. „Der Zustand ist gegen Abend oft ein wenig besser.“

„Ich wünschte sehr, daß Mary die arme Mathilde noch sehen könnte.“

„Kommt Prinzessin Mary jetzt her, um Mathilde zu besuchen?“ fragte Gisela lebhaft.

„Nein — deswegen nicht. Meine Mutter und meine Schwester verlassen die Marienburg, weil man ihnen dort den Aufenthalt unerträglich macht,“ antwortete Prinzess Fredrike mit mühsam unterdrücktem Zorn.

„Wieso?“ Gisela wurde abwechselnd rot und blaß.

Diese Mitteilung berührte sie peinlich und machte sie unwillkürlich befangen, obgleich sie nie in ihrer Korrespondenz mit Königssee politische Fragen berührte. Sie fühlte aber instinktiv den Argwohn heraus, der dieser Mitteilung zu Grunde lag.

Prinzeß Fredrike beobachtete scharf. Giselas Farbenwechsel entging ihr nicht. „Sie werden ja ganz blaß, Gräfin Waldstein!“

„Ich bin wohl etwas angegriffen von den vielen Nachtwachen.“

Die Prinzeß zuckte fast unmerklich die Achseln. „Oft genug habe ich mich angeboten, Sie abzulösen, aber Sie lassen ja niemand zu Mathilde heran.“

„Königliche Hoheit sind heute ungerecht gegen mich.“

„Bin ich das? Vielleicht — vielleicht auch nicht.“

Prinzeß Fredrikes feingezeichnete Augenbrauen schoben sich zu einer schwarzen Linie zusammen. Das gab ihrem schönen jungen Gesicht einen düsteren Ausdruck. „Zu verwundern ist es jedenfalls nicht, wenn wir bitter und mißtrauisch werden.“

„Königliche Hoheit sind doch hier nur von Freunden umgeben.“

„Weiß ich noch, wer Freund oder Feind ist? Vielleicht tragen unsere besten Freunde eine Maske. O diese Unsicherheit, dies Tappen im Dunkeln, dieses geheime Mißtrauen ist entsetzlich!“

„Was ist denn eigentlich geschehen, um Königliche Hoheit so zu erregen?“

„Nichts weiter, als daß es der preußischen Regierung zu Ohren gekommen ist, daß unsere Getreuen eine Ehrenlegion gebildet haben. Man vermutete, daß die Fäden dieses Komplotts in der Marienburg zusammenliefen. Der König von Preußen verlangt daher von meiner Mutter, sie solle ihren Hofstaat entlassen und

eine preußische Umgebung erhalten, da er sie nur so als geehrten Gast in seinen Landen betrachten könne. Natürlich weigerte meine Mutter sich, ihren Hofstaat zu entlassen und sich preußische Hofherren aufzwingen zu lassen. So hat man ihr denn anempfohlen, die Marienburg so bald als möglich zu räumen.“

„Wie traurig!“

„Traurig! Das ist ein sehr milder Ausdruck. Mir fehlen die Worte dafür. Wir werden ausgewiesen — vertrieben nicht nur aus unserem Königreich, sondern sogar aus dem Privatbesitz meiner Mutter, wo sie in stillster Zurückgezogenheit mit einigen alten Freunden leben wollte!“

„Königliche Hoheit müssen bedenken, daß Preußen im Frieden keine geplanten Feindseligkeiten dulden darf.“

„Wir haben noch keinen Frieden mit Preußen geschlossen.“

„Dann dürfen Königliche Hoheit sich aber auch nicht wundern, wenn das welfische Königshaus so behandelt wird!“

„Ich merke, daß ich nicht mehr mit der mir befreundeten Österreicherin, sondern mit der Braut eines Preußen spreche. Aus unserer nächsten Umgebung muß vieles hinausgetragen worden sein, sonst könnten diese geheimen Vorgänge Preußen nicht bekannt geworden sein.“

„Glauben Königliche Hoheit, daß ich die Verräterin bin? Wann ist jemals in meiner Gegenwart von politischen Dingen geredet worden?“

„In unserem Familientreise nicht. Aber Graf Hallermund, der, wie ich hörte, um Sie angehalten hat, Ihnen also sehr zugetan sein muß, ist vielleicht weniger vorsichtig gewesen.“

„Wer flößte Eurer Königlichen Hoheit diesen schrecklichen Verdacht ein? Aus Ihrem Herzen kommt der nicht!“

„Ihr eigener Vater warnte uns, Gräfin Waldbstein, ehe er nach Prag zurückkehrte.“

„Mein eigener Vater! Das hätte ich mir denken können! Es gibt Anschuldigungen, Prinzess, gegen die sich auch nur mit einem Wort zu verteidigen eine Herabwürdigung ist.“

„Sie haben sich vielleicht nichts Böses gedacht.“

„Ich korrespondiere mit Herrn v. Königsack nur über persönliche Verhältnisse — etwas anderes kann ich nicht sagen. Ich will Mathilde nicht verlassen, sonst würde ich noch in dieser Stunde von Hiezing abreisen, vor allem die Villa Braunschweig nie wieder betreten.“

Prinzess Fredrike war im Grunde eine zu edle Natur, um den Ton der Wahrheit nicht herauszuhören. Die furchtbare Erbitterung aber, geschärft durch die Sorge um Rammingens Geschick, die aufsteigenden Zweifel an der Wiederherstellung des Königreichs Hannover hatten sie hart und ungerecht werden lassen. Schon jetzt bereute sie ihre Worte. „Wenn ich Ihnen unrecht tat, Gisela, so verzeihen Sie mir!“ sagte sie wärmer und mit einem Anflug der früheren Herzlichkeit im Ton.

Aber der kränkende Verdacht hatte Gisela zu tief getroffen. Sie antwortete nicht, sondern begleitete die Prinzess förmlich bis zur Tür, an der sie sich mit einer Verbeugung verabschiedete.

Die Prinzessin wollte gern noch ein paar beschwichtigende, einlenkende Worte sagen, aber ihre Füße trugen sie hinaus, ehe sie die rechte Anknüpfung gefunden hatte.

In einer ungelösten Dissonanz klang diese einst so innige Freundschaft aus.

Mit einem unbefchreiblich wehen Gefühl im Herzen ging Gifela ins Krankenzimmer zurück. Die Schwester faß steif aufgerichtet neben dem Bett. Das Rascheln ihrer Leinenschürze peinigte Gifela — sonst war es so lautlos still in der Stube. Draußen rieselte ein feiner kalter Regen herab. Der Nebel hing einen grauen Samtvorhang vor die Fenster. Eine matte Herbstfliege stieß brummend mit dem Kopf gegen die Decke.

Die Atemzüge der Kranken wurden immer leiser — kaum waren sie noch hörbar. Gifelas Herz krampfte sich zusammen — sie beugte sich tief über das Bett.

Weiß wie der heute früh gefallene Schnee war das Gesicht in den Rissen, seltsam schmal und eingefallen.

Gifela sank in die Kniee. „Rufen Sie den Erzherzog zu seiner Tochter!“ sagte sie tonlos zur Pflegerin.

Aber ehe noch der Erzherzog Albrecht, seine Gattin, die Ärzte aus den verschiedenen Räumen zusammengeholt werden konnten, war der letzte Seufzer der Sterbenden wie das sanfte Ausklingen einer zerrissenen Saite leise entflohen.

---

#### Vierzehntes Kapitel.

Hoch aufplackerten die rötlich brennenden Wachskerzen. Der herbe Geruch des Immergrüns, der betäubende Lilien- und Rosenduft lag schwül und schwer in der Luft. Das Licht verschwamm vor Gifelas Augen, sie sah nur ein Gewirr von glänzenden Uniformen, schwarzen Kreppschleiern und Schleppen. Wie aus weiter Ferne hörte sie das unterdrückte Weinen einiger Damen. Die Worte des Geistlichen gingen eindrucklos an ihrem Ohr vorüber. Erst als der Knabenchor wie jubelnde Engelftimmen einen lateinischen Gesang anstimmte, zuckte es in ihrem Herzen.

Ihr Blick fiel auf den weißen Sarg, der wie ein Lilienhügel auf dem mit weißem Samt beschlagenen Postament in der Mitte des Saales stand. War das wirklich wahr, daß Mathilde darin lag — oder narrete sie ein entsetzlicher, banger Traum? Wenn sie die Augen schloß, sah sie die zierliche Gestalt mit den wehenden blonden Locken greifbar deutlich in dem herbftlich bunten Park umherhuschen, sah sie im chinesischen Saal sitzen und lustig mit den silbernen Glöckchen klimpern, sie hörte die helle jubelnde Stimme wie eine Lerche singen, fühlte die weichen Arme um ihren Hals, den Druck der süßen rofigen Lippen auf ihrem Munde. Und all dies jauchzende, blühende Leben war dahin! Die kleinen, unruhigen Füße lagen still und steif in dem schrecklichen weißen Sarg, den die Träger — Unteroffiziere der Kaisergarde — jetzt vom Postament hoben!

Sie preßte ihr Taschentuch in den Mund, um einen Verzweiflungsschrei zu unterdrücken. Tränen stürzten ihr übers Gesicht. Sie zog den schweren schwarzen Schleier vor, damit niemand in ihre gramdurchwühlten Züge sehen konnte. Draußen am Gitter warteten schon der achtspännige, schwarzverhangene Leichenwagen und die Hofequipagen. Nur die nächsten Leidtragenden fuhren mit nach Wien, wo die verstorbene Erzherzogin Mathilde in der Kapuzinergruft beigesetzt werden sollte.

Gisela schauderte. In dem ewigen trüben Dunkel der unheimlichen Gruft sollte nun dieser weiße Lilienhügel, der wie Schneewittchens Märchensarg aussah, stehen? Die, welche darin den ewigen Schlaf schlief, hatte die Wärme so geliebt, das Licht, das Leben — wohin war diese frühlingstfrohe junge Seele, die jedem Sonnenstrahl entgegenjauchzte, nun gegangen? Ausgelöscht, verweht wie eine abgeblühte Herbstzeitlose!

Sie starrte, gänzlich in ihre Trauer versunken, dem



weißen Sarge nach, um den der Weihrauchduft in losen blauen Wolken zerfloß.

„Kommen Sie, Gräfin!“ Der Kammerherr der Erzherzogin Albrecht bot ihr den Arm. „Sie sollen mit der Hofdame der verstorbenen Erzherzogin Mathilde zusammen fahren. Die Majestäten und die anderen hohen Herrschaften stiegen bereits in ihre Wagen.“

Gisela schüttelte den Kopf. „Ich danke — ich fahre nicht mit. Ich bleibe nur noch, um mich bei dem Erzherzog Albrecht nach seiner Rückkehr zu verabschieden, und reise dann sofort nach Prag.“

„Wie Sie befehlen.“ Der Kammerherr eilte schnell den übrigen nach.

Langsam setzte sich der traurige Zug in Bewegung. Das goldene Kreuz an dem schwarzen Leichenwagen flimmerte. Die hohen Federbüsche der Pferde nickten. Im Schritt fuhr die lange Reihe der Hofwagen hinterher.

Gisela ging, in die Villa zurückgekehrt, durch die leeren Zimmer. Die Lakaien schoben die Möbel zurecht und rissen überall die Fenster auf. Das Parkett war mit zertretenen Blumen, Tannenzweigen und Zypressenzweigen bedeckt. Die halb niedergebrannten Kerzen schwelkten. Sie bückte sich und hob einen herb duftenden Zypressenzweig auf.

Vorsichtig auf den Bebenspißen gehend, als betrete sie ein Heiligtum, ging sie nach dem Sterbezimmer herüber. Wie fremd und verändert sah auch hier bereits alles aus! Das Bett war von seinem Platz weggerückt, alle die tausend kleinen Toilettenfachen beiseite gestellt. Vor den weitgeöffneten Schranktüren knieten zwei Kammerzofen und nahmen Kleider und Wäsche heraus.

„Die schönen Spitzenroben behält die Erzherzogin

Albrecht alle selber," sagte die eine. „Wir bekommen höchstens ein paar längst abgelegte Seidenfähnchen. Aber ich weiß eine Dame vom Theater, die bezahlt gute Preise dafür — selber können wir sie ja doch nicht tragen.“

Als das Mädchen Gisela in der offenen Tür stehen sah, wurde sie rot und verstummte.

„Suchen gnädige Gräfin etwas?“ fragte die andere Jungfer ein wenig verlegen. „Die Kammerfrau der verstorbenen Erzherzogin liegt nämlich zu Bett, wir räumen darum hier ein wenig auf.“

„Lassen Sie sich nicht stören.“ Giselas Stimme klang heiser. „Ich gehe wieder — ich suche hier nichts mehr.“

Gisela lehnte sich einen Augenblick gegen die Tür, denn ein Schwindel überkam sie. Sie hatte ja von diesen Leuten nichts anderes erwarten können, und doch fühlte sie einen widrigen Geschmack des Efels im Munde, als die Jose fortfuhr: „Den Schmutzlasten nahm die Erzherzogin Albrecht sogleich an sich. Brillanten und Perlen kann sie ja auch während der Trauer tragen.“

Gisela zog die Tür hinter sich ins Schloß. Nur fort — rasch fort von hier!

Mit im Schoße schlaff zusammengelegten Händen, kaum eines klaren Gedankens fähig, blieb sie in ihrem Zimmer sitzen, bis die Equipagen aus Wien zurückgekehrt waren. Dann ließ sie die Hofdame anfragen, ob sie sich bei der Erzherzogin Albrecht verabschieden dürfe.

Zu ihrer Erleichterung wurde der Bescheid zurückgebracht, daß die Erzherzogin zu angegriffen sei, um die Gräfin zu empfangen. Sie lasse glückliche Reise wünschen.

Glückliche Reise!

Fast wie ein Hohn klang der Wunsch in ihren Jammer hinein.

Sie stand langsam auf, ihre Glieder waren bleischwer, ihre Schläfen hämmerten. Sie gab ihrer Jungfer den Befehl, schnell fertig zu packen. In wenigen Stunden ging der letzte Schnellzug nach Prag, den mußte sie auf jeden Fall noch erreichen.

Da klopfte ein Sakai an der Tür, die er gleich darauf aufriß. Erzherzog Albrecht selber stand auf der Schwelle. Die lange, sehnige Gestalt sah nicht mehr so straff aufgerichtet aus, etwas Müdes, Gebrochenes lag in seiner Haltung.

Gisela verbeugte sich tief. Der Erzherzog trat näher.

„Ich kann Sie nicht abreißen lassen, ohne Ihnen gedankt zu haben, Gräfin,“ sagte er langsam. Seine Worte kamen wie immer etwas hölzern und steif heraus, aber Gisela bemerkte trotzdem mehr Bewegung wie sonst jemals in seinen gelben, schlaffen Zügen. „Sie haben meine Tochter mit wahrer Aufopferung gepflegt.“

„Ich habe Mathilde aufrichtig geliebt,“ entgegnete Gisela einfach. Sie biß die Lippen aufeinander, um nicht in Tränen auszubrechen.

„Meine Frau würde Ihnen auch gern noch gedankt haben, aber sie fühlt sich leidend.“ Das klang wieder wie eine auswendig gelernte Lektion. „Die Erzherzogin beauftragte mich aber, Ihnen in ihrem Namen zu danken. Sie möchten ihr mitteilen, was Sie von Mathildes Schmuß zum Andenken zu behalten wünschen.“

„Nichts, Kaiserliche Hoheit.“ Gisela wußte zu genau, wie die Stiefmutter dachte. „Ich habe mir ein Paar kleine weißseidene Schuhe von Mathilde genommen

und das Tuch, das ich um ihr liebes Gesichtchen band, als sie gestorben war. Das ist mir genug.“

Der Erzherzog Albrecht bohrte seine Fußspitze in den Teppich und sah aufmerksam darauf hin. „Hat Mathilde nichts — gar nichts mehr gesagt?“ fragte er endlich. „Sie allein waren ja in den letzten Stunden um sie.“

„Sie sagte mir, sie glaube, ihr Vater habe sie doch lieb gehabt, und sie wolle der Erzherzogin Albrecht gern noch einmal die Hand geben.“

Der Erzherzog beugte sich näher zu ihr, um die Worte genau zu verstehen.

„Das wollte ich Eurer Kaiserlichen Hoheit zum Abschied noch mitteilen,“ fuhr Gisela fort. Sie konnte aber nicht erkennen, ob ihre Mitteilung den Erzherzog freudig oder schmerzlich berührte.

Er hatte sich fast brüsk abgewandt. Ein paar tiefe, wie schluchzende Atemzüge von ihm gingen durch das stille Zimmer.

Als er Gisela sein Gesicht wieder zudrehte, lag die Maske kalter Selbstbeherrschung wieder auf ihm. „König Ludwig ist von Wien direkt nach München zurückgefahren. Auch er bestellte einen Gruß für Sie, Gräfin. In der Villa Braunschweig haben Sie sich bereits verabschiedet?“

„Gestern abend schon, Kaiserliche Hoheit.“

„Die Königin Marie und die Prinzessin Mary werden es bedauern, Sie nicht mehr hier anzutreffen.“

„Ich glaube kaum, daß meine Abreise in der Villa Braunschweig von irgend einem Mitglied der königlichen Familie bedauert werden wird.“

Der Erzherzog streckte ihr nochmals seine Hand hin. „Ich hoffe, daß Sie Ihren Entschluß nie bereuen werden, Gräfin,“ sagte er gemessen, aber doch mit einem

Anflug von Wärme. „Jedenfalls werde ich in Ihnen stets nur die Freundin und treue Pflegerin meiner geliebten verstorbenen Tochter sehen. — Sie gehen nach Prag? Hoffentlich bahnt sich doch noch eine Verständigung mit Ihrem Vater an.“

„Ich fürchte, daß mein Vater unversöhnlich ist. Ich will aber meine alte Heimat noch einmal sehen, ehe ich sie wahrscheinlich für immer verlasse — und einige Erinnerungen an meine tote Mutter mitnehmen.“

---

Nun war auch der Abschied von Pözing, in dem sie so manchen glücklichen Tag, zuletzt so herzerreißend traurige Zeiten verlebt, vorbei. Alle Gefühle der Bitterkeit, der Wehmut lösten sich augenblicklich bei Gisela nur in dem Wunsch nach Ruhe auf. Seit Monaten bestand ihr Leben in körperlichen Anstrengungen und seelischen Erschütterungen.

Es war ihr daher eine unangenehme Überraschung, als sie Graf Hallermund erkannte, der neben ihrem Bruder, jedenfalls sie erwartend, auf dem Bahnsteig hin und her ging. Ein Ausweichen war unmöglich. Beide erkannten sie sofort und vertraten ihr den Weg.

Graf Hallermund reichte ihr ein paar langgestielte rosa Malmaisonrosen hin. „Prinzeß Fredrike bat mich, Ihnen diese Rosen zu geben, Gräfin.“

Gisela nahm die Blumen mit einem kurzen Dankwort entgegen. „Was tust du denn hier, Lexi?“ wandte sie sich an ihren Bruder, der an ihre andere Seite getreten war.

„Ich begleite dich nach Prag — ich hab' ein paar Tage Urlaub.“

„Wann hättest du nicht Urlaub!“ Ein müdes, ein wenig spöttisches Lächeln glitt um Giselas blassen Mund. Graf Hallermund sah mit traurigem Blick in das reizende

Gesicht mit den großen schwarzen Augen, das sich in zarter Schönheit aus den dichten Kreppfalten des Trauerschleiers heraus hob.

„Holt Papa dich zur Hilfe herbei?“ fuhr Gisela fort. „Gebt euch nur keine Mühe, mein Entschluß ist unwiderruflich.“

„Na, hier am Fahrkartenschalter ist wohl nicht der Ort, um das zu erörtern,“ meinte Alex ungeduldig. „Nach vorwärts, Gisela, der Zug wartet nicht!“

Graf Hallermund nahm die schmale Hand des jungen Mädchens, die lässig die Rosen hielt, in seine beiden Hände. „Gräfin Gisela, Sie hatten vielleicht nicht unrecht, mich abzuweisen,“ sagte er so leise, daß nur sie es hören konnte. „Ich bin ein alter Mann geworden. Meine Stellung ist mit dem Königreich Hannover dahin. Die Nörgeleien an unserem Hof reiben mich auf. Mit der Rückkehr der Königin und ihrer Partei wird das noch schlimmer werden. Aber viel schmerzlicher wie alles dieses ist es mir, Sie direkt ins Verderben laufen zu sehen.“

„Niemand kann die Zukunft voraussagen, Excellenz. Ich bin der festen Überzeugung, mir mein Glück, in das freilich durch Unduldsamkeit und Härte manch bitterer Tropfen fällt, errungen zu haben,“ entgegnete Gisela ruhig. „Leben Sie wohl — wir werden uns wohl nicht wiedersehen, aber ich bleibe Ihnen dankbar für Ihre freundliche Teilnahme an meinem Geschick.“

Sie stieg schnell in das Abteil, dessen Thür der Schaffner höflich aufriß. Alex sprang ihr nach.

Der Zug fuhr langsam zur Halle hinaus. Graf Hallermund sah ihm nach, bis die letzte Rauchwolke in der Luft verschwommen war. Dann wendete er sich zum Gehen. —

„Dies ist ein Abteil für Damen, Lexi. Ich bliebe

lieber allein, denn zum Reden fühle ich mich zu angegriffen.“

„Macht nig. Der Schaffner hält uns für ein junges Ehepaar — sein Goldstückel hat er ja schon weg,“ lachte Graf Alex. „Wir sind also auf der Hochzeitsreise, Gisela, daß du's nur weißt! Sei froh, daß ich mitkomm' und dich nit mit unserem Alten allein lass' — ich werd' ihm schon zureden.“

„Sehr überflüssig, denn ich gehe sofort in meine Zimmer und ruhe mich dort aus. Wahrscheinlich sehe ich Papa erst kurz vor meiner Abreise, zwischen uns ist bereits alles bis zum Überdruß erörtert worden.“

Alex zog die Stirn kraus. „Bleibst du wirklich bei deiner verdrehten Idee, mit dem Preuß durchzugehen?“

„Durchgehen tue ich nicht, denn ich reise am hellen Tage aus Prag ab. Königsecks Mutter erwartet mich in Dresden.“

„Eigentlich müßt' ich den Kerl fordern.“

„Rege dich nicht unnötig auf, lieber Bub. Im übrigen verbitte ich mir diese Bezeichnung für meinen Verlobten. An der nächsten Haltestelle steigst du in ein anderes Abteil — verstanden! Ich will allein sein. Gehst du nicht gutwillig, so wende ich mich an den Stationsvorsteher.“

„Herrgott — du bist wirklich halb toll!“

„Ihr treibt mich noch dahin. Und jetzt rede, was du willst, ich antworte nichts mehr.“

Sie wickelte sich in ihren Mantel und brückte sich mit geschlossenen Augen in die Ecke. Allen Versuchen des Bruders, ein Gespräch anzuknüpfen, setzte sie ein ernstes Schweigen entgegen, bis er endlich auch still wurde und an der nächsten Haltestelle umstieg. Sehr zur Verwunderung des Schaffners, der so etwas bei Hochzeitsreisenden noch nie erlebt hatte.

Auch als die Geschwister nach der kurzen Wagenfahrt in das Palais Waldstein eintraten, brach Gisela ihr Schweigen nicht. Mit schleppenden Schritten stieg sie die Treppe zu ihrem Zimmer hinauf. Ihre müden, trübe geweinten Augen glänzten auf, als sie auf ihrem Toilettentisch einen Brief mit der ihr so wohlbekannten steilen Schrift liegen sahen.

Während die Jungfer ihr die schweren Trauerkleider abstreifte, las sie Königsedß Brief.

Alles fügte sich nach Wunsch. Er war als Rittmeister in ein kleines märkisches Städtchen versetzt worden. Die neue Garnison lag nicht weit von dem Gut seines Bruders. Er schrieb dankbar und glücklich. Vierzehn Tage hatte er Urlaub genommen. Gisela solle so bald wie möglich kommen, damit er selbst sie bei seinen Verwandten, die sie alle mit offenen Armen aufnehmen würden, einführen könne. Seine Mutter und er würden sie in Dresden erwarten. Sie blieb dann im Hause ihrer Schwiegermutter, bis die Hochzeit in aller Stille gefeiert werden konnte.

Mit dem Brief in der Hand schloß Gisela ein. Ihre Lider waren noch schwer von Tränen, aber um ihren Mund lag ein glückliches Lächeln. —

Sie verließ ihr Zimmer in den nächsten Tagen nicht. Zu tun gab es genug. Kleider, Wäsche, Schmuck, Andenken an ihre Mutter waren einzupacken. Auch die Möbel in ihren eigenen Räumen sollten nach ihrer Abreise von der Jungfer nachgeschickt werden. Das wenigstens würde ihr Vater wohl nicht verbieten.

Alex klopfte oft an ihre Thür, aber Gisela öffnete nicht. Eine Verständigung mit den Ihren war doch ausgeschlossen, wozu sich also gegenseitig nutzlos erbittern. Sie hatte genug von den peinlichen Auseinandersetzungen und demütigenden Szenen — übergenug.



Am liebsten wäre sie, als die Stunde ihrer Abreise da war, ohne Vater und Bruder noch einmal zu sehen, fortgefahren, aber das erschien ihr wie eine Feigheit. Ruhigen Schrittes, wenn auch innerlich furchtbar erregt, stieg sie zum letzten Male die breite Treppe hinunter. Ihr Blick glitt über die alten Ahnenbilder an den Wänden. Sie schienen die Köpfe zu drehen und ihr mit großen, vorwurfsvollen Augen nachzusehen. Ihre kleine, weiße Hand strich lieblosend an dem mit rotem Samt bespannten Treppengeländer entlang.

Die lange Waffenhalle, die große runde Trinkstube, in der die buntbemalten Teller und Wappengläser auf den in der Wand eingelassenen Borden funkelten, mußte sie durchschreiten. Ohne anzuklopfen, mit leisem, aber festem Schritt betrat sie dann das Zimmer ihres Vaters.

Sein grauer Kopf war ihr zugewandt. Das scharfe Profil hob sich von dem Hintergrunde der roten Wand plastisch ab.

Bei ihrem Eintritt richtete er seine hellen grüngrauen Augen mit dem seltsam dunklen Ring um die Iris wie ein scharfäugender Falke auf sie. Wie hatte sie als Kind diesen Blick gefürchtet! Jetzt bot sie ihm kühn die Stirn. Auch die väterliche Gewalt nimmt einmal ein Ende — und jede allzu straff gespannte Saite springt.

„Ich reise jetzt ab, Vater —“

Graf Alex, der bequem im Klubsessel lehnte, richtete sich auf und warf die Zigarette fort. Sein schmaler Fuß trat heftig auf den Boden, sein hübsches blondes Gesicht wurde rot vor Ärger.

„Das merke ich an der Packerei seit vielen Tagen,“ entgegnete der alte Graf langsam. „Darf ich mir die Frage erlauben, was du alles aus meinem Hause in die Leutnantswirtschaft mitzunehmen gedenkst?“

„Mein Eigentum — weiter nichts.“

„Ein dehnbare Begriff.“

„In diesem Fall nicht sehr umfassend, da es nur meine Kleider, Wäsche, Möbel und Schmuck ist, was ich mitnehme.“

„Willst du die Brillanten deiner Mutter zu Kommissäres tragen?“

„Nein — aber ich wünsche sie auch nicht in den bodenlosen Abgrund fallen zu sehen, in dem das Vermögen meiner verstorbenen Mutter versinken wird.“

„Das laß meine Sorge sein. Bis du dein fünf- undzwanzigstes Jahr erreicht hast, geht dich das nichts an. Dann klage, soviel du willst.“

„Du weißt ja, daß wir das vermeiden wollen, Vater. — Ich habe in diesen Tagen meine liebste Freundin mit der Erzherzogin Mathilde verloren, willst du mir nicht wenigstens ein freundliches Wort zum Abschied sagen?“

„Ich habe mit der Braut des preussischen Leutnants nichts mehr zu reden.“

Der Graf deutete nach der Thür. Gisela sah ihn lange stumm an, als wolle sie sich jeden Zug seines harten Gesichtes einprägen. „So lebe wohl, Vater!“ sagte sie endlich langsam und wandte sich zum Gehen.

Alex sprang auf. „Gisela, schämst du dich nicht, wie eine Entlaufene dein Vaterhaus zu verlassen?“

„Ja — in eurer Seele schäme ich mich! — Bleib nur hier, Lexi — ich gehe lieber allein.“

„Hast du überhaupt Geld?“ Er faßte in die Taschen seiner Litewka. „Da — nimm ein paar Lappen!“

Gisela schob seine Hand mit den Geldscheinen zurück. „Daß das — ich bin mit dem Nötigsten versehen.“

„Alex!“ Die Stimme des alten Grafen klang rauh

und heiser. „Laß das Mädel laufen, wohin sie will — meine Tochter und deine Schwester ist tot.“

Ein Schauer durchfuhr Gisela. Gleich darauf aber straffte sich ihr schlanker Körper, als habe die letzte harte Äußerung des Vaters ihr ihre ganze Spannkraft zurückgegeben. Mit der ihr eigenen leichten Anmut schlang sie schnell den Arm um den Hals des Bruders, zog sein Gesicht zu sich herab und küßte ihn. „Adieu, Lexi — bleib mir ein bißel gut trotz alledem!“

Damit war sie hinaus, ehe Graf Alex sich recht besinnen konnte, wie ihm geschah.

Er sprang ans Fenster und stieß den Flügel auf.

Gisela stieg, ohne sich umzusehen, in den Wagen. Erst als die Räder auf dem steingepflasterten Hof rollten, wandte sie den Kopf und umfaßte das Schloß mit einem langen Abschiedsblick.

Alex trat vom Fenster zurück und warf sich wieder in seinen Stuhl. Die Faust gegen die Augen gedrückt, schluchzte er laut: „Dieser verwünschte Preuß! Ein Staatsmädel — unsere Gisela! Donnerwetter — wenn's nicht ausgerechnet meine eigene Schwester wär', die solche Dummheit macht, ich zög' den Hut vor ihr!“

„Halt den Mund, dummer Bub!“ schalt der alte Waldstein, aber sein polternder Ton klang diesmal merkwürdig gezwungen.

Alex sah dem Vater erstaunt ins Gesicht. Der Alte wischte sich rasch mit harter Hand über die Wimpern.

„Gut, daß die Mama selig diesen Tag nit erlebt hat!“ seufzte Alex, dem das helle Wasser immer noch in den Augen stand.

„Wenn die noch am Leben wär', so wär' das nie passiert!“ entgegnete der alte Graf rauh. Er warf einen schnellen, fast scheuen Blick auf das Bild der

Verstorbenen. „Und nun red mir nig mehr von der  
Geschicht' — verstanden!“

#### Fünfzehntes Kapitel.

„Ich muß Seine Majestät unbedingt selbst sprechen!“

„Mein lieber Rammingen — das geht nicht. Das  
Thema regt den König zu sehr auf, seine Gesundheit  
ist allen diesen Erschütterungen nicht mehr gewachsen,  
versicherte Graf Hallermund.

Rammingen sah an seiner zerdrückten Reisefleidung  
herunter. „Freilich, ich bin nicht tabellos angezogen.  
Tag und Nacht bin ich gefahren, und zum Umkleiden  
hatte ich keine Zeit. Glauben Sie, daß ich die weite  
Reise ohne jeden Aufenthalt gemacht habe, um mich  
hier mit leeren Redensarten abspeisen zu lassen?“

„Sie sind nicht sehr verbindlich, Herr v. Rammingen!“

„Erzellenz, es gibt Momente im Leben, wo die  
Schranken fallen. Sie stehen heute nicht mehr dem  
begeisterten Kämpfer für die hannoversche Sache, son-  
dern einem verzweifelten Menschen gegenüber — und  
mit Verzweifelten muß man nicht rechten.“

„Das tue ich auch nicht. Ich weiß, daß Sie unserer  
verlorenen Sache viel geopfert haben.“

„Ich bin bereit, mein Letztes hinzugeben, meine  
Ehre als Deutscher, und mit Frankreich gegen Preußen  
zu kämpfen um König Georgs Krone. Aber um Gottes  
willen kein Zaudern und Schwanken mehr — klar und  
offen will ich wissen, wie die Dinge liegen!“

„Hoffnungslos, lieber Rammingen — es ist aus!“  
Graf Hallermund stützte sich schwer auf die Lehne des  
Sessels. „Wir sind am Ende angelangt.“

„Weshalb — wodurch? Alles ging doch gut, auf  
den geringsten Druck funktionierte unsere Maschine,

deren Fäden in Hannover und Hiezing zusammenliefen! Schon Ende 1868 war unsere Legion in Paris eingekleidet und ausgerüstet, die Bewaffnung für fünfzehntausend Mann bis auf geringfügige Kleinigkeiten fertig —“

„Sawohl — und große pekuniäre Opfer brachte König Georg dafür!“ fiel Graf Hallermund ein. „Sie wissen, daß Preußen Staats- und Privatgelder unseres Königs mit Beschlag belegte, weil unsere geheimen Pläne ruchbar geworden waren. Der Fonds der Gelder bleibt unangetastet, aber die Zinsen werden uns nicht ausbezahlt. Dadurch stocken natürlich alle unsere Unternehmungen — und das ist ja auch Preußens wohl-durchdachte Absicht.“

„Und die Bank in Wien, die gegründet wurde?“ fragte Rammingen rasch.

„Betracht!“ entgegnete Hallermund lakonisch. „Man könnte abergläubisch werden. Was wir auch beginnen — es mißglückt, und das gegenseitige Mißtrauen wächst nach jedem solchen Schlage. Es waren für zwei Millionen Papiergeld in Oesterreich angefertigt worden, das im Fall eines glücklichen Ausgangs unserer Aktion demnächst von den Landständen als Staatsschulden übernommen werden sollte. Die Scheine waren sehr schön gearbeitet — sie zeigten eine Hannover darstellende Figur, welche die Fesseln abstreift und zum Schwerte greift. Schon jetzt kommt mir dies Unternehmen wie ein phantastischer Spuk vor. Wir können uns Fidibusse aus den Scheinen machen und unsere Pfeifen damit anzünden — dann sind sie doch zu etwas nützlich.“

„Gleichviel — wir können und wollen nicht zurück!“ beharrte Rammingen.

„Wir müssen uns ins Unabänderliche fügen.“

„Daß auch Sie noch einmal mutlos werden würden, Erzellenz — das habe ich nicht erwartet.“

„Leben Sie einmal vier Jahre lang an einem entthronten Hofe, mein Lieber, wie ich das seit dem Unglücksjahr 66 tue — dann würden auch Sie keine Tatfreudigkeit mehr besitzen. Zermürbt bin ich, aufgerieben, verärgert, verbraucht — mit einem Worte — fertig. Ich sag's gerade heraus, ich kann nicht mehr! Ich gehe nach Holstein auf meinen Besitz zurück. Was soll denn König Georg auch noch mit einem Minister? Hier in Hiezing sind die Verhältnisse, seitdem die Königin Marie aus der Marienburg zurückkam, täglich unleidlicher geworden. Der Kleinkrieg zwischen uns ‚Getreuen‘ nimmt nach dem Banktrach, bei dem viele Hannoveraner so große Verluste erlitten, immer häßlichere Formen an. Dem unglücklichen König zeigt das wechselnde Intrigenspiel dem Kaleidostop gleich täglich ein anderes Bild.“

„Lassen wir das jetzt, Erzellenz — was kümmern uns in dieser Stunde Hofgezänk und Klatsch?“

„Mehr, als Sie denken! Einem großen Hindernisse biegt man leicht aus und fällt über einen kleinen Stein! Hannover ist zerrissen. Lange hat es gedauert, bis ich das einsah. Jetzt bin ich mir klar darüber. Der Riß klappt bis in unser Lebensmark hinein — und heilt nicht wieder. Fast jede Familie ist entzweit. Allein kann die kleine Partei der Welfen nichts ausrichten. Der Deutsche Bund aber schärt sich in diesem Kriege gegen den alten französischen Erbfeind nicht etwa gezwungen, sondern voller Begeisterung um Preußen. Sogar Osterreich steht mit allen seinen Sympathien auf Preußens Seite. König Ludwig von Bayern ist voller Enthusiasmus und ein eifriger Bewunderer der Staatskunst eines Bismarck. Die Zeiten haben sich geändert, nur wir stehen traurig auf unserem alten

Standpunkt. Der Kaiser Napoleon hätte sich unserer sofort bedient, wenn Oesterreich ein Bündnis mit Frankreich eingegangen wäre, so aber nützt ihm unser kleines Heer nichts, er läßt uns gänzlich fallen. Ein ehrenvoller Untergang ist das Letzte, was uns bleibt.“

„Auch der scheint uns nicht einmal beschieden zu sein! Unsere Sache soll also gänzlich im Sande verlaufen, wir sollen dem Fluch der Lächerlichkeit anheimfallen?“ rief Kammingen mit schmerzlichem Zorn. „Die Sache, der wir alles geopfert haben, verliert jeden inneren Halt, auch der Nimbus todesmutiger Ritterlichkeit, der sogar unseren Gegnern Achtung abnötigte, erlischt durch dies jämmerliche Ende! Was soll jetzt aus den ausgewanderten hannöverschen Flüchtlingen werden? In Paris wäre man die Offiziere der Legion gerne los — das merkten wir deutlich an der immer kälteren Behandlung. Wohin aber mit uns? Das ist die Frage, die ich im Auftrage des Majors v. Düring, der uns organisierte, dem König stellen muß. Wenn Sie mir keine Audienz verschaffen wollen, Erzellenz, so gehe ich ohne Anmeldung zum König — ich bin rücksichtslos zu allem entschlossen.“

„Meinetwegen also. — Ich hätte Ihnen und Seiner Majestät gern diese peinliche Unterredung erspart. Jedes Wort ist ja doch nutzlos, denn er kann für Sie und die anderen nichts tun — so gern er es auch möchte.“

„Werde ich die Königin Marie und die — Prinzessinnen bei Seiner Majestät sehen?“ fragte Kammingen mit bedeckter Stimme.

„Prinzess Friedrike ist die Sekretärin ihres Vaters, seitdem Medem in Paris ist. Sie wird vermutlich jetzt bei ihm sein. Die Königin und Prinzess Mary wohnen in einem anderen Hause. Die Villa Braunschweig ist zu eng. Prinz Ernst ist noch in England. Auch unser

Hof wird voraussichtlich bald nach Schloß Windsor gehen, bis der in Tirol begonnene Schloßbau fertig ist. — Hier, bitte, gehen Sie durch diesen chinesischen Saal. Daneben befindet sich das Privatzimmer des Königs.“

Rammingen blieb einige Minuten tief atemholend stehen.

Graf Hallermund gab dem im Vorraum wartenden Sakaien ein Zeichen. Der riß erstaunt die Augen auf beim Anblick von Rammingens wenig sorgfältiger Kleidung.

„Melden Sie Graf Hallermund und Herrn v. Rammingen, der Nachrichten aus Paris überbringen wolle,“ befahl der Minister.

Gleich darauf traten die Herren in das sonnendurchwärmte Zimmer. Die Fenster standen weit offen. König Georg liebte die weiche, warme Sommerluft. Prinzess Fredrike saß am Schreibtisch. Der König diktierte seiner Tochter langsam einen Brief.

Sie wandte ihr erblaßtes Gesicht mit den vor Schreck übergroß weitgeöffneten Augen den Eintretenden zu. Der König saß in dem roten Samtessel, sein grauer Kopf bog sich müde gegen die hohe, steile Lehne zurück. Der Sonnenschein fiel hell in seine erloschenen Augen und über seine welken, abgespannten Züge. Die Schläfen waren eingesunken, um den Mund lagen bittere, gramvolle Falten.

Rammingen tat das Herz weh. Nein — dieser gebrochene Mann war nicht mehr im stande, den heraufbeschworbenen Kampf gegen eine erdrückende Übermacht aufzunehmen! Außer einem kurzen, blitzschnellen Blick vermied er es, die Prinzess Fredrike anzusehen. Er bemerkte aber doch in dieser einen flüchtigen Sekunde, daß sie immer noch Trauerkleider trug, leichte, luftige Gewänder, deren tiefschwarze Falten in male-



rischer Anmut an ihrer hohen schlanken Gestalt herabfielen. Ihre weißen Arme und Schultern schimmerten wie Marmor aus dem durchsichtigen Stoff hervor. Das braune lockige Haar hauchte sich über der stolzen weißen Stirn hoch auf. Die breiten Augenlider unter den feingeschwungenen Brauen hielt sie jetzt still gesenkt. Ihre Feder fuhr in zitternden Zickzacklinien über den Briefbogen.

„Herr v. Rammingen hat dringend, mit Eurer Majestät persönlich reden zu dürfen,“ fing Graf Hallermund an. „Er überbringt Briefe des Majors v. Düring aus Paris.“

Über das Gesicht des Königs ging ein nervöses Zucken. Er streckte nach einigem Zögern die Hand aus. Rammingen wußte aber nicht, ob er sie ergreifen dürfe. Das so veränderte, förmliche Benehmen des Königs schmerzte ihn.

Auch der König schien im ersten Augenblick vergeblich nach Worten zu suchen. Er tastete nach dem Brief, den Rammingen vor ihn hin legte, und drehte ihn unschlüssig hin und her, ohne ihn zu erblicken. „Sie haben eine anstrengende Reise gehabt, Herr v. Rammingen?“ fragte er endlich. Er wollte augenscheinlich ganz etwas anderes sagen. Ein ärgerliches Rot lief über sein fahles Gesicht. Er schob die Brauen zusammen.

Diese kühle Allermweltsredensart wirkte angesichts der verzweifelten Lage, in der sich Rammingen als Vertreter der unglücklichen Legion befand, wie ein Schlag ins Gesicht. Er trat unwillkürlich einen Schritt vom Sessel des Königs zurück. „Majestät — was sollen wir beginnen?“ fragte er statt aller Antwort mit dumpfer Verzweiflung. „Die Kriegserklärung zwischen Preußen und Frankreich kann täglich erfolgen. Ist bis dahin kein festes Bündnis zwischen Eurer Majestät und dem

Kaiser Napoleon geschlossen worden, so werden wir Offiziere der Legion als Deutsche aus Frankreich ausgewiesen, um in Deutschland sofort vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden.“

„Augenblicklich habe ich nicht die Mittel, um die Legion noch länger zu unterstützen. Wenn Frankreich siegt, werden sich die Verhältnisse aber für uns alle besser gestalten,“ entgegnete der König. Man sah ihm die Qual an, die ihm seine ausweichende Antwort verursachte.

„Wir können als Deutsche nur mit Frankreich gemeinsam kämpfen, wenn Majestät das befehlen und wir dadurch unserem Königshause nützen!“ rief Rammingen stürmisch. „Sonst gibt es keine Rechtfertigung für unser Tun. Wollen Majestät nicht deswegen Schritte tun —“

Er stockte. Die Hilflosigkeit, die er in der Haltung des Königs, die Seelenqual, die er in seinen Zügen las, erschütterte ihn und teilte sich ihm unwillkürlich mit. Die Arme sanken ihm schlaff herunter. Die ganze Hoffnungslosigkeit der Lage wurde ihm plötzlich klar. Der König Georg, die Legion, die begeisterten, opferbereiten Welfen — sie alle drehten sich seit Jahren nur nutzlos im Kreise, ebenso unfähig, ihre unerfüllbaren Hoffnungen zu verwirklichen, wie sie aufzugeben. Auch der König war machtlos, denn es fehlte ihm an Geld, an scharfsinnigen Politikern, einsichtsvollen, nicht fanatisch verrannten Ratgebern. Die waren alle wie blind und betäubt einer Fata Morgana nachgejagt, die fern am Horizont als Trugbild auftauchte, um langsam in Dunst und Nebel zu verschwinden.

Sein Groll über die ungeschlüssige Haltung des Königs erlosch. Er fing an zu begreifen, daß der jetzt wirklich nicht anders zu handeln vermochte. Aber auch

Preußens Vorgehen, wenn man versuchte, sich auf den Standpunkt des Gegners zu stellen, war eine Notwendigkeit gewesen. Das blieb ja gerade das Tragische in diesem Konflikt, daß jede Partei von ihrem unerschütterlichen Recht überzeugt sein mußte und sich für verpflichtet hielt, eifern fest daran zu halten.

Eine leise Frage des Königs unterbrach seine traurigen Gedanken. Er hatte die Worte aber nicht verstanden und blieb stumm.

„Was wollte Düring mir noch sagen?“ wiederholte König Georg.

„Der Major wollte nur mitteilen, daß wenn Eure Majestät nicht sofort die Einverleibung der Legion zu Frankreichs Fahnen auf Grund eines festen Bündnisses befehlen, die Legion aufgelöst werden müsse. Uns Offizieren bleibt dann eigentlich nur noch eines übrig.“

„Was gedenken Sie zu tun?“

„Uns in irgend einem Winkel totzuschießen!“ sagte Rammingen finster. „Wir sind dann Bettler, aus Frankreich Ausgewiesene, in der Heimat Geächtete, die vom Kriegsgericht wegen politischer Umtriebe verurteilt werden. Das ist unser Schicksal.“

Der König senkte den Kopf, ohne zu antworten. Er legte die Hand über die erloschenen Augen. „Was Sie mir da mitteilen, ist sehr traurig,“ sagte er endlich. „Ich danke Ihnen für die Dienste, die Sie mir leisten wollten, Herr v. Rammingen.“

Ein Ruck ging bei diesen kühlen Worten des Königs durch Rammingens Gestalt. Er fühlte sich entlassen. Noch eine stumme Verbeugung vor dem König, eine vor der Prinzessin, die ohne zu reden regungslos, scheinbar ohne Teilnahme noch auf derselben Stelle stand — dann ging er langsam zur Tür hinaus, gefolgt vom Grafen Hallermund.

Der König hielt sie mit keiner Silbe oder Miene zurück.

„Ich danke Ihnen für die Dienste, die Sie mir leisten wollten,“ sagte Rammingen leise die Abschiedsworte des Königs vor sich hin. „Mein Leben habe ich der Sache der Welfen geopfert, freudig hätte ich jeden Blutstropfen hingegeben, und nun —“

Graf Hallermund zuckte mit bitterem Lächeln die Achseln. Schweigend begleitete er Rammingen bis an das Ende des chinesischen Saals. Die Pagoden nickten plötzlich lebhaft mit ihren Köpfen, ein leises Singen ging durch die silbernen Glöckchen. Die Schnur, die sie hielt, wurde durch das heftige Aufreißen einer Tür in Schwingung gesetzt.

Die Tür vom Arbeitszimmer des Königs war es, die weit aufging. Prinzess Friedrike stand im Saal. Mit stolzen Schritten ging sie durch den langen Raum auf Rammingen zu, legte beide Arme um seinen Hals und küßte seinen Mund.

Graf Hallermund prallte förmlich vor Entsetzen zurück. „Königliche Hoheit — Prinzess — was tun Sie?“

„Ich zahle die Dankeschuld meines Hauses an den Vertreter der Legion,“ antwortete Prinzess Friedrike halb jauchzend, halb schluchzend, während Rammingen wie im Traum die schöne Gestalt fest an sein Herz drückte.

Sie bog den Kopf zurück und sah mit ihren schimmernden Augen in sein Gesicht. „Lange Jahre werden vielleicht noch vergehen müssen, bis wir uns verbinden können,“ sagte sie ernst. Sie überließ ihm ihre Hände, die er mit Küßen bedeckte. „Meinen armen, unglücklichen Vater kann und will ich nicht verlassen, ihm auch nicht neue Schmerzen zufügen durch eine Heirat, in

die er bei seiner Denkungsart nicht willigen könnte. Aber niemals werde ich einem anderen angehören als dir!“

„Fredrike! Ich habe die verlorene Welfenkrone nicht zurückerobert können,“ sagte Rammingen bewegt. „Und trotzdem willst du mir alles opfern?“

Sie strich über seine Stirn. „Um eine andere Krone wollen wir ringen,“ flüsterte sie leise in sein Ohr, „um die Krone, die eine lange, standhafte Liebe mit endlichem Siege krönt.“

Er legte ihre Hand gegen seine nassen Augen. „Jetzt wird mir alles leicht — auch mein einsames, heimatloses Wanderleben fern von dir!“

„Gehen Sie, Rammingen, gehen Sie, ich beschwöre Sie!“ drängte Graf Hallermund. „Jeden Augenblick kann jemand hereinkommen.“

Noch einmal beugte Rammingen sich über die schmalen, weißen Hände der Prinzessin — dann ging er. Sein Schritt war leicht und frei, siegesbewußt. Er trug den Kopf hoch.

„Königliche Hoheit, wie durften Sie so handeln?“ wandte sich Graf Hallermund an die wie verückt Rammingens schlanker Gestalt nachsehende Prinzessin. „Sie können noch eine standesgemäße Heirat machen und dadurch dem Welfenhaus nützen, wie Prinz Ernst es hoffentlich tun wird.“

Um Fredrikes Mund legte sich ein trauriges Lächeln. „Uns hilft niemand. Kein regierender König würde jemals Mary oder mich unter den obwaltenden Umständen heiraten, und für irgend einen kleinen Prinzen danken wir. Ich verkaufe mich auch nicht um politischer Vorteile willen. Ich habe mich dem Manne, der mich liebt und den ich liebe, freiwillig geschenkt.“

„Fredrike — wo bleibst du?“ tönte des Königs Stimme aus dem Nebenzimmer heraus.

„Ich komme, mein Vater!“ Mit ihrer königlichen Anmut hielt sie dem Minister die Hand hin. „Ich bitte Sie, über diese Stunde Schweigen zu bewahren, Graf.“

„Mein Wort darauf, Königliche Hoheit!“

Sie lächelte ihm zu und ging mit schwebenden Schritten in das andere Zimmer.

Gallermund sah durch die offene Thür, wie sie sich über den Stuhl des Königs beugte, ihn mit beiden Armen umschlang und zärtliche Küsse auf seine Stirn und seine Hände drückte.

Gleich darauf zog der Graf die Thür des chinesischen Saales leise hinter sich ins Schloß. Er fühlte, daß seine Augen feucht wurden. Die Tragik, die in dem Geschick dieses menschlich so liebenswerten Königshauses lag, überwältigte ihn. Er empfand mit schmerzlicher Deutlichkeit, daß auch seine Scheidestunde bald schlagen würde, aber trotz aller Enttäuschungen, aller Bitterkeiten der letzten Jahre — das beste Stück seines Herzens blieb ewig bei diesem entthronten und doch so königlichen Fürstenhause zurück.

(Fortsetzung folgt.)





## Petits Opfer.

Humoreske von W. Harb.

Mit Illustrationen  
von Th. Dolz.

□ □

(Nachdruck verboten.)

**Z**wei wundervoll ausgiebige und namenlos interessante Gesprächsthemata gab es seit einer vollen Woche in der Selektta der städtischen höheren Töcherschule. Das eine war ein vierbeiniges Wesen, ein über alle Massen reizendes, süßes, entzückendes Geschöpfchen, Klara Heimbergs schneeweißes, lächerlich kleines Pinscherchen mit dem seidenweichen Haar, dem rosig angehauchten Schnäuzchen und den blauen Augen. Anni Wettstädt behauptete zwar, sie seien grau, aber das war handgreiflicher Neid und pure Verleumdung. Natürlich waren sich Klara und Anni, seitdem diese hämische Bemerkung gefallen war, spinnefeind und betrachteten einander vollständig als Luft.

Das Hündchen, das seine Rassechtheit und sogar seinen Stammbaum unzweifelhaft nachweisen konnte, war ein Geburtstagsgeschenk, das Fräulein Klara zu ihrem sechzehnten Wiegenfeste erhalten hatte. Man weiß nicht, wie tief der Herr Papa, der sich freilich bei seiner Lebens- und Vermögensstellung solchen Luxus wohl erlauben durfte, hatte in den Beutel greifen müssen, um diesen unzählige Male geäußerten Herzenswunsch seines Töchterchens zu erfüllen. Die ganze Selektta war einfach „weg“, als sie des Nach-

mittags zur Geburtstagschokolade mit Sahnentorte erschien, allesamt verliebt in das Püschchen, mit schon erwähnter Ausnahme der allzu kritisch und prosaisch veranlagten Anni Wettstädt, die sich nicht entblödete, ihre abfällige Bemerkung bei dieser Gelegenheit zu machen, dazu noch in Gegenwart des ohnehin schon spottlustig und ironisch genug veranlagten Bruders des Geburtstagskinds, des dückelhaft gespreizten, von der eigenen Unwiderstehlichkeit überzeugten Martin.

Das Tierchen kam nicht von der Seite seiner jungen Herrin, saß neben ihr bei Tische auf einem Sesselchen und bekam die besten Lederbissen in das puzige Mäulchen gestopft, ging mit ihr spazieren, an einem rosa Bande geführt, und schlief mit in ihrem Kämmerlein in einem weich gepolsterten Körbchen unter einer gestickten Decke. Nur einmal am Tage mußte ein Trennungsschmerz überwunden werden, das war um die Stunde, wenn Fräulein Klara die Bücher unter den Arm nahm und zu dem großen, im Geschmack neu-modischer Schulpaläste errichteten Töchterinstitut wanderte, um dort an dem sich endlos dehrenden Vormittag Englisch und Französisch, Geographie und Chemie über sich ergehen zu lassen, Fächer, wofür sie sich absolut nicht mehr begeistern konnte. Nur eine einzige Lehrstunde gab es, zu der sie nicht nur gerne ging, sondern die sie sogar „himmlisch“ fand, und zwar aus einem ganz besonderen Grunde.

Der Lehrer, welcher den Unterricht in der Literatur und Geschichte den jungen Damen der Oberklasse erteilte, bildete nämlich den zweiten interessanten Gesprächsgegenstand und den Zielpunkt mancher schwärmerischen Gefühlserregung in der Selektta. Doktor Felix Sänger — welch poetischer Name! — war ein



blonder, hochgewachsener Herr mit bald tief ernst, bald schalkhaft dreinblickenden dunkelblauen Augen und einem weichen krausen Schnurrbart, ein ungewöhnlich hübscher junger Mensch, dem die Oberbehörde eigentlich die Unterrichtstätigkeit zwischen all den romantisch veranlagten Mädchenköpfen wegen gar zu großer Feuergefährlichkeit hätte untersagen müssen.

Der alte Professor Braun, welcher bis zum Schluß des letzten Quartals in Literatur und Geschichte unterrichtet und durch seinen langweiligen Vortrag seinen hübschen Zuhörerinnen den schönsten und dankbarsten Stoff gründlich verdorben hatte, war in Pension gegangen, und nun hatte sein Nachfolger, der mit dem ersten Eifer und Feuer jugendlicher Begeisterung sich ins Zeug legte und sein tiefgründiges Wissen mit elegantem Schwung vortrug, leichtes Spiel. Eine einzige Woche hatte genügt, um ihn zum Abgott der Klasse zu erheben.

„Ein reizender Mensch!“ hatte Herta Schweiger sogleich nach der ersten Stunde mit einem himmelnden Augenaufschlag erklärt. „Was er da hineinzulegen versteht!“

„Habt ihr gesehen, was für schöne Hände er hat?“ fragte Julie Bertelsmann, welche gern selbst mit ihren rofigen Patfchhändchen kokettierte.

Man kritisierte alles, von der Farbe der Krawatte bis zur Spitze seiner Stiefel, und fand alles süß, schick und schneidig.

Als der Direktor den jungen Gelehrten in sein Amt eingeführt und der Klasse vorgestellt hatte, war man in brennender Versuchung gewesen, den Neuling verwirrt zu machen und ihn durch das Kreuzfeuer schmachtender Blicke und sonderbarer Antworten aus der Fassung zu bringen; aber das hatte man bald auf-

gegeben, da Herr Doktor Felix Sänger etwas merkwürdig Uberlegenes und Sicheres in seinem Auftreten hatte und die gesamte Selektta durch seinen zwingenden Blick und seine bestimmte Redeweise in Schach hielt.

Überhaupt diese Augen! Ihr Blau war intensiver als der Himmel, der von draußen hereinlachte, und seine Haarfarbe goldleuchtender als der Sonnenstrahl, der über die vierzehn dunklen und hellen Madchenkopfe seine Lichter warf. Vor dem Blick dieser Augen mußte man die eigenen mit einem eigentümlich süßen Gefühl der Beklemmung niederschlagen.

Nur Klara Heimberg war in Zweifel, ob den munteren Auglein ihres Pinscherchens nicht doch der Preis gebühre.

Der Zeiger an der Schuluhr wies auf zehn Minuten vor acht, und das breite schmiedeeiserne Torgitter der Töchterschule war weit geöffnet, um alle die niedlichen Popsstragerinnen einzulassen, welche sich einzeln oder truppweise, die kleinsten im Hangekleidchen lustig hupsend und springend, die größeren sittsam in eifrigem Geplauder, näherten. Die Selektaschulerinnen erschienen mit dem Anstand junger Damen, im Innern leise empört darüber, daß die Mutter darauf bestanden hatte, das alte häßliche Schulkleid wieder anzuziehen.

Klara Heimberg und Julie Bertelsmann hatten den gleichen Schulweg. Darum holten sie sich in der Weise ab, daß Julie vor Stadtrat Heimbergs Hause nach Art der Straenbuben einen Piff ertönen ließ, worauf Klara durch ein gleiches Zeichen antwortete und nach dem letzten zärtlichen Abschied vom Hündchen in der Haustür erschien.

Heute war Petit so rührend zärtlich gewesen und hatte sich gar nicht von seiner Herrin trennen können, daß diese es nicht über das Herz brachte, ihren Lieb-

ling in trauriger Einsamkeit zurückzulassen. Sie legte ihm kurz entschlossen das Band um den wolligen Hals, nahm ihn mit, und Julie Bertelsmann begrüßte ihn



mit Entzücken. Petit trippelte auf den rein gefegten Fußsteigen artig und manierlich vor den beiden Mädchen her, die sich köstlich über seine drolligen Sprünge

amüsierten; nur zuweilen bekam er höchst plebejische Anwandlungen, die sich für einen feinen Salonhund eigentlich nicht gehörten. Obgleich vom höchsten Hundeadel, zeigte er Rückfälle in das Bagabunden- und Raubritterdasein seiner Vorfahren darin, daß er die gemeinsten Dinge mit seinem reingewaschenen Schnäuzchen beschnüffelte, mit jedem hergelaufenen, tief unter seinem Range stehenden ruppigen Straßentöter anbandelte und seine feine Stimme mit dem Gekläff der anderen vermischte. Alara hatte Mühe genug, das Tierchen in gerader Richtung vorwärts zu bringen, und nahm es schließlich nahe beim Schultor auf den Arm, wo es sich mollig ankuschelte und mit den unsaubereren Pfötchen häßliche Tupsen auf das helle Schulkleid malte.

„Wo willst du denn nun mit ihm bleiben?“ hatte sich Julie erkundigt, als beide, von anderen Mädchen neugierig umringt, in die Schule eintraten.

„Er kommt zum Lukas in Kost und Pension auf fünf Stunden,“ war die Antwort.

Lukas war der gefällige alte Schuldiener, der im Parterre rechts vom Eingang hauste. Bei ihm tat man keine Fehlbitte, ja er ließ sich sogar oft zu Ungehörigkeiten breitschlagen, da er den kleinen Schmeicheltätzchen, die sich mit ihren Anliegen an ihn wandten, nichts abschlagen konnte.

„Wenn der aber nicht will?“ Julie war ein „Angsthase“ und hatte einen ungeheuren Respekt vor Schulordnung und Schulgesetz.

Da war Alara bei weitem die mutigere. Allerdings, wenn der Herr Direktor, der nicht mit sich spaßen ließ, oder gar das lange Fräulein Sötebier dahinterkam, daß jemand absichtlich einen Hund mit in die Schule gebracht hatte — das setzte ohne Frage etwas.

„Er muß und er tut's auch,“ antwortete Klara in „gletscherhafter“ Ruhe, wie Julie nachher erzählte. „Ich wette drei Portionen Erdbeeren mit Schlagsahne. Er ist ein guter Kerl und hat schon ganz andere Sachen gemacht.“

Daß Lukas nicht zu finden, und seine Behausung leer war, war freilich fatal, aber deshalb verzagte man noch nicht.

„Schlimmstenfalls nehme ich ihn mit in die Klasse und stecke ihn in meine Schulmappe. Darin hat er Platz genug und ist auch hübsch artig, wenn ich bei ihm bin. — Nicht wahr, mein Zuckerschwänzchen, mein süßes Moppelchen?“

Dabei streichelte sie das zwerghafte Geschöpfchen, das ihr dankbar mit der rosenroten Zunge die Hand leckte, und verhüllte es sorgsam vor neugierigen Blicken, so daß nur das zuckerige Mäulchen und die klugen Augen daraus hervorschauten. Wie lieb das Puffelchen sie anschaute!

Julie flog indes davon und suchte eifrig den Schüldner oder dessen Frau.

Daß sie den süßen kleinen Kerl fünf Stunden zu fremden Leuten geben sollte, welche Petits berechnigte Anforderungen an das Leben nicht kannten, schnitt Klara tief ins Herz. Aber sie wollte in den Pausen jedesmal ein berauschesendes Wiedersehen feiern und den alten Lukas gehörig instruieren, ihn auch mit einem Trinkgeld belohnen. Sie fühlte nach dem Geldtäschchen, aber das war nicht da.

Der Zeiger an der Uhr hoch oben über dem Portal machte mit jeder vollendeten Minute einen Ruck vorwärts, und jedesmal fuhr's auch wie ein kleiner Ruck durch den Oberkörper des Mädchens. Fräulein Cötter ging mit ihrem Stelzschritt vorüber und warf

einen forschenden Blick auf die wartende Schülerin. Nun kam auch der blondgelockte Doktor Sänger und schwenkte ritterlich den Hut.

Es war doch ein wenig peinlich, und Klara wurde rot. Wie dumm, dies alberne Rotwerden! Daß sie sich das auch gar nicht abgewöhnen konnte. Sie ärgerte sich darüber.

Jetzt hob die Uhr aus, und acht klangvolle Hammer-  
schläge hallten über den Schulhof. Endlich erschien auch Julie mit einem roten Kopf im Eingang und zuckte die Achseln.

„Na, denn nicht!“ sagte Klara ziemlich gleichmütig und sprang die Stufen empor.

Der weibliche Teil der Lesefr. weiß ganz genau Bescheid, wie es in einer Madchenklasse hergeht, bevor der Lehrer eingetreten ist. Es ist da ein Leben wie in einem mutwillig aufgestorten Ameisenhaufen. Alles rennt durcheinander, daß die Zöpfe und die Kleider fliegen, hier gibt's einen kleinen Streit mit beweglichen Zünglein und zornfunkelnden Augen, dort am Fenster wird noch schnell von der Freundin ein Stück Aufsatz abgeschrieben, und drüben in der Ecke tuscheln sich zwei das neueste, furchtbar interessante Erlebnis in die Ohren.

Als Klara eintrat, gab's ein tolles Durcheinander.

„Mein, wie reizend! Süß! Entzuckend! Himmlisch!“ Petit war eine Minute lang der Hahn im Korbe und Gegenstand ungeteilter Bewunderung.

Dann wurde der kleine Held, der nicht viel größer war als eine Hand, unter den neugierigen Blicken von achtundzwanzig Augen in die Schultasche praktiziert, woraus die Bücher entfernt waren, eine Behandlung, die Petit sich erst nach vergeblichem Sträuben gefallen ließ. Einige wollten ihn mit Naschereien füttern, was

aber Klara sich energisch verbat, da Petit nur von ihr selber bedient wurde. Er erhielt zur Beruhigung ein Zuckerstückchen, an welchem er in seinem Gefängnis herumknabbern konnte.

In diesem Augenblick trat Doktor Felix Sänger ein, ein wenig verwundert ob des unordentlichen Bildes, das die Klasse bot\*). Jedoch er ließ es bei einem leichten Stirnrunzeln bewenden, als die jungen Damen sich eilig auf ihren Plätzen zurechtrückten, und ihm die jugendfrischen Gesichter erwartungsvoll zukehrten. Auf den Mienen einzelner lag es aber noch immer wie kaum zu bekämpfende Lachlust, und Herta Schweigers Gesicht, in dem man alles wie aus einem Buche ablesen konnte, ließ ahnen, daß etwas Besonderes los sei.

Sänger wurde unruhig und sah verstohlen an seiner eigenen Gestalt hinunter, um zu ergründen, ob er vielleicht selbst den Anlaß zu der unterdrückten Heiterkeit gebe. Aber er konnte an sich nichts Außergewöhnliches entdecken. Daher begann er mit gewohnter Ruhe seinen Vortrag. Er hatte seine Schülerinnen in den Geist der mittelhochdeutschen Dichtung einzuführen und behandelte den Minnesang und seinen hauptsächlichsten Vertreter, Walter von der Vogelweide.

„Wer gab dir, Minne, die Gewalt, daß du so gar gewaltig bist?  
Du zwingst beides, jung und alt, dawider frommt nicht Kunst  
noch List.“

Das war ein furchtbar interessantes Thema, bei dem es keine Unaufmerksamkeit und Langeweile gab. Und wie wußte der junge Lehrer seinen Stoff darzustellen! Mit beredtem Munde hatte er den Unterschied zwischen den welschen Troubadours, die nur von

\*) Siehe das Titelbild.

Leichtsinn, Untreue und Eifersucht zu singen wußten, und den zarten, tief sinnigen deutschen Minnesängern dargestellt, bei denen die Achtung vor der Frau, das poetische Verhältnis zwischen Mann und Weib, das stille reine Sehnen des Herzens zum schönsten Ausdruck kam.

„Fräulein Schweiger, was wissen Sie denn über das Leben unseres Dichters?“

Herta Schweiger hatte sich erhoben, aber ihren Lippen entfloß kein Laut. Vielleicht hatte sie etwas gewußt, aber in diesem Augenblick war es wie weggeblasen. Statt ihrer Stimme vernahm man aus der Gegend der obersten Sitzplätze ein sonderbares Lutschen, Schmazen und Knacken, gerade als ob ein paar gesunde Bahnreihen an der Arbeit waren, ein Bonbon oder etwas Ähnliches zu zer kleinern.

In allen Mundwinkeln zuckte es, drei fingen an zu kichern, und Herta Schweiger gab auch endlich einen Laut von sich. Sie lachte laut auf. Wenn derartig auf ihre leicht erregbaren Lacherven eingewirkt wurde, so gab es bei ihr kein Halten mehr.

Doktor Sänger fuhr sich nervös durch das blonde Haar. „Aber meine Damen!“ mahnte er.

Diese ungewöhnliche Anrede, welche der Selektta so ungeheuer imponiert hatte, verfehlte auch dieses Mal ihren Zweck nicht. Das gefitzelte Auditorium besann sich auf seine erwachsene Würde und legte die Mienen, so gut es gehen wollte, wieder in ernsthafte Falten.

„Es ist doch jetzt keine Frühstückszeit!“ fügte Sänger unmutig mit dem Finger aufklopfend hinzu.

Das Knabbern verstummte. Alara Heimberg hatte in ihrer Todesangst zugegriffen und Petit das Schnäuzchen zugehalten, eine Lage, die freilich für ein lungenatmendes Wirbeltier auf die Dauer unhaltbar sein mußte.



Es war Tücke des Schicksals, daß Klara Heimberg und Anni Wettstädt, die beiden unverföhnlichen Feindinnen, ihre Plätze unmittelbar nebeneinander hatten. Sie versagten sich jetzt sogar gegenseitig Hilfe in der äußersten Not.

Sänger wandte sich von der unwissenden Herta ab und richtete seine Frage an Anni Wettstädt, die sich schon oft durch vorzügliche Antworten ausgezeichnet hatte.

„Nun, Fräulein Wettstädt, Sie werden ohne Zweifel über das äußere Leben Walters von der Vogelweide etwas wissen!“

Fräulein Anni aber war durch die kritische Lage ihrer Banknachbarin, die sie nicht ohne Schadenfreude mitempfand, so sehr beschäftigt, daß auch sie nichts Rechtes zu antworten wußte.

Über diesen zweiten Korb war der Herr Doktor sehr erstaunt und kam vom Katheder herab. „Nun?“ fragte er ungeduldig.

Seine Nähe machte Anni nur verwirrt, und in dieser Verwirrung erbat sie sich telegraphisch trotz der Feindschaft von Klara Heimberg Hilfe. Sie trat ihr energisch mit dem Stiefelabsatz auf den braunen Lederstuh.

Allein ohne jeden Erfolg. Ob das an dem Können oder Willen Alaras lag, gehört zu den vielen unaufgeklärten Dingen in dieser Welt. Jedenfalls war aber Anni der felsenfesten Überzeugung, daß sie aus Bosheit schnöde im Stich gelassen wurde.

„Sie lassen mich lange warten, Fräulein Wettstädt. Etwas werden Sie doch wissen?“

Anni war ehrgeizig und empfand die milde Zurechtweisung schon als harten Tadel. „Man weiß im allgemeinen nicht viel von seinem Leben,“ antwortete sie schnell, um wenigstens etwas zu sagen.

„Und würden Sie das wenige nicht zum besten geben? — Oder Sie, Fräulein Heimberg?“

Klara mußte sich erheben und Petit loslassen. Nun, dem Himmel sei Dank, man hörte nur ein ganz leises Rascheln aus seinem Versteck.

„Walter von der Vogelweide war der bedeutendste Minnesänger.“

„Sehr richtig — ein Sänger der Minne. Was verstehen Sie unter Minne?“

Klara wurde verlegen. „Das ist die Liebe!“ stotterte sie. Sänger schritt zum Katheder zurück. „Ich sehe schon, meine Damen, daß Sie alle heute merkwürdig zerstreut sind. Ich will nicht die mir unbekannte Ursache zu ergründen suchen, jedenfalls muß ich mir aber ausbitten, wenn wir gute Freunde bleiben sollen —“

Er fuhr zusammen. Durch die Stille des Klassenzimmers tönte ein lautes unmelodisches Quietschen, ein füstelstimmiges Geheul, dann ein heiseres Gefläß.

Anni Wettstädt, die vor Wut kochte, daß Klara ihr nicht aus der Verlegenheit geholfen hatte, war der Versuchung, sich zu rächen, erlegen. Aus Klaras Schulmappe schaute frech wedelnd Petits weißhaarige Schwanzspitze hervor, ein Anblick, der ihren Willen hypnotisch beeinflusste. Der Gedanke, welcher in ihrem Gehirnzentrum blitzschnell auftauchte, wurde durch die motorischen Nerven den Fingerspitzen mitgeteilt, und diese, einem unwiderstehlichen Zwange gehorchend, krümmten sich gleich einer Kneifzange um Petits empfindlichsten Teil.

Der Erfolg blieb nicht aus.

Die Klasse saß in den ersten Sekunden nach dem ungeheuerlichen Ereignis wie versteinert vor Schreck. Auch Doktor Sänger verlor einen Augenblick die Fassung. Dann erwachte aber in ihm der Zorn. Das war zu

viel — das ließ er sich nicht bieten! Das überschritt alle Grenzen des Erlaubten! Am meisten berührte es ihn, daß man ihm, der den jungen Damen mit so viel Ritterlichkeit entgegengekommen war, so etwas antat.



Mit wenigen großen Schritten war er am Schauplatz des Verbrechens und zerzte den Übeltäter aus seinem Versteck hervor.

Ob der unsanften Berührung der kräftigen Männerfaust, die ihn im Genick gepackt hielt, stieß Petit von neuem ein mißtöniges Geschrei aus und ruderte mit

allen vier Beinen verzweifelt in der Luft herum. Klara stand das Herz still vor Entsetzen. Nicht nur wegen der Entdeckung Petits, sondern auch wegen der herzlosen Behandlung, die ihrem Liebling zu teil wurde. Sie hob in stummer Verzweiflung die gerungenen Hände flehend zu dem grausamen Doktor empor.

„Wie können Sie sich unterstehen, Fräulein Heimberg, ein solches Viehzeug mit in die Klasse zu bringen?“ donnerte Sänger.

Viehzeug! Das gemeine Wort schnitt wie ein Messer in ihre Seele. Sie fand kein Wort der Bitte oder Entschuldigung. Mit entsetzten Augen blickte sie auf das weiße zappelnde Bündel, das in den Fingern des Doktors sich wand wie ein unschuldiges Lämmlein in den Fängen eines Tigers.

„Nun, wissen Sie nichts zu sagen? Ihr unglaubliches Verhalten schmerzt mich tief, Fräulein Heimberg. Sie, eine der besten Schülerinnen der Anstalt —“

Petit schrie immer jämmerlicher.

„Sie töten ihn!“ jammerte Fräulein Klara. „Bitte, bitte, geben Sie mir ihn wieder!“

Aber diese Zumutung war wider die erzieherischen Grundsätze des Doktors. Kurz entschlossen ging er zur Tür, öffnete sie und warf den armen Petit hinaus.

„Es fehlte nur, daß er ihm noch einen Tritt gegeben hätte,“ meinte Julie, welche von der „rohen Handlungsweise“ ebenso empört war wie ihre Freundin.

Durch Klaras Herz aber gingen sieben Schwerter, und zugleich keimte darin die bittere Wurzel des Hasses auf, des glühenden Hasses gegen den, welcher ihr solch brennendes Herzeleid verursachte. Junge Mädchen sind nicht nur fähig, bis zur tollsten Schwärmerei zu lieben, sondern auch unsagbar zu hassen, und manch=

mal ist von der Glut der hingebendsten Verehrung bis zur stärksten Verabscheuung nur ein kurzer Schritt.

Der arme kleine Liebling! Wie würde es ihm draußen in der kalten Welt ergehen? Vielleicht fürchtete er sich, denn er liebte die Einsamkeit gar nicht und war immer daran gewöhnt, daß sich jemand um ihn bekümmerte. Vielleicht auch holte er sich in der Zugluft einen Schnupfen.

Von der Tür her erscholl ein Kraxen und Winseln, unterbrochen durch herzerreißende Wehlaute, und Klara verstand in der Seele ihres Lieblings zu lesen wie eine Mutter in der ihres Kindes.

Doktor Säger hatte sich an das Fenster gestellt und schaute hinaus. Es war ihm noch nicht möglich, den Unterricht fortzusetzen, so hatte ihn das Ereignis mitgenommen.

Das Unglück verlieh Fräulein Klara den Mut einer Märtyrerin und Heldin. Sie trat aus ihrem Plaze heraus und wagte es, dem Unerbittlichen die Stirn zu bieten. „Herr Doktor — Petit könnte draußen zu Schaden kommen —“ Tränen ersticken ihre Stimme — „und dann — er ist doch mein —“

Das Winseln und Kraxen wurde stärker; die Klasse neigte zu erneuten bedenklichen Heiterkeitsausbrüchen.

„Ich konnte nichts dafür, Herr Doktor — Anni Wettstädt kniff ihn in den Schwanz!“

Stürmische Lachsalve.

„Sie wollen Ihr Tun auch noch beschönigen, Fräulein Heimberg? Das ist durchaus unangebracht. Aber Sie haben recht, der Hund gehört da nicht hin und außerdem stört er uns.“

Über den Schulhof marschierte mit bedächtigem Schritt der alte Lukas.

Der Doktor hatte ihn bemerkt, und sein Entschluß

war fertig. Er rief den Schuldiener herauf und übergab ihm den Störenfried zur Verwahrung.

Klara Heimberg wagte abermals einen Protest. Sie bat und flehte in allen Tonarten und sah in ihrer Angst so reizend aus, daß der junge Pädagoge eine Regung der Rührung und Nachsicht in seinem Mannesbusen aufsteigen fühlte.

Aber nein, das durfte nicht sein! Es handelte sich hier um seine Autorität, seine noch nicht gefestigte Stellung innerhalb des Lehrkörpers. Nachgiebigkeit war Schwäche und Niederlage.

Daher bekämpfte er redlich das mächtig aufsteigende Gefühl für die reizende Sünderin und sagte in seinem strengsten Tone: „Sie fügen sich und nehmen Ihren Platz wieder ein. Das weitere wird sich finden.“

Klara schlich geknickt zurück. Sie vermochte den Rest der Stunde nicht achtzugeben, und der junge Lehrer ließ sie auch unbehelligt. Zwei Gedanken bohrten abwechselnd in ihrem Hirn. „Wie ich ihn hasse!“ war der eine, und der andere: „Was hat er damit gemeint, wenn er sagt: das weitere wird sich finden?“ Zwischen durch weilten ihre Gefühle dann unten bei Lukas, wo Petit in Haft war.

Wollte der Doktor sie dem Direktor anzeigen und aus dem harmlosen Fehltritt eine Staatsaffäre machen? Dazu war er auch fähig, der Unmensch! „Ich hasse ihn!“ funkelten ihre dunklen Augen. Wenn die Söte hier das erfuhr! Sie schüttelte sich.

Die Stunde war endlich aus, und Klara wollte hinabgehen zu dem verlassenen Petit, allein Doktor Säger hielt sie zurück. Er ließ die anderen hinausgehen und setzte sich der Sünderin gegenüber.

„Erzählen Sie mir, wie das alles gekommen ist, Fräulein Klara,“ bat er sanft. „Was hat Sie zu solcher

Ungehörigkeit verleitet? Wollten Sie mich persönlich ärgern?"

Vergeblich war seine Mühe. Es war nichts aus ihr herauszubringen. Sie schluchzte unaufhörlich zum Herzerweichen.

Doktor Sänger verlor endlich die Geduld und gab seine Versuche auf. Der Gedanke lief ihm durch den Kopf, daß doch mit Knaben leichter fertig zu werden sei als mit den unberechenbaren, widerspruchsvollen Mädchen.

Zur Weiterverhandlung blieb keine Zeit, denn schon nahte Fräulein Sötebier, um ihre französische Stunde zu erteilen.

Die Sötebier war das Gespenst der Schule. Vor ihr fürchtete sich alles, ja sogar der Direktor sollte, so erzählte man sich, vor ihr zu Kreuze kriechen. Lang, streng, unnahbar, die Augen scharf bebrillt, nur die dünnen fleischlosen Arme mit den Spinnensingern ab und zu bewegend, saß sie ihre geschlagene Stunde auf dem Katheder und verlangte von den Schülerinnen eine gleiche Haltung. Es wurde nur Französisch gesprochen in Rede und Gegenrede; jedes deutsche Wort war streng verpönt.

Klara wußte, daß sie verheult aussah. Man mußte die seelische Depression, in der sie seit einer Stunde sich befand, auf zwanzig Schritte an ihr erkennen. Die Sötebier warf ihre gefürchteten Forscherblicke mehr als einmal nach dem Plaze der Märtyrerin. Klara war unaufmerksam, stotterte, machte große Fehler und sprach schließlich Unsinn.

Plötzlich fuhr die von der Last ihrer Trübsal schier Erdruckte heftig zusammen. Sie hatte deutlich vom Hofe her Petits Stimme erkannt. Zuerst klaffte er in seiner schritten Weise, wie er zu tun pflegte, wenn

sich Gefahr nahte — und Petit mied die Gefahr nicht, nein, er war trotz seiner Kleinheit ein mutiges Kerlchen — dann kam ein langgezogenes Jammergeheul, ein Zeichen, daß ihm irgendwie unrecht geschah, und schließlich ein dumpfes Gequietsch der höchsten Not, das mit einem Male abschnappte und tiefster Stille Platz machte.

In Fräulein Klara erwachte das mütterliche Gefühl einer Löwin, der man ihr Junges rauben will. Sie kam sich wie Niobe vor, der man die Kinder abschlachtete.

„Ich muß sofort hinunter, Fräulein Sötebier!“ rief sie plötzlich in die Klasse hinein. „Bitte, lassen Sie mich einen Augenblick fort!“

Die Sötebier schien noch länger zu werden, und ihre grauen Augen schossen einen spitzen Strahl nach der unaufgefordert Redenden. „Wollen Sie das nicht Französisch sagen, Fräulein Klara?“

Auch das noch! Selbst Anni Wettstädt fühlte jetzt eine Regung des Mitleids mit der Vielgeprüften. So gut es ging, brachte Klara die Worte auf französisch heraus und erhielt nun die Erlaubnis, hinunterzugehen.

Die grauen Augen folgten der Davoneilenden, bis die Thür hinter ihr zuklappte.

Die Angst beflügelte Klaras Fuß, so daß sie die Treppe mehr hinunterfiel als ging, und die Ahnung geschehenen Unheils schnürte ihr die Kehle zusammen.

Der Anblick, der sich unten ihren entsetzten Augen bot, war wahrhaft herzzerreißend. Da stand Lukas mit einem Stecken in der einen Hand, mit dem er einen großen ruppigen Köter verschleucht hatte, und in der anderen hielt er den regungslosen Petit.

Klara schrie laut auf und wurde so blaß wie die getünchte Mauer.



„Es is nich meine Schuld, Fräuleinchen,“ vernahm sie des Lukas Stimme wie aus weiter Ferne. „Das kleine Vieh da hat sich unversehens mit dem großen



gebalgt, und das is ihm schlecht bekommen. Der hat ihn kurzweg ins Maul genommen und ein bißchen geschüttelt — das hat er wohl nicht vertragen können.“

Mara hörte kaum, was er sagte. Sie nahm ihren

Liebling und bedeckte sein weiches Fell mit Küffen. Die Tränen liefen ihr unaufhaltsam über die Wangen.

Tot war er. Es war nicht anders. Petit hatte seine Laufbahn beendet.

Lukas sprang erschrocken hinzu, denn das junge Mädchen wurde plötzlich leichenblaß. Es war ihr, als senkte sich langsam ein schwerer dunkler Vorhang über ihre Augen. —

Das erste, das sie dann wieder erblickte, war die spitze Nase der Stöbier und die Brille des Direktors. Erstere spritzte ihr mit den Spinnenfingern Tropfen kalten Wassers in das Gesicht, der andere hielt ihr ein Fläschchen mit einer scharfriechenden Flüssigkeit unter die Nase.

Noch ein drittes Antlitz erschien, das Doktor Sängers hübsche Züge trug. Auf Klara wirkte es in diesem Moment ein wie das Haupt der Medusa. Der Direktor bedeutete dem jungen Kollegen, sich schleunigst zu entfernen.

Dann saß sie in einer Droschke und fuhr mit dem Direktor nach Hause. Der Kopf tat ihr entsetzlich weh, und sie vermochte nicht klar zu denken.

Stadtrat Heimberg und die Frau Stadträtin waren nicht wenig erschrocken und um die Gesundheit ihres Töchterchens ernstlich besorgt. Aber ein paar Stunden Schlaf und das liebevolle Zureden der Mutter übten eine wohlthätige Wirkung aus.

---

Am Nachmittag saß Klara, noch immer etwas blaß, aber gefaßt und in ihr Schicksal ergeben, am Fenster. Selbst die spöttischen Bemerkungen ihres Bruders, der es nun einmal nicht lassen konnte, sich über die Torheiten der jungen Damen auszulassen, vermochte sie mit gleichgültigem Achselzucken hinzunehmen. Petit

war tot, grausam, unmenschlich hingemordet. War das Leben noch lebenswert für sie?

Der Vater kam um fünf Uhr nach Hause. Als er die Besserung in Klaras Befinden wahrnahm, hielt er ihr eine ernste väterliche Rede. Keinem anderen sollte sie die Schuld an dem Geschehenen beimessen als sich selber. Er verlangte daher mit unerbittlicher Strenge, daß sie Herrn Doktor Säger in allererster Linie förmlich Abbitte leiste, eine Forderung, die auch von seiten der Schule gestellt worden war.

„Wenn du es wünschst, Papa,“ sagte Klara matt und apathisch, „so will ich es tun.“

Es war ja alles so gleichgültig.

Petits Reste lagen bereits in der Erde unter dem großen Birnbaum in Stadtrats Garten. Einen Grabstein mit entsprechender Inschrift hatte sich das Familienhaupt energisch verbeten. Nicht einmal ein Blumenbeet wurde erlaubt. Klara ergab sich darein, in ihrem Gedächtnis aber sollte dem armen Petit ewig ein Plätzchen der Erinnerung bleiben.

Es klingelte im Flur. Kamen die Freundinnen, um sie in ihrem Leid zu trösten? Das war lieb von ihnen.

Nein, es galt dem Vater. Er ging hinaus und verhandelte im Flüsterton mit einem fremden Herrn. Man hörte sie vergnügt auflachen.

Und dann — dann erlebte Klara eine merkwürdige Sinnesstörung. Von der Stubentür her erklang heiseres Geplärr und leises Kraken. Genau so hatte sich Petit gebärdet, als er noch lebte. Wie war das nur möglich?

Sie sprang vom Stuhl in die Höhe und starrte auf die Tür. Diese tat sich auf, und hereinspazierte Petits leibhaftiges Ebenbild, ein süßes weißes Zwergpinscherchen mit Petits Seidenbändchen angetan.

Träumte sie jetzt, oder hatte sie sich all das

Schreckliche, das sich am Morgen in der Schule ereignete, nur eingebildet?

Mit einem Jubelschrei stürzte das junge Mädchen auf das Hündchen zu, nahm es auf den Schoß und liebte es stürmisch.

Draußen hörte sie die Köchin sagen: „Das hab' ich mir gleich gedacht, daß wir wieder 'nen neuen kriegen werden.“

Natürlich. Ein neuer Petit, so mußte es sein! Aber wo kam der her? Jetzt besah sie ihn genauer und entdeckte auch einen Unterschied. Der alte Petit hatte blaue Augen gehabt — himmelblaue Vergißmeinnichtaugen, und dieser hatte graue. Aber süß waren sie auch.

Klara war so vertieft in den Anblick ihres neuen Petit, daß sie gar nicht merkte, wer sie schon seit einer Minute lächelnd beobachtete.

„Herr Doktor Sängler!“ stammelte sie verwirrt, als sie ihn endlich sah.

Er war ritterlich wie ein echter Minnesänger. „Darf ich hoffen, Fräulein Klara, daß Sie mir nun nicht mehr böse sein werden? Vielleicht trifft mich auch ein Bruchteil der Schuld. Ich verstehe mich nicht auf die Behandlung eines so zarten Geschöpfchens.“

Klara fühlte glühende Kohlen auf ihrem Haupte. Sie reichte dem allzu Gütigen überwunden beide Hände und erbat seine Verzeihung.

Der junge Doktor aber wurde ganz rot, und plötzlich zog er die gereichten Hände empor und küßte sie stürmisch.

Wurde sie ihm auch noch etwas anderes?

Walter von der Vogelweide, der Kenner des Frauenherzens, lächelt schalkhaft und singt:

„Wer gab dir, Minne, die Gewalt, daß du so gar gewaltig bist?  
Du zwindest beides, jung und alt, dawider frommt nicht Kunst  
noch List.“





## Ein Korbflechterdorf.

Don L. Brenkendorff.

Mit 10 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Die Kunst, aus schmiegsamen Gräsern, elastischen Zweigen oder zähen Baststreifen durch Flechten allerlei Gerätschaften für den Bedarf des täglichen Lebens oder Biergegenstände für die Ausschmückung der Wohnstätte herzustellen, ist wohl eine der ältesten und verbreitetsten menschlichen Handfertigkeiten. Wir können ihre Spuren bis in die graueste Vorzeit zurückverfolgen, und wir finden sie heute vielfach bei Naturvölkern von niedrigster kultureller Entwicklung. Die Wohlfeilheit des überall leicht zu erlangenden Rohmaterials, die Entbehrlichkeit weiterer Zutaten und die Möglichkeit, der Arbeit die mannigfachsten Gestalten zu geben, machten die Korbflechterei von alters her zu einem Erwerbszweige für die Hausindustrie im allerengsten Sinne des Wortes.

Große, fabrikmäßige Betriebe sind als zu wenig lohnend hier ja von vornherein ausgeschlossen, während die Art der Arbeit, die von der Gewinnung des Materials bis zur letzten Ausschmückung der fertigen Ware keinerlei ungewöhnliche Anforderungen an die Ausbildung und Geschicklichkeit des Erzeugers stellt, den Fähigkeiten namentlich einer unter ländlichen Verhältnissen lebenden Bevölkerung vortrefflich angepaßt ist.

So kam es, daß in vielen Gegenden, wo Gelegenheit zu einem lohnenderen Erwerb durch Hausarbeit

nicht geboten ist und wo sich die Bodenbeschaffenheit als dem Anbau der Korbweide besonders günstig erweist, ganze Korbflechterdörfer entstanden sind, deren Einwohnerschaft seit vielen Generationen aus dieser Beschäftigung ihren Lebensunterhalt gewinnt. In



Beim Schneiden der Korbweiden.

Deutschland ist besonders die Rhön, sowie die Gegend um Schmalkalden der Sitz dieser ländlichen Hausindustrie geworden. Fast alle feineren und kunstvolleren Korbwaren haben dort ihren Ursprung, während am oberen Main, im Koburgischen, bei Lichtenfels und im Fichtelgebirge vornehmlich die für die Ausfuhr bestimmten billigeren Artikel erzeugt werden.

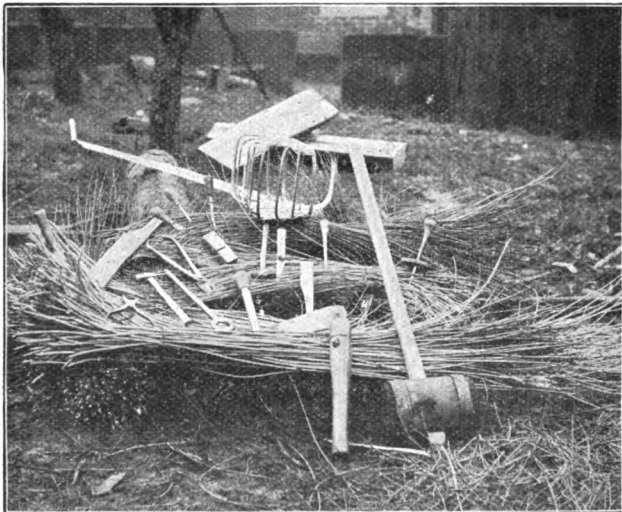
Wie in Deutschland, so gibt es auch im übrigen Europa fast in jedem Lande gewisse Gegenden, in denen die Korbmacherei ihre Heimstätte hat, und wohl nirgends kann man mit größerem Recht von einem „Korbmacherdorf“ sprechen als von dem uralten, stillen englischen



Das Dämpfen der frisch geschnittenen Weiden.

Dörfchen Mandesley, für dessen Einwohner es schon seit undenklichen Zeiten keine andere Erwerbstätigkeit gibt als die Korbflechterei. Der Umstand, daß der Beruf der Eltern hier von jeher auch der der Kinder gewesen ist, und daß der Nachwuchs schon in frühester Jugend zur Hilfeleistung bei der Arbeit herangezogen wird, hat die Leute von Mandesley zu so geschickten Korbflechtern gemacht, daß ihre Erzeugnisse nicht nur

in England selbst, sondern auch im Auslande eines wohlbegründeten Rufes genießen, und daß selbst die schwierigsten Aufgaben, die durch wechselnde Mode



Rohmaterial und handwerkszeug zur Korbflechterei.

und gesteigerte Ansprüche gestellt werden, hier jederzeit eine befriedigende Lösung finden.

Denn die Mode und die wechselnden Anforderungen des Tages üben auch auf eine so bescheidene Industrie, wie es die Korbflechterei ist, ihren sehr merklichen Einfluß aus. Mancherlei Gegenstände, die vor hundert oder fünfzig Jahren zu Tausenden angefertigt werden mußten, sind jetzt völlig aus dem täglichen Gebrauch verschwunden, und es wäre längst sehr schlimm um die Bewohner von Mawdesley und anderen Korbflechterdörfern bestellt, wenn sie nicht verstanden hätten, sich den Anforderungen einer neuen Zeit anzupassen.



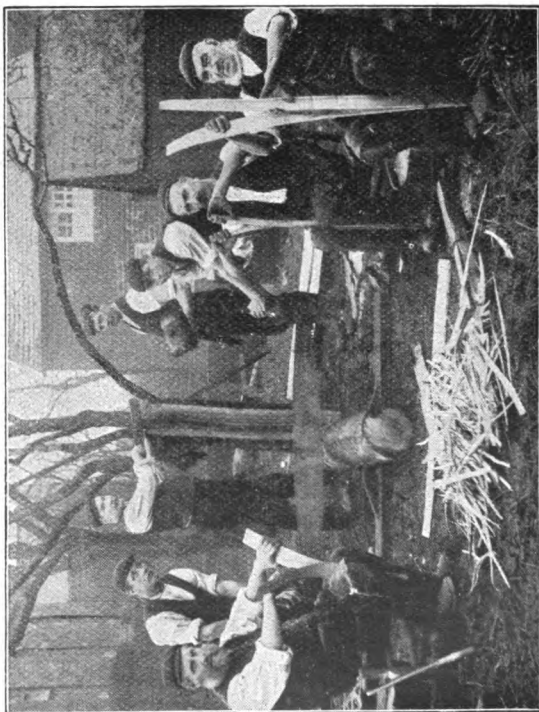
Die Willfähigkeit ihres Materials kommt ihnen dabei freilich aufs beste zu Hilfe. Für einen geschickten Korbflechter, wie es dort beinahe jedermann ist, bedeutet es eben keinen allzu großen Unterschied, ob er ein Wägelchen oder den Schutzkorb für ein Fahrrad herzustellen hat, und er kommt keinen Augenblick in Verlegenheit, wenn ihn die Erfahrung lehrt, daß zwar nach gewissen altmodischen Artikeln keine Nachfrage mehr ist, daß sich aber geflochtene Schutzkörbe für die



Das Spalten der Weidenruten.

Schalltrompeten der Grammophone oder leichte Korbmäntel für Automobile gut bezahlt machen. Die Hausindustrie in Mandesley ist in der Tat von einer

so erstaunlichen Vielseitigkeit, daß ein Besuch des Dörfchens, darin ungefähr dreihundert Menschen durch die Korbflechterei ihr tägliches Brot erwerben, unter die interessantesten Ausflüge gerechnet werden muß, die



Das Spalten des Eichenholzes.

man in dem durch seinen Kohlenreichtum berühmten Lancashire unternehmen kann.

Schon die nähere Umgebung des Ortes läßt die Art der Erwerbstätigkeit seiner Bewohner erraten. Auf weite Strecken hin ist alles mit dem hohen Buschwerk der Korbweide bestanden, die mit ihren schmalen,

spitzen, unterseits weißfilzigen Blättern ja auch bei uns eine so bekannte Erscheinung ist. Die Weidenkultur wird um ihrer Wichtigkeit für die Bevölkerung willen natürlich ganz methodisch und rationell betrieben, und die anspruchslöse, dankbare Pflanze lohnt

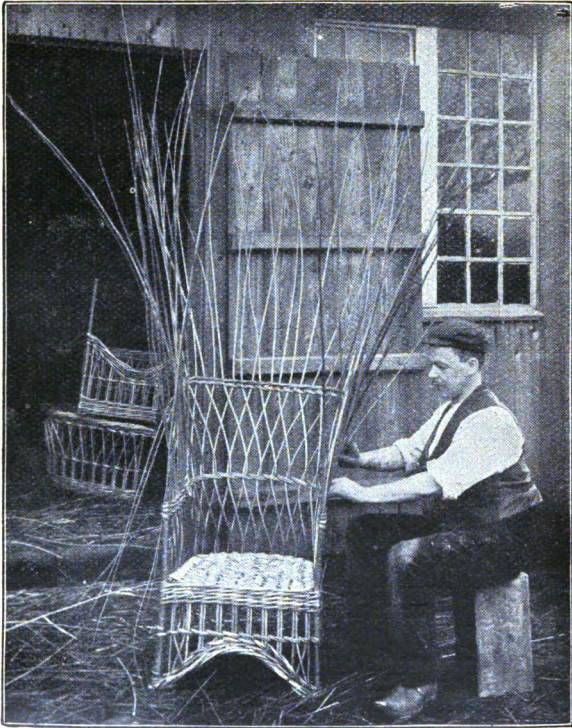


Die Herstellung von Obstkörbchen.

die ihr zugewendete Sorgfalt so reichlich, daß sehr oft bejahrte Männer ihre Ruten noch von denselben Sträuchern schneiden können, denen sie schon als Kinder den Bedarf für die Arbeit der Eltern entnahmen.

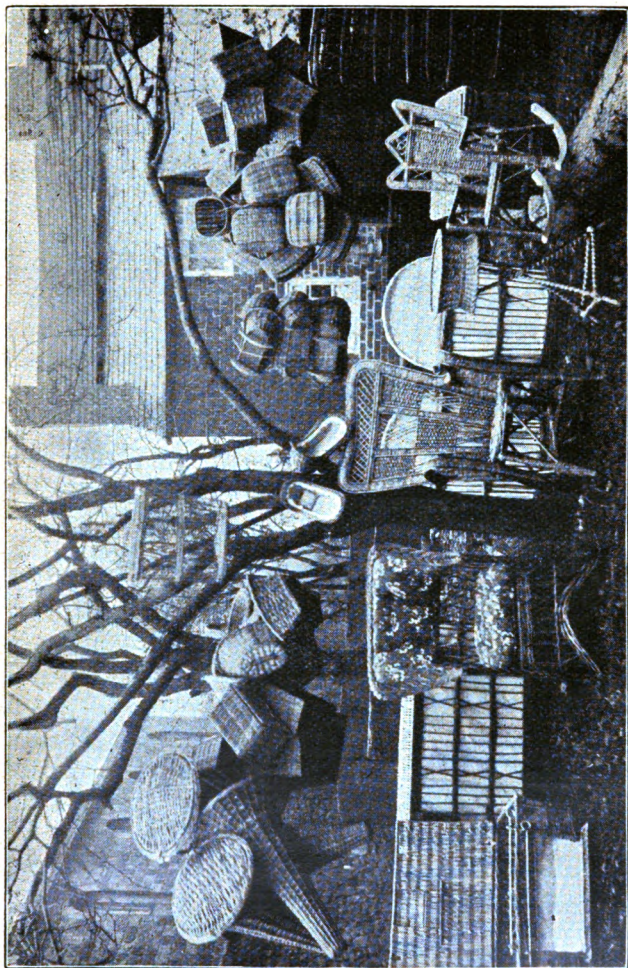
Die erste Bedingung, deren es für die Zurichtung des Materials bedarf, ist das Schälen der Weidenzweige, das gewöhnlich gleich an Ort und Stelle mit dem Messer oder durch eine elastische hölzerne oder eiserne Zange, die sogenannte Klemme, unter fleißiger Zuhilfenahme der Hände bewirkt wird. Um sie mög-

licht geschmeidig zu erhalten, werden die zu Bündeln vereinigten Ruten sodann für eine Weile der Einwirkung des Dampfes ausgesetzt und nach Beendigung



Beim Flechten eines Lehnstuhls.

dieses Vorgangs wieder auf dem Felde ausgebreitet, damit sie in Sonne und Wind die rechte Färbung annehmen. Alsdann erfolgt ihre Sonderung nach Stärke und Qualität, eine leichte Arbeit, die gewöhnlich den Kindern obliegt.



Zum Trocknen aufgestellte Korbwaren.

Für gröbere Arbeiten, wie für die Herstellung von Flaschenkörben und dergleichen, werden die Weidenzweige in ihrer natürlichen Gestalt verwendet; feinere

Artikel und Biergegenstände aber lassen sich nur aus feineren Streifen verfertigen, und zu diesem Zweck müssen die Ruten in drei oder vier Schienen gespalten werden. Dies geschieht mit dem „Reißer“, einem kegelförmig gedrechselten Stück harten Holzes, welches von der Mitte bis an das obere, dünne Ende so ausgekerbt ist, daß es drei oder vier keilförmige, wie Strahlen von einem Mittelpunkt auslaufende Schneiden bildet. Die Rute wird am dicken Ende mit dem Messer eingeschnitten, der Reißer so auf die Rute gesetzt, daß seine Keile in die Schnitte eintreten, und bis an das andere Ende fortgeschoben. Um die dreiseitigen Spaltstücke sodann in glatte Schienen zu verwandeln, zieht man sie zunächst wiederholt durch den Korbmacherhobel und endlich durch den „Schmaler“, durch den die Seitenkanten beschnitten, und alle Schienen gleich breit gemacht werden.

Zur Verstärkung größerer, aus Korbgeflecht hergestellter Gegenstände, wie Trag- und Reisekörbe, Wagen und dergleichen, bedarf man mehr oder weniger dicker Holzstreifen, die biegsam und elastisch genug sein müssen, um jede erforderliche Form anzunehmen. Man bedient sich dazu fast ausschließlich des zähen und widerstandsfähigen Eschenholzes, das ganz ähnlich wie die Weidenruten selbst zuerst eine Zeitlang „gedämpft“ und dann, wie aus unserer Abbildung ersichtlich, in schmale Streifen gespalten wird.

Die Herstellung der beständig in größeren Mengen angefertigten billigen Stapelartikel ist in der Regel Sache der jüngeren Leute. Gewöhnliche Körbe gehen mit erstaunlicher Schnelligkeit unter ihren flinken Händen hervor. Man ist in Mawdesley sehr konservativ und übt die Kunst der Flechtereie noch ganz so, wie sie von den Vätern überkommen ist. Die Werkzeuge,

Formen und sonstigen mechanischen Hilfsmittel sind von der denkbar einfachsten Art, und die Behendigkeit der früh geübten Finger muß hier ersetzen, was an-



Eine Lohnarbeiterin.

derswo an maschinellem Behelf zur Erleichterung der Arbeit erfunden worden ist.

Beim Flechten wird zuerst der Boden des Korbes gefertigt und dann durch einen in der Mitte angebrachten Pflock derart auf dem Arbeitsbrett befestigt, daß

er nach allen Seiten hin leicht drehbar ist. Durch Aufbiegen der radialen Ruten und Einflechten der herumlaufenden Schienen werden sodann die Seitenwände hergestellt. Aber dies ist eine Arbeit, auf welche die älteren Künstler von Mawdesley mit Geringschätzung herabsehen. Ihrem Ehrgeiz sind, wie gesagt, auch die kniffligsten Aufgaben nicht zu hoch. Wagen, Möbel, ja selbst Kronleuchter, Bilderrahmen und Galanteriewaren von jeder erdenklichen Art sind ihrer Geschicklichkeit nur ein Kinderspiel.

Man kann das zu einer Art von Ausstellungslokal hergerichtete Häuschen nicht besuchen, ohne der Anpassungsfähigkeit und nimmerruhenden Strebbarkeit dieser schlichten, anspruchslosen Leute die aufrichtigste Anerkennung zu zollen. Auch hinsichtlich der künstlerischen Verzierung ihrer Erzeugnisse, der Polsterung, Bemalung, Vergoldung u. s. w. lassen ihre Fertigkeiten nichts zu wünschen übrig, und was die Dauerhaftigkeit der hergestellten Ware betrifft, so dürfte es kaum als eine Übertreibung anzusehen sein, wenn einer der ältesten Einwohner von Mawdesley versicherte, daß die von hier ausgehenden Waren durchweg ein längeres Leben hätten als ihre Verfertiger.

Der letzte Prozeß, den die fertigen Korbflechteereien durchzumachen haben, ist ihr Austrocknen in freier Luft. Denn während der Arbeit müssen die Weidenruten zur Bewahrung ihrer Geschmeidigkeit stets feucht gehalten werden, während das vollendete Erzeugnis natürlich völlig trocken sein soll. Dem fremden Besucher macht es dann wohl einen gar wunderlichen Eindruck, wenn er die Bäume des Dorfes von oben bis unten mit so seltsamen Früchten behangen sieht, wie es Schalltrompetenkörbe, geflochtene Badeschuhe, Vogeltransportkäfige oder Reiseflaschen sind.



Die freie Himmelsluft, die ihm so wacker bei der Vollendung seines Werkes hilft, ist überhaupt des Mandesleyer Korbflechters beste Freundin. Sofern nur der Himmel seine Schleusen nicht allzu ausgiebig

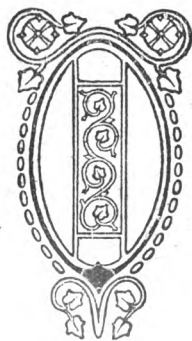


Auf dem Weg zum Markte.

öffnet, verrichtet er seine Arbeit im Freien, und diesem Umstande mag es auch in erster Linie zuzuschreiben sein, daß der Gesundheitszustand unter den Korbflechtern ein ungleich günstigerer ist, als bei allen auf den engen Raum der dumpfigen Stube angewiesenen Arbeitern.

Weitaus die meisten Bewohner des Dorfes arbeiten für ihre eigene Rechnung. Sie verkaufen ihre Erzeugnisse entweder auf den Märkten der nahe gelegenen größeren Industrieplätze oder an die städtischen Händler, die sie alsdann in alle Weltgegenden gehen lassen.

Im allgemeinen stehen die Frauen an Geschicklichkeit und Übung ihren Männern so wenig nach, daß sie vielfach als die eigentlichen Ernährerinnen der Familie angesehen werden können. Doch fehlt es auch nicht an ärmeren Dorfbewohnern, die sich nicht bis zu einem Betrieb auf eigene Rechnung aufzuschwingen vermögen. Auch für ihren Unterhalt aber ist dadurch gesorgt, daß sich einige kleine Unternehmer in Mawdesley ansässig gemacht haben, die jene vom Glücke weniger Begünstigten gegen Entgelt als Lohnarbeiter beschäftigen.





## Das Tagebuch eines Irren.

Erzählung von Walthor Kabel.

(Nachdruck verboten.)

**A**m Abend des 19. Oktober 1827 spannte sich über dem altberühmten, an der Westküste der griechischen Halbinsel Morea gelegenen Hafen von Navarino ein wolkenloser, sternbesäter Himmel aus, der sich in der kaum bewegten See mit flimmernden, hin und her schießenden Pünktchen widerspiegelte und die dort ankernde ägyptisch-türkische Flotte in ein ungewisses Dämmerlicht eintauchte. Nur eine in weitem Bogen aufgestellte stattliche Anzahl von hochbordigen Schiffsrümpfen war zu erkennen — die Linienchiffe, vor denen in größeren Abständen wieder eine zweite Reihe kleinerer Schoner als Vorposten an ihren Ankerketten träge schaukelte. Die abendliche Stille wurde nur selten durch die taktmäßigen Ruderschläge eines den Verkehr mit dem Lande unterhaltenden Bootes, die leisen Klänge eines Matrosenliedes oder das Anarren der Rahen unterbrochen.

Der warme Küstenwind trug vom Strande die berausenden Düfte der schon im Altertum bekannten Rosengärten von Psalos bis zur Flotte hinüber, jenes Psalos, das zwar im Mittelalter seit der Ansiedlung der Navarresen den Namen gewechselt, damit aber weder sein wunderbar mildes Klima noch den Reich-

tum einer üppig wuchernden, halbtropischen Pflanzenwelt verloren hatte. Von dem kleinen Städtchen selbst waren in dem Abenddunkel nur die Umrisse der meist weiß gestrichenen, niedrigen Häuschen und einige größere, dicht am Hafen gelegene Lagerschuppen englischer und Hamburger Handelsfirmen zu sehen.

Dieses Bild heiteren Friedens störte jedoch bald der landeinwärts am nächtlichen Horizont hie und da aufzuckende rötliche Feuerschein, der seiner Helle nach nur von dem Brande ganzer Dörfer und Gehöfte herühren konnte. Bisweilen durchzitterte die Luft auch der ferne Schall von Kanonenschüssen wie das Grollen eines heraufziehenden Gewitters.

Soeben war vor einem der in der vordersten Linie liegenden türkischen Wachtschiffe von See aus ein Kutter aufgetaucht, worin neben dem das Steuer führenden Midshipman ein höherer englischer Marineoffizier in großer Uniform saß. Das Boot wurde rechtzeitig angerufen, legte sich für wenige Minuten langseit des Türken und setzte dann seine Fahrt nach dem Linienschiff „Alexandria“ fort, auf dem der Kapudan-Bei, der Oberbefehlshaber der ägyptisch-türkischen Flotte, seine Flagge gehißt hatte.

Bald darauf stand der Engländer in der mit echt orientalischem Prunk ausgestatteten Kapitänskajüte der „Alexandria“ dem Bei gegenüber. Der geschmeidige Türke bot dem Besucher mit etwas übertriebener Höflichkeit einen Sitz auf einem der niedrigen Divans an, den dieser jedoch mit kühler Verbeugung ausschlug, um sofort ohne Zögern sich seines Auftrags zu entledigen.

„Auf Befehl des Admirals Sir Codrington, des Höchstkommmandierenden der vereinigten französischen, russischen und englischen Geschwader, habe ich Eurer Exzellenz folgendes zu melden: Nachdem die drei ver-

bündeten Regierungen sich in dem Londoner Vertrage dahin geeinigt hatten, daß aus dem seit Jahren um seine Freiheit kämpfenden Griechenland fortan ein Vasallenstaat der Türkei mit autonomer Verwaltung zu bilden sei, ist diese Abmachung der Pforte zur Erklärung unterbreitet worden. Bis zum Eintreffen der Entscheidung Ihrer Regierung auf diese wohlgemeinten Vorschläge sollten, wie zwischen dem Oberbefehlshaber der türkischen Land- und Seestreitkräfte, Ibrahim Pascha, und Sir Codrington vereinbart wurde, alle Feindseligkeiten eingestellt werden. Dieser Waffenstillstand ist von türkischer Seite nicht beachtet worden. Nach uns zugegangenen sicheren Meldungen hat man vielmehr die Verwüstung des Landes, das Niederbrennen von Ortschaften und Hinschlachten wehrloser Bewohner fortgesetzt.“

Der Kapudan-Bei hatte bisher mit stoischer Ruhe zugehört. Nur aus seinen kleinen, halbzugekniffenen Augen traf den Engländer zuweilen ein prüfender Blick. Jetzt erhob er aber, als wollte er diese Anschuldigung entrüstet von sich weisen, abwehrend die Hände.

Doch der andere ließ ihn nicht zu Wort kommen. Mit erhobener Stimme sprach er weiter: „Oder wollen Erzellenz etwa behaupten, daß der am nördlichen Horizont deutlich sichtbare Feuerschein und der herüberklingende Geschützdonner von Freudenfesten herrühre, die die Bewohner dieses armen Landes aus Anlaß der endlichen Waffenruhe feiern?“

Der Türke schwieg verlegen, und ehe er sich zu einer Erwiderung aufraffen konnte, hatte der englische Offizier schon ein versiegeltes Schreiben hervorgezogen und hielt es dem Kapudan-Bei jetzt dicht vor das verlegene Gesicht.

„Dieses Schreiben,“ erklärte er schneidend, „enthält

folgendes Ultimatum: Sollte Ibrahim Pascha bis morgen mittag zwölf Uhr meinem Admiral nicht den Beweis dafür erbracht haben, daß die strengsten Befehle gegeben sind, um den bestehenden Waffenstillstand auch tatsächlich durchzuführen, so werden die drei verbündeten Mächte sich genötigt sehen, ihrem Willen durch Zwangsmaßregeln Geltung zu verschaffen. Dieses Ultimatum bitte ich Ihrem Oberbefehlshaber, dessen Hauptquartier sich wohl noch in Navarino befindet, möglichst umgehend zukommen lassen zu wollen.“

Darauf verließ der Engländer nach kurzer Verbeugung die Kajüte, durchschritt das nur schwach beleuchtete Batteriedeck und stieg das Fallreep hinunter in sein Boot, ohne von dem ihn begleitenden türkischen Admiral und der präsentierenden Schiffswache irgendwelche Notiz zu nehmen. Dann ein helles Kommando, die Ruder tauchten ein, und der Kutter mit der stolzen Flagge am Heck war bald in der Richtung nach der Hafeneinfahrt in der Dunkelheit verschwunden.

Der Kapudan-Bei eilte jetzt hastig auf das Achterdeck, wo ein Mann, eingehüllt in einen dunkelbraunen Burnus, der offenbar seine reichgestickte Uniform verdecken sollte, an der Reling lehnte. Dieser Mann mit dem gebräunten, scharfgeschnittenen Gesicht war niemand anders als Ibrahim Pascha, der Stieffohn des Vizekönigs Mehemed Ali von Agypten, der Erstürmer von Missolonghi, des Bollwerkes von Westhellas, und der gefährlichste Gegner des griechischen Freiheitsgedankens.

Eine ganze Weile sprachen die beiden flüsternd miteinander. Als sich Ibrahim Pascha dann wieder an Land rudern ließ, hatte sich die Stirn des Beis sehr nachdenklich gekräußt.

In seine Kajüte zurückgekehrt, riß er mehrmals

ungeduldig an einer Klingelschnur, die neben der leise hin und her pendelnden Deckenlampe hing. Wenige Sekunden später wurde der schwere, golddurchwirkte Vorhang vor der in den Nebenraum führenden Tür beiseite geschoben und lautlos glitt ein in weite seidene Gewänder gekleidetes Männlein herein, dessen intelligentes Gesicht das Groteske seiner knabenhaften, verkümmerten Gestalt mit dem übergroßen Kopf fast übersehen ließ.

Dieser Zwerg, der in seinen bunten Kleidern an einen jener Possenreißer erinnerte, wie sie im Mittelalter an Fürstenhöfen gern gehalten wurden, war der Geheimsekretär und vertraute Ratgeber des Kapudan-Beis. Er hieß Joseph Meinert, stammte aus der alten Hansestadt Danzig und war, seines Zeichens eigentlich Barbier, nach abenteuerlichen Irrfahrten nach Konstantinopel gekommen, wo er zum Islam übertrat und so aus einem Joseph ein Jussuf wurde. Nachdem er sich als Arzt, Teppichhändler und in mehreren anderen Berufen versucht hatte, nahm er bei dem Bei zuerst als Koch Dienste, um bald infolge seines Scharffinns und seiner Sprachkenntnisse bis zu seiner jetzigen Stellung aufzurücken. Sein Alter zu bestimmen war schwer, denn sein farbloses, faltiges Gesicht mit dem spärlichen grauen Schnurrbart und den stets halb verschleierten Schließäuglein machte einen fast greisenhaften Eindruck, während die geschmeidige Beweglichkeit der kleinen Gestalt noch jugendlich wirkte.

Der Kapudan-Bei hatte sich nach dem Eintritt seines Sekretärs aufsteigend auf einen Diwan fallen lassen und strich jetzt mit der Hand nervös durch den dunklen Vollbart, wobei er den Kleinen ebenso lauernnd musterte wie vorher den englischen Offizier.

„Was sagst du zu der Botschaft Codringtons?“

begann er dann mißmutig. — „Du hast doch sicher gehorcht!“ setzte er spöttlich hinzu.

„Nicht gehorcht, aber doch alles gehört, da ich nebenan den Bericht an den Padischah schrieb und der Engländer laut genug sprach!“ erwiderte der Budlige ohne die geringste Unterwürfigkeit, eher etwas gereizt, und kreuzte nachlässig die langen Arme über der Brust. Er verstand es schon, mit seinem Herrn umzugehen.

Der Bei lenkte auch schnell begütigend ein. „Du weißt, ich habe kein Geheimnis vor dir, Jussuf. Daß du neugierig bist, verüble ich dir keineswegs. Nur mich brauchtest du nicht gerade zu belauern! Du erfährst ja doch alles von mir. Und nun sage mir, was du von unserer Lage denkst.“

Der Kleine schien zu überlegen. In Wirklichkeit war er schon wenige Minuten, nachdem der englische Marineoffizier die „Alexandria“ verlassen hatte, über seine Stellungnahme zu der jetzt drohenden Katastrophe mit sich ins Klare gekommen. Daß er seine genaue Kenntniß der politischen Absichten der Pforte, die er hauptsächlich der Vertrauensseligkeit seines Herrn verdankte, schon seit Jahren noch in anderer Weise ausnutzte, ahnte niemand. Er hatte an dem gefährlichen Spiel, das ihn schon mehrmals korrigierend in das Getriebe der Weltgeschichte eingreifen ließ, Gefallen gefunden und wollte auch jetzt gemäß den Instruktionen, mit denen ihn der von ihm bediente Staat fortlaufend versah, nach Möglichkeit den Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen den Verbündeten und der Türkei verhindern.

So sagte er denn eindringlich, indem er noch einen Schritt näher auf den ihn erwartungsvoll anblickenden Bei trat: „Ich habe schon immer davor gewarnt, den europäischen Mächten Gelegenheit zu geben, sich



in unsere Verhältnisse einzumischen. Als unsere Kriegführung gegen die aufrührerischen Griechen im Abendlande stets wachsende Entrüstung hervorrief, als die philhellenische Begeisterung dann durch Könige und Gelehrte angefacht wurde und sich nicht allein in reichlichen Geldunterstützungen betätigte, da sah ich bereits diese sogenannte Hilfsaktion der Staaten Europas wie ein drohendes Gespenst auftauchen. Sie nennen's Hilfsaktion! In Wahrheit sehnen sie nur den Augenblick herbei, wo sie von dem Reiche des Sultans wieder ein Stück abtrennen und die Kraft des einst so gefürchteten Riesen noch mehr schwächen können. Und diese Gelegenheit hat Ibrahim Pascha ihnen jetzt gegeben! Ich bin fest überzeugt, wenn er nicht bis morgen mittag eine ausreichende Erklärung an Bord des englischen Flaggschiffes sendet, so werden wir für unseren Bruch des Waffenstillstandes einen unangenehmen Denktzettel in Form einiger hundert gutgezielter Kanonenschüsse erhalten.“

Der Bei hatte sich erschreckt aufgerichtet. „Du meinst also wirklich, daß sie Ernst machen werden?“ fragte er.

„Bin ich jemals ein schlechter Prophet gewesen?“ gab Jussuf achselzuckend zurück. „Was jetzt kommen wird, weiß ich genau, da ich des Paschas übermütigen Leichtsinns kenne. Er wird seine Erwiderung auf das ihm gestellte Ultimatum in eine Form fassen, die den Verbündeten nicht genügt, und dann haben wir morgen den Kampf. Die feindliche Flotte ist uns in jeder Hinsicht überlegen, also kann der Ausgang kaum zweifelhaft sein. Mit dieser Niederlage geht dem Sultan aber auch Griechenland verloren, und all die Opfer an Geld und Menschen sind vergeblich gebracht!“

Der Kapudan-Bei sprang auf und durchmaß erregt

die geräumige Kajüte. Meinert verfolgte ihn jetzt mit Blicken, in denen deutlich eine spöttische Geringschätzung zu lesen war.

Sein Herr bemerkte davon nichts. Doch nicht die Sorge um das Wohl seines Vaterlandes ließ den Bei unruhig hin und her gehen. Seine habgierigen Gedanken suchten nur einen Plan, wie er am besten die aufgestapelten Schätze in Sicherheit bringen konnte.

Endlich schien er zu einem Entschluß gekommen zu sein. Er blieb vor seinem Vertrauten stehen und sagte mit unterdrückter Stimme: „Du hast recht, Jussuf! Ibrahim Pascha erkennt die Gefahr. Vergeblich habe ich heute wieder auf ihn eingeredet. Er glaubt nicht daran, daß das Ultimatum ernst gemeint ist, hält es für eine bloße Drohung, die für uns ohne Folgen bleiben wird. Und ich muß seinem Befehle gehorchen und morgen früh einen meiner Offiziere zu Sir Cordrington mit der Nachricht schicken, daß das Schreiben dem Pascha nicht hat zugestellt werden können, da er sein Hauptquartier inzwischen verlegt habe und nicht so schnell zu erreichen sei. So gedenkt Ibrahim die Verbündeten hinzuhalten.“

Da lachte der Bucklige ärgerlich auf. „Als ob der schlaue Engländer solchen Ausflüchten Glauben schenken würde! Seine Antwort gibt er uns mit seinen Geschützen!“

Der Bei trat jetzt noch näher an Jussuf heran und flüsterte ihm zu: „Und wenn es nun zu einer Seeschlacht kommt, und dabei dieses Schiff in Grund gehohrt wird, so liegen die schönen Reichtümer an Gold und Edelsteinen, von denen auch dir ein Teil gehört, auf dem Boden des Golfes von Navarino, unerreichbar für jeden Menschen, unerreichbar auch für den von uns beiden, der vielleicht den morgigen Tag überlebt.“

Wäre es nicht besser, wenn wir uns auf alle Fälle einrichteten?"

Meinert sah den Bei bedeutungsvoll an und nickte.

\* \* \*

Eine Stunde später stieß von der „Alexandria“ ein Boot ab, in dem außer den vier Ruderern nur noch zwei in weite Mäntel gehüllte Gestalten saßen. Es hielt direkt auf das Ufer zu und fuhr dann an diesem entlang bis zu dem südlichsten Punkte des Hafens, wo die dunkeln Mauern und Türme des großen Sperrforts wie ein zackiger Berg sich gegen den Nachthimmel abhoben. Hier, vielleicht zweihundert Meter von der nächsten Bastion entfernt, legte das Boot an. Die Ruderer hoben einen in eine lederne Geschüßbede gewickelten unförmigen Gegenstand heraus, waren den Vermummten noch beim Aussteigen behilflich und stießen dann wieder ab.

Als der Rudererschlag verklungen war, blieben die beiden noch eine Weile bewegungslos stehen, spähten vorsichtig umher und lauschten in die Nacht hinaus. Aber ringsum war alles still. Das einzige Geräusch verursachten die kleinen Wellen, die leise gegen den Strand brandeten und mit zischendem Geräusch wie dahinschießende, spielende Schlangen mit ihren hell-schimmernden Schaumkronen am Ufer entlang glitten. Dann schlug der größere der Männer seinen Mantel auseinander, lockerte die in dem Gürtel steckenden Pistolen und flüsterte seinem Gefährten zu: „Ans Werk, Jussuf! In zwei Stunden kommen sie, um uns wieder abzuholen, dann muß alles getan sein!“

Sie nahmen die anscheinend recht schwere Last vom Boden auf, eilten über den hellen Sandstreifen des Strandes hin und verloren sich in einer dichten

Olbaumpflanzung, die das sanft aufsteigende Ufergelände hier bedeckte.

\* \* \*

In jener Nacht vom 19. zum 20. Oktober 1827 ankerte in dem geschützten Hafen von Navarino als einziges größeres Rauffahrteischiff ein Klipper, dessen scharfe Bauart und große Takelage jedem Seemann auf den ersten Blick den Schnellsegler verriet. Er führte an der Gaffel die hamburgische Flagge und zeigte unter dem Bugspriet eine reichvergoldete Galionsfigur, die in Übereinstimmung mit dem Namen des Schiffes den Kaiser Barbarossa darstellte.

An der Reling auf der Backbordseite standen zwei Männer, die mit ihren Nachtgläsern eifrig nach der kaum fünfhundert Meter vor ihnen liegenden „Alexandria“ hinüberschauten.

Jetzt setzte der eine das Fernrohr ab und sagte unzufrieden: „Die Zeit ist längst vorüber. Da Meinert uns das Zeichen nicht gegeben hat, können wir wohl annehmen, daß inzwischen nichts Wichtiges vorgefallen ist, trotzdem dieser Abendbesuch des Engländers bei dem Kapudan-Bei genug zu denken gibt.“

„Seien Sie doch froh, daß das blaue Signal heute nicht aufleuchtet!“ meinte der andere scherzend. „Sonst müßten Sie heute wieder diese gefährliche Schwimmtour unternehmen.“

Die elastische Gestalt des jungen Steuermanns richtete sich straffer auf. „Die Türken sind Schlafmützen, Herr Wegener! Haben sie mich bisher nicht bemerkt, so werde ich ihnen auch weiter entgehen. Und schließlich — was kann mir passieren? Ich tauche wie ein Fisch, und ehe sie ihre alten Musketen schußfertig gemacht haben, bin ich lange außer Sicht.“

„Sie vergessen, lieber Riedling,“ mahnte der Ältere bedächtig, „daß Ihre Entdeckung auch für unseren — Bundesgenossen sehr bedenkliche Folgen haben könnte. Wenn es dem Joseph Meinert auch jahrelang geglückt ist, uns mit wertvollen Meldungen zu versehen, so — na, Sie kennen ja das alte Sprichwort vom Krug, der zu Wasser geht! — Und dieser letzte Gang wäre für den kleinen Mann der zum Galgen! Mit dem Hängen sind die braven Orientalen schnell bei der Hand.“

„Oh, der brave Jussuf ist schlau! Der zieht seinen großen Kopf schon wieder aus der Schlinge heraus!“ lachte der Steuermann still vor sich hin. „Der hat seine Brotherren schon ganz anders genasführt!“

Doch Wegener, der nur dem Namen nach Kapitän des „Kaiser Barbarossa“, in Wirklichkeit ein geheimer Agent Hollands war, das aus Handelsrücksichten das größte Interesse an einer Vermeidung weiterer politischer Verwicklungen hatte, schüttelte nur wieder warnend den Kopf. „Ich muß Ihnen ehrlich sagen, daß mir die Geschichte hier schon seit einigen Tagen nicht mehr ganz geheuer vorkommt. Uns wird jetzt von den türkischen Kriegsschiffen höllisch scharf auf die Finger gesehen. Mir scheint, den Herren ist es doch etwas aufgefallen, daß unsere Reparatur am Steuer nun schon fast zwei Wochen dauert. Daß man uns gestern den Befehl gegeben hat, den Hafen bis auf weiteres nicht zu verlassen, ist für mich ein neuer Beweis, wie wenig der Kapudan-Bei an unsere Harmlosigkeit glauben will.“

Der Steuermann hatte sein Glas wieder an die Augen geführt und flüsterte jetzt schnell: „Da kommt eben das Boot zurück, das vor zwei Stunden von der ‚Alexandria‘ abstieg. Sehen Sie nur hin — mehr links! Es sind anscheinend dieselben sechs Personen darin.“

„Wo die wohl gewesen sein mögen?“ meinte der Ältere eifrig.

„Anscheinend fuhren sie auf das Sperrfort am Hafenausgang zu. Leider konnte ich sie nicht weit genug verfolgen.“

Wegener ließ sein Fernrohr nach einer Weile wieder sinken und lehnte sich bequem an die Reling. „Ich denke, wir warten doch noch etwas,“ sagte er dann leise gähnend. „Ich weiß nicht, ich habe heute so eine unbestimmte Vorahnung, als ob noch etwas Besonderes geschehen müßte. Dieser Besuch des englischen Offiziers auf dem Flaggschiff des Beis will mir nicht aus dem Sinn.“

Langsam schlichen die Minuten dahin. Die beiden Männer suchten sich die Zeit durch Gespräche zu vertreiben, steckten sich auch ihre kurzen Pfeifen an und tauschten Erinnerungen über ihre Kreuzfahrt aus, die sie nun schon monatelang, seit dem Eingreifen der drei europäischen Mächte in die griechisch-türkischen Wirren, in diesen Gewässern festhielt.

„Der Kapudan-Bei soll sich auf der ‚Alexandria‘ eine ganz nette Sammlung von Kostbarkeiten, die auf den Inseln des griechischen Archipels als Kriegsbeute zusammengeraubt wurden, angelegt haben,“ meinte der Steuermann im Laufe der Unterhaltung ingrimmig. „Der reine Pirat, dieser türkische Admiral — habgierig, blutdürstig, unvornehm in jeder Handlungsweise — das gerade Gegenstück zu seinem Vorgesetzten Ibrahim Pascha, dem man trotz seiner echt türkischen Hinterlist in seinen politischen Schachzügen doch eine gewisse Achtung nicht vorenthalten kann. Ich wünschte nur, daß die Verbündeten diesen Raub wieder —“

Er unterbrach sich plötzlich, griff schnell nach seinem Nachtglaste und blickte angestrengt nach dem türkischen

Flaggschiff hinüber, wo soeben ein blaues Flämmchen aufleuchtete, verschwand und wieder erschien.

Wenige Minuten später ließ sich der Steuermann an einem Tau vorsichtig über Bord in die See gleiten und schwamm der „Alexandria“ in langen Stößen zu. Je näher er dem Linien Schiff kam, desto vorsichtiger vermied er jedes Plätschern im Wasser und lag ganz tief, so daß nur sein Kopf ein wenig herausragte. Als er an der Steuerbordseite angelangt war, fand er bald ein aus einer der Stülpforten heraushängendes Tau, an dem er gewandt emporkletterte, nachdem er sich überzeugt hatte, daß keine der Wachen an dieser Stelle auf und ab ging.

Im Batteriedeck erwartete ihn Jussuf, der ihm schnell zwei in dünne Häute eingebundene Briefe übergab und ihm auch mündlich noch Mitteilungen machte. Dann verließ Niedling das Schiff auf demselben Wege und kehrte unangefochten auf den „Kaiser Barbarossa“ zurück, wo Wegener schon ängstlich seiner harrete.

Während der Steuermann wieder in seine Kleider schlüpfte, erstattete er kurz Bericht. „Der eine Brief, Herr Wegener, ist an Meinerts Bruder in Danzig gerichtet. Der Kleine bittet Sie, das Schreiben sorgfältig aufzubewahren und erst in Amsterdam auf die Post zu geben, da sehr wichtige Mitteilungen darin stehen. Der andere Brief enthält eine Übersicht über die letzten Depeschen aus Konstantinopel und die geheimen Befehle Ibrahim Paschas und ist für Sie bestimmt. — Außerdem soll ich noch ausrichten, daß wir auf jeden Fall versuchen sollen, heute früh den Hafen zu verlassen, da der Kapudan-Bei tatsächlich gegen uns Verdacht geschöpft hat und morgen eine Durchsuchung unseres Schiffes vornehmen lassen will.“

„Da haben wir's ja!“ meinte der Agent ärgerlich. „Der gute Jussuf hat leicht sagen: Hafen verlassen! — Aber wie?! — Gegen den Willen des türkischen Admirals kommen wir aus dieser Mausefalle nie heraus!“

„Aber wir müssen! Denn Ihre Berichte haben keinen Wert, Herr Wegener, wenn sie erst nach Monaten in die Hände der Regierung gelangen,“ warf der junge Steuermann energisch ein. „Gewiß — ein Wagstück wird's werden! Doch so wie ich unseren Kapitän kenne, riskiert er's trotz der drohenden Geschütze, den Türken ein Schnippchen zu schlagen!“

\* \* \*

Als im Osten der Tag zu grauen begann, zeigte sich auf den Schiffen der ägyptisch-türkischen Flotte eine seltsame Geschäftigkeit, die bei der trägen Ruhe der letzten Tage besonders auffallen mußte. Boote fuhren an Land, von Schiff zu Schiff, Signale wurden gewechselt, und nachdem dann die zunehmende Helle langsam einen Blick über die ganze Hafensfläche gestattete, sah man, daß der größere Teil der Linien-schiffe bereits unter kleinen Segeln die Einfahrt passiert und draußen im Golf gegenüber den dort ankernden vereinigten Geschwadern eine neue Stellung eingenommen hatte. Der Rest der türkischen Flotte schwenkte eben in Kiellinie ein und verließ dann ebenfalls den Hafen. Nur drei schwerfällige Gaffelschoner, die mehr als Transportschiffe benützt worden waren, blieben zurück.

An Bord des „Kaiser Barbarossa“ hatte man diese Bewegungen aufmerksam verfolgt. Als jetzt noch der leichte Morgenwind langsam an Stärke zunahm, rief sich der alte Kapitän Müller, der in der Musterrolle als erster Steuermann geführt wurde, vergnügt die



Hände und sagte zuversichtlich zu dem neben ihm stehenden Agenten: „Was gilt die Wette, Herr Wegener, daß wir in drei Stunden vergnügt auf dem freien Meere schwimmen? — Leichter konnten uns die Herren Türken ja das Entschlüpfen gar nicht machen! Sehen Sie, die ganze Gesellschaft geht da draußen im Angesicht der verbündeten Flotte wieder vor Anker. Sie bergen das bißchen Zeug, das sie ausgefekt hatten, und ehe die gelben Affen nachher wieder seeklar machen, bin ich längst über alle Berge!“

„Aber hier im Hafen sind doch noch die drei —“

„Die?“ meinte Müller verächtlich. „Die alten Rähne sollen Allah preisen, wenn ich sie in Ruhe lasse! Meine vier bronzenen Bullenbeißer haben gute Zähne, glauben Sie mir nur! Und meine Jungens verstehen ebensogut ein Geschütz zu richten, wie 'ne halbe Flasche Rum auf einen Zug zu leeren!“

So wurde auf dem „Kaiser Barbarossa“ jener denkwürdige 20. Oktober begrüßt, der über die Freiheit eines ganzen Volkes entscheiden sollte. Und dem Hamburger Klipper war es beschieden, im Hafen von Navarino die Würfel der Weltgeschichte ins Rollen zu bringen. Die Geschichtsforschung hat nachgewiesen, daß an jenem Tage der Kampf nur infolge eines Zueinandergreifens merkwürdiger Zufälle begann. Weder die Türken noch die Verbündeten haben die Absicht gehabt, sich eine Seeschlacht zu liefern. Wenn auch Sir Codrington das Ultimatum gestellt hatte, so wäre er doch niemals, selbst bei Ausbleiben einer bündigen Erklärung von türkischer Seite, zum Angriff übergegangen, wenn nicht der durch die Einflüsterungen seines Sekretärs nervös gemachte Kapudan-Bei mit einer von dem englischen Kommodore falsch aufgefaßten Kanonade begonnen hätte.

Es war gegen zehn Uhr Vormittags, als plötzlich wie auf ein Zauberwort der „Kaiser Barbarossa“ seine sämtlichen Segel entfaltete und wie ein Pfeil der Hafeneinfahrt zuschoß, vor der in einer Entfernung von kaum drei Seemeilen die ägyptisch-türkische Flotte in großem Bogen lag. Dem einen der zurückgebliebenen Schoner gelang es noch, zwei Geschütze hinter dem Flüchtling abzufeuern, die aber nichts weiter ausrichteten, als daß sie die draußen ankernden Schiffe alarmierten. Der schnellsegelnde Klipper segte nur so über die leichtbewegte See dahin und nahm tollkühn seinen Kurs gerade auf die die Mitte der Aufstellung bildende „Alexandria“ zu, da er andernfalls gegen die Ostspitze der den Golf im Süden abschließenden Insel Sphacteria hätte aufkreuzen müssen, um das offene Meer zu erreichen.

Raum waren die beiden Kanonenschüsse im Hafen gefallen, als auch schon auf den türkischen Schiffen in wilder Hast die Anker gelichtet und Segel beigelegt wurden — um wenige Minuten zu spät! Denn als der Klipper jetzt zwischen der „Alexandria“ und dem nächsten Linien Schiff hindurchjagte, hatte man die günstige Gelegenheit längst versäumt, dem Ausreißer eine volle Breitseite zu geben. Die jetzt beginnende unregelmäßige Kanonade kostete dem „Kaiser Barbarossa“ nur ein Stück von seiner Reling.

Dafür war aber auch in die Flotte der Verbündeten durch diese Schießerei plötzlich Leben gekommen.

Der Klipper verfolgte ruhig seinen Kurs, unbekümmert um die neben ihm immer zahlreicher einschlagenden Kugeln. Eine wilde Verfolgung begann, die aber nur so lange dauerte, als der Flüchtling noch außerhalb der Geschwaderlinie der Verbündeten segelte. In demselben Augenblick, da ein leichtsinnig gezielter Schuß

in die Batterie des russischen Flaggschiffes „Peter der Große“ einschlug, ein Geschütz demolierte und mehrere Matrosen tötete, hörte diese Jagd auf. Ein großartigeres Drama begann, das der weltbekanntesten Seeschlacht von Navarino. Der russische Admiral antwortete auf den einen Treffer sofort mit einer wohlgezielten Salve, die dem türkischen Linienschiff die Backbordseite dicht über der Wasserlinie aufriß und es in kurzer Zeit wegsinken ließ.

Dies war das Signal zum allgemeinen Angriff.

Nach einer Stunde verschwand der „Kaiser Barbarossa“ hinter der Insel Sphacteria. Und als Kapitän Müller schmunzelnd zu dem Agenten Wegener sagte: „Sehen Sie, Sie wären schön 'reingefallen, wenn Sie gewettet hätten!“ — da legte sich die von Kugeln wie ein Sieb durchlöcherter „Alexandria“ auf die Seite und ging dann in einem tosenden Strudel mit Mann und Maus in die Tiefe.

Die Schlacht bei Navarino endigte mit der Vernichtung des größten Teiles der ägyptisch-türkischen Flotte. Diesem Siege der Verbündeten hat Griechenland seine Befreiung von dem türkischen Joch hauptsächlich zu verdanken. In dem Frieden zu Adrianopel wurde der Sultan gezwungen, sich den Beschlüssen der Mächte über Griechenland zu unterwerfen, und vier Jahre später, am 7. Februar 1833, hielt Prinz Otto von Bayern als König Otto I. von Griechenland seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt des neugegründeten Königreichs.

---

Im Herbst 1905 starb in einem Irrenhause in Westpreußen der letzte Nachkomme jenes Eduard Meinert in Danzig, an den der Sekretär des Kapudan-Beis in der Nacht vor der Seeschlacht von Navarino einen Brief

durch die Vermittlung des politischen Agenten der holländischen Regierung abgesandt hatte.

Durch eine ganze Kette von Zufällen wurde dieses Schreiben wieder aufgefunden.

\* \* \*

Auf dem für die Fernzüge bestimmten Bahnsteige des Zoppoter Bahnhofes ging an einem heißen Julivormittag ein Herr wartend auf und ab. Schon öfters hatte er ungeduldig nach der Uhr gesehen und sich noch häufiger die Schweißperlen von der Stirn getupft, die ihm die von dem wolkenlosen Himmel unbarmherzig herabbrütende Sonne trotz des schattenspendenden, leichten Panamahutes immer wieder auf die Stirne trieb. Der Stettiner Schnellzug, der schon mit fünf Minuten Verspätung gemeldet war, ließ sich heute besonders viel Zeit. Aber damit mußte man in den ersten Tagen der großen Sommerferien, wo die Eltern schulpflichtiger Kinder sich endlich auch der allgemeinen Flucht in die Bäder anschließen konnten, trotz der sonst so anerkennenswerten Pünktlichkeit der Bahnen rechnen. Frik Hilgeners leicht gebräuntes Gesicht, dem der stark gebaute Unterkiefer und die dunkeln, meist etwas herrisch blickenden Augen den Ausdruck unbeugsamer Energie verliehen, war auch nicht deshalb so verdüstert, weil ihm dieses Sonnenbad die Stimmung störte, sondern aus anderen Gründen, die ihm schon seit Monaten tiefe Falten um den Mund gegraben hatten.

Während er jetzt langsam auf und ab ging, suchte er vergeblich seine Gedanken von den Ereignissen abzulenken, die ihn so plötzlich überfallen und aus einer scheinbar gesicherten Lebensstellung wieder in den harten Daseinskampf hinausgedrängt hatten. Dieser

Umschlag in seinen Verhältnissen trat so plötzlich ein, daß er den sonst so energischen Mann fast niedergedrückt hatte. Hilgener war nach Beendigung seines Studiums und einem mit Auszeichnung bestandenen Diplomexamen als Ingenieur in die Hecker'sche Maschinenfabrik in Danzig eingetreten und schon nach fünf Jahren, als das Unternehmen in eine Aktiengesellschaft umgewandelt, und dabei eine durchgreifende Änderung des ganzen Betriebes vorgenommen wurde, in die Stellung des technischen Direktors mit einem glänzenden Gehalt aufgerückt. Da glaubte er auch endlich nach den Zeiten heißen Strebens an die Verwirklichung seiner Herzenswünsche denken zu können. Er hatte sich schon als Student mit einem unbemittelten Mädchen, der jüngsten Tochter eines Amtsgerichtsrats, verlobt und durfte nun die Braut heimführen in sein Haus, das er sich ganz nach seinem vornehmen Geschmack eingerichtet hatte.

Zwei Jahre folgten, in denen der Glückshimmel des jungen Paares durch kein Wölkchen getrübt wurde. Dann begann das neidische Schicksal langsam seine Wühlarbeit. Die junge Frau konnte sich nach der Geburt des ersten Söhnchens nur schwer erholen, kränkelte fortgesetzt, ohne daß die Ärzte ein bestimmtes Leiden festzustellen vermochten. Das war der erste Schatten, der auf Fritz Hilgener's Glück fiel. Aber die Schatten mehrten sich. Durch den Niedergang der Landwirtschaft in den russischen Ostseeprovinzen, der sowohl durch den Krieg mit Japan als auch durch die fortwährenden Unruhen hervorgerufen wurde, verlor die Hecker'sche Fabrik, die ausschließlich landwirtschaftliche Maschinen baute, ihr größtes Absatzgebiet. Die Jahresabschlüsse verschlechterten sich, die Reservefonds mußten angegriffen, und bald fast die Hälfte der Ar-

beiter entlassen werden. Aber erst die plötzlich eintretende Teuerung auf dem europäischen Geldmarkt, sowie das Fallissement mehrerer Firmen, mit denen die Gesellschaft in Geschäftsverbindung stand, wozu noch ein monatelang währrender Streik kam, veranlaßten im Frühjahr 1905 den Konkurs und völligen Zusammenbruch der über fünfzig Jahre bestehenden Werke. Allen Angestellten wurde gekündigt, und so verlor Hilgener ebenfalls seine Stellung.

Zu derselben Zeit nahm auch die Krankheit seiner Frau eine ernstere Wendung, die wahrscheinlich auf die Aufregungen der letzten Zeit zurückzuführen war. Ersparnisse hatte der Ingenieur bisher nicht gemacht, und trotzdem man ihm sein bisheriges Gehalt noch bis zum Herbst auszahlen mußte, sah er sich doch bald den ernstesten Sorgen gegenüber, da seine Versuche, eine andere, seinen Kenntnissen und seinem früheren Wirkungskreise entsprechende Stellung zu finden, fehlschlagen, und das Leiden seiner Frau Ausgaben verursachte, die ihn bald zu bisher unbekanntem Einschränkungen zwangen. Auf ärztlichen Rat hatte er für den Sommer in dem nahen Badeort Zoppot eine bescheidene Wohnung gemietet. Doch trotz der sorgfältigsten Pflege und der erquickenden Seeluft nahmen die Kräfte der Kranken zusehends ab.

Da schickte Hilgener eines Tages in seiner verzweifelten Stimmung einen Brief an seinen Schwager, der als Arzt an der nahen Provinzialirrenanstalt Neustadt tätig war, und bat ihn, zu einer wichtigen Rücksprache nach Zoppot zu kommen. Die Antwort traf umgehend ein. Doktor Hans Menk schrieb, daß er auf die dringende Einladung hin seinen vierzehntägigen Urlaub gern bei seinen Verwandten verleben wolle und am 4. Juli in Zoppot anlangen werde.

Aus diesen Gründen ging der Ingenieur jetzt wartend auf dem Bahnsteig mit trüben Gedanken auf und ab.

Als der Zug endlich in den Bahnhof einfuhr, und Doktor Menk den Schwager mit einem kräftigen Händedruck und einigen beruhigenden Worten begrüßte, wurde es Hilgener freier ums Herz. Auf dem Wege nach seiner Wohnung karte er dann den jungen Arzt über seine Absichten auf, da er diese Angelegenheit nicht in Gegenwart der Kranken erörtern wollte. „Ich möchte dich bitten, Hans, mit Elsa an einem der nächsten Tage zu Professor Valentini nach Danzig zu fahren. Wir müssen endlich einmal genau wissen, wie es um ihre Gesundheit steht. Dir als Kollegen gegenüber wird der Professor mit der Wahrheit nicht hinterm Berge halten. Zu dem Urtheil der bisher konsultierten Ärzte habe ich kein rechtes Vertrauen, da jeder eine andere Diagnose gestellt hat und wir nun schon die dritte Behandlungsmethode durchprobieren.“

Hans Menk war bei den Worten des Schwagers, die eine bange Sorge um das Leben des geliebten Weibes durchzitterte, sehr ernst geworden. „Geht es denn Elsa wirklich so schlecht?“ fragte er bedrückt.

„Sie ist in den letzten Wochen förmlich dahingeschwunden,“ erwiderte Hilgener trostlos. „Du wirst sie kaum wiedererkennen.“

Schweigend legten sie den Rest des Weges zurück. Es war eine traurige Begrüßung, die die Geschwister feierten. Die Kranke lag auf der schattigen Veranda in einem Liegestuhl, und große Tropfen traten ihr in die Augen, als sie dem Bruder so deutlich die Erschütterung über ihr verändertes Aussehen anmerkte. Auch dem Manne, der sich durch eiserne Energie ein Glück geschaffen hatte, dessen Vergänglichkeit er

nur zu bald erkennen mußte, lief eine Träne über die Wangen, die er schnell verstoßen fortwischte. Sein Blick hellte sich erst wieder auf, als sein Kleiner jetzt den Onkel zu begrüßen kam, und der kleine Kerl durch sein kindliches Geplapper über das Peinliche dieses Wiedersehens hinweghalf, zuweilen dann sogar bei einem unfreiwiligen Scherzwort des Kindes ein glückliches Lächeln um die Lippen des jungen blassen Weibes spielte.

Als eine halbe Stunde später ein Dienstmann die Koffer des Gastes brachte, begann dieser sogleich mit dem Auspacken. Hans, dessen heiteres, von einem blonden Spitzbart umrahmtes Gesicht und offenes ungetünzeltes Wesen ihn überall schnell beliebt machte, hatte von seinem Vater eine fast pedantische Ordnungsliebe geerbt, die ihn auch heute zwang, seine Kleider und Wäschestücke mit einer beinahe altjüngferlichen Sorgfalt in die Schränke zu bergen. Nachdem er sich dann in seiner kleinen Stube häuslich eingerichtet hatte, kam er wieder auf die Veranda zurück und legte ein dickes Buch, dessen grauer, verschoffener Pappereinband mit den abgegriffenen Ecken ein ehrwürdiges Alter verriet, beinahe feierlich vor Hilgener auf den Tisch.

„Ich habe dir,“ sagte er, „hier etwas Besonderes mitgebracht, Fritz. Du bist ja leidenschaftlicher Sammler von allerhand Raritäten, und dieser Foliant hier ist nichts anderes als — das Tagebuch eines Irren!“

Der Ingenieur blickte seinen Schwager zweifelnd an.

„Dieses Tagebuch ist auf eine merkwürdige Weise in meinen Besitz gelangt. Ich hatte unter den Kranken unserer Anstalt in meinem Revier einen gewissen Friedrich Meinert, der völlig harmlos war und nur an der fixen Idee litt, daß er einst irgendwo in Afrika ein Kaiserreich gegründet habe und nur aus



politischen Interessen von der preussischen Regierung gefangen gehalten werde. Von diesem eingebildeten Vorgänger des unternehmungslustigen Franzosen Jacques Lebaudy habe ich das Buch geerbt, regelrecht geerbt! Du wirst auf einer der letzten beschriebenen Seiten den Entwurf eines Testaments finden, das mich zum Universalerben dieses früheren Kunstschlers einsetzt und mit ‚Friedrich I., Kaiser von Afrika‘ unterzeichnet ist. Zwar dürfte diese etwas phantastische Urkunde vor den Gerichten kaum Gültigkeit haben, aber da Verwandte des vor einem Monat Verstorbenen nicht aufzufinden waren und der Fiskus kein Interesse an diesem einzigen Stück Meinertscher Erbschaftsmasse hatte — ich habe nämlich bei dem Regierungspräsidenten vorsichtshalber angefragt —, so ist mir dieses Vermächtnis, das mein einstiger Patient mir, wie er selbst in dem Testament sagt, ‚aus aufrichtigstem Wohlwollen‘ zugewendet hat, von unserem Direktor ausgehändigt worden. Und hiermit trete ich nun meine Rechte feierlichst an dich ab.“

Hilgener hatte das Buch in die Hand genommen, von allen Seiten besichtigt und langsam durchgeblättert. „Aber ich lese ja hier auf dem ersten Blatt einen ganz anderen Titel,“ meinte er zweifelnd. „Hier steht trotz der verblaßten Tinte noch ganz gut zu erkennen: ‚Einnahmen und Ausgaben‘ — und darunter ‚Joseph Meinert‘ und die Zahl ‚1813‘.“

„Wenn du dir einmal in einer müßigen Stunde den Inhalt genauer ansehen willst, so wird dir noch manches andere darin auffallen, das gar nicht uninteressant ist. Das Buch war zuerst, wie aus den verschiedenen Aufzeichnungen hervorgeht, ein einfaches Kontobuch jenes auf dem Titelblatt genannten Joseph Meinert, der in Danzig das ehrbare Gewerbe eines

Barbiers betrieb und, als er dann im Jahre 1817 nach der Türkei auswanderte, es seinem Bruder, einem anscheinend sehr schreibfreudigen Schulmeisterlein, zurückließ. Dieser hat es nun schon einem weniger prosaischen Zweck zugeführt, da er es zu mancherlei Eintragungen über Familienangelegenheiten und Zeitereignisse benützte und auch einige ihm besonders wichtig scheinende Briefe seines in Konstantinopel weilenden Bruders Joseph darin sorgfältig einklebte. Dann vererbte sich das Buch über zwei Generationen der Familie bis zu dem letzten Meinert, eben meinem Patienten, der daraus ein richtiges Tagebuch machte und es in den zehn Jahren seines Aufenthalts in unserer Anstalt beinahe ganz mit seinen oft tragikomischen und doch so herzergreifenden Aufzeichnungen gefüllt hat. Diese behandeln meistens unbedeutende Vorfälle aus der Anstalt, die sich in der Vorstellung des Geisteskranken stets als große Staatsaktionen widerspiegeln, und die er dann regelmäßig mit seiner Wahndee als entthronter Kaiser in irgend eine Verbindung brachte und auch in dieser Form niederschrieb. Jedenfalls zeigt dieses Tagebuch deutlich, wie sehr gerade bei einer Gehirnaffektion die Tätigkeit der Phantasie gesteigert und zu Leistungen befähigt wird, die weit über den Bildungsgrad solcher Kranken hinausgehen. Die Scheinwelt, die zum Beispiel dieser Friedrich Meinert als Monarch im Exil um sich geschaffen hatte, konnte gar nicht besser derartigen Verhältnissen in der Wirklichkeit angepaßt sein. Sein hoheitsvolles Auftreten und die Herablassung, mit der er die anderen Patienten aus seinem Saal behandelte, waren kleine Meisterstücke schauspielerischer Begabung. Aber du kannst dir selbst das beste Bild von diesem armen Menschen und seinem Treiben machen, wenn du seine Tagebuch-

blätter kennen lernst. Für mich hatte diese Lektüre nur rein wissenschaftlichen Wert.“

Hilgener hatte schon vorher plötzlich den Kopf tief über das Buch gesenkt und auf die letzten Worte dieser in etwas dozierendem Tone gegebenen Erklärungen nicht mehr geachtet. Wenigstens erwiderte er darauf nichts, sondern schien seine ganze Aufmerksamkeit einer bestimmten Seite dieses eigenartigen Werkes zu widmen, die er mehrmals mit größter Spannung überflog.

Erst nach einer geraumen Weile schaute er wieder auf. „Weißt du vielleicht, Hans, welchen Beruf dieser Joseph Meinert dort unten in der Türkei hatte?“ fragte er.

„Bestimmtes darüber steht in dem Buche nicht. Aber ich besinne mich auf einige Andeutungen, die die wenigen eingeklebten Briefe jenes ausgewanderten Barbiers enthalten. Danach muß er, nachdem er zum Islam übergetreten war, zuletzt so etwas wie Sekretär bei einem höheren türkischen Würdenträger gewesen sein.“ Menk hatte sich bei diesen Worten in seinem bequemen Gartenstuhl vorgebeugt und einen prüfenden Blick auf die Seite geworfen, deren Inhalt seinen Schwager so sehr zu interessieren schien.

Diese Seite war fast ganz mit einem aus sehr grobfaserigem Papier bestehenden Blatte überklebt und dieses Blatt mit noch sehr klarer hellblauer Tinte eng beschrieben.

Der junge Arzt hatte kaum die auffallenden blauen Schriftzüge gesehen, als er auch schon lachend zu Hilgener sagte: „Da bist du also auch bereits auf dieses wunderliche Schreiben gestoßen! Ein eigentümlicher Brief, aus dessen Inhalt man nicht recht klug wird — nicht wahr? — Ich habe mir wenigstens vergeblich den Kopf zergrübelt, was dieser frühere Danziger Haar-

künstler und spätere türkische Geheimschreiber damit eigentlich gewollt hat. Sicherlich ist's ein letzter Versuch, den preußischen Lehrer, den Bruder daheim, zum Islam zu bekehren. So fasse ich's jedenfalls auf."

Aber der Ingenieur schüttelte zweifelnd den Kopf. „Das glaube ich nicht," meinte er zögernd. „Dahinter steckt mehr. Die Fassung dieses Schreibens, das mir zuerst nur der ungewöhnlichen blauen Tinte wegen auffiel, ist so eigenartig, als ob dadurch ein anderer Zweck verborgen werden sollte."

Selbst Frau Elsa, die bisher teilnahmslos dem Gespräch zugehört hatte, richtete sich jetzt etwas auf und bat mit matter Stimme: „Fritz, lies mir doch einmal den Brief vor! Ihr habt mich wirklich neugierig gemacht."

Silgener kam bereitwilligst ihrem Wunsche nach.

„Im Hafen von Navarino, am 19. Oktober 1827.

Lieber Bruder!

Die Flotte der Ungläubigen droht mit Vernichtung, und mein Leben ist nur den schwachen Planken eines Schiffes anvertraut. Vielleicht bleibt dieses der letzte Brief, den Du von mir erhältst. Bewahre ihn auf wie ein Heiligtum! Präge auch Deinem Gedächtnis die untenstehende Sure des Korans ein, lies sie immer wieder, bis der Geist Mohammeds Dich endlich erleuchtet und Deine Augen öffnet — zum Glück und Segen für Dich und Dein Haus!

Dein Bruder Jussuf Meinert."

„So Schatz, das ist der Inhalt der ersten Hälfte des Blattes. Darunter kommen dann noch mehrere Zellen, die leider mit türkischen Buchstaben geschrieben sind, wohl der erwähnte Abschnitt aus dem mohammedanischen Religionsbuch, die ich daher nicht zu entziffern vermag."

Die junge, blasse Frau konnte ihre Enttäuschung nicht verbergen. „Und in diesem Schreiben findest du etwas Besonderes, Fritz?“ meinte sie verwundert. „Ich kann Hans nur recht geben, wenn er es für nichts weiter als einen Befehrungsversuch hält. Denn von irgend einem versteckten Zweck merke ich wirklich nichts.“

Auch der junge Arzt schaute den Schwager etwas ironisch an. „Du hast von jeher eine mit deinem sonstigen praktischen Sinn gar nicht in Einklang zu bringende Vorliebe für alles gehabt, was mit dem Reiz des Eigenartigen, Geheimnisvollen umgeben zu sein schien. Daher auch deine Leidenschaft für alte Schreibtische, in denen du nach verborgenen Fächern suchst, für halb vermoderte Urkunden und anderen antiken Kram, der dich allerdings spielend in die Geschichte des Kunsthandwerkes eingeführt hat — das muß ich zugeben. Aber daß du nun auch in diesem Tagebuch Seiner Majestät Kaiser Friedrichs I. von Afrika etwas Rätselhaftes herausstöbern willst, heißt doch den Sport ein wenig übertreiben.“

Hilgener hatte mit einem eigentümlich überlegenen Lächeln, in seinen Stuhl zurückgelehnt, diesen Erguß hingenommen. Während er jetzt seinen dunkelblonden Schnurrbart langsam durch die Finger zog, erwiderte er gelassen: „Du scheinst dem preußischen Lehrer, der vor ungefähr achtzig Jahren die Danziger Jugend in das Reich der Wissenschaft einführte, doch eine gar zu vielseitige Bildung zuzutrauen, wenn du annimmst, daß er die türkische Sprache so vollkommen beherrschte, um eine Sure aus dem Koran übersetzen und daraus für sein Seelenheil die nötige Belehrung schöpfen zu können. Ich für meinen Teil glaube kaum, daß es um das Jahr 1830 herum in Danzig oder in einer anderen Handelsstadt Deutschlands einen Lehrer ge-

geben hat, der sich so nebenbei Sprachkenntnisse erworben hatte, die man selbst unter unseren heutigen ersten Pädagogen selten finden wird — trotz des orientalischen Seminars in Berlin. Oder meinst du etwa, Jussuf Meinert hat dem in Danzig weilenden Bruder durch Unterrichtsbriefe à la Toussaint-Langenscheidt das Türkische beigebracht?“

Menk hüstelte erst etwas verlegen, sagte dann aber ehrlich: „Daran habe ich allerdings nicht gedacht. Jedenfalls ist dieser Einwand stichhaltig. — Wenn nun aber der Adressat die Koransure nicht lesen konnte, dann hatte doch —“

„— der ganze Brief eigentlich keinen Zweck für ihn,“ wolltest du sagen. „Das habe ich mir auch sofort überlegt. — Außerdem — jener Jussuf hätte seinem Bruder doch am besten eine Übersetzung statt des angeblichen Urtextes zugesandt und damit seinen Beteuerungsversuch wesentlich vereinfacht — nicht wahr? — Will man also das Schreiben mit seinem dem Empfänger unverständlichen Anhang nicht als einen verspäteten Aprilscherz ansehen, so muß man eben nach einer anderen Lösung suchen, und ich glaube beinahe, daß ich schon auf der richtigen Spur bin. Nimm zum Beispiel an, daß der Schreiber diesen Brief nur deshalb in diese unauffällige Form gekleidet und für den zweiten Teil desselben die in Europa fast ganz unbekanntem türkischen Schriftzeichen gewählt hat, um eine darin enthaltene wichtige Nachricht jedem Fremden oder Uneingeweihten, dem das Schreiben zufällig in die Hände fallen sollte, wertlos erscheinen zu lassen oder möglichst unverständlich zu machen, so hast du schon eine ganz einleuchtende Erklärung. Ob sie das Richtige trifft, ist natürlich fraglich, wird sich aber bald herausstellen.“

„Dann müßtest du dich an jemanden wenden, der des Türkischen mächtig ist und die Koransure ins Deutsche überträgt,“ meinte der junge Arzt, der jetzt plötzlich Feuer und Flamme für die Sache war, eifrig.

„Vielleicht — vielleicht auch nicht!“ sagte Hilgener wieder mit demselben überlegenen Lächeln und fuhr dann fort: „Jedenfalls siehst du, lieber Hans, daß mein ‚Sport‘ immerhin recht interessante Seiten neben den bildenden hat, wenn damit auch gerade keine Reichthümer zu erwerben sind!“

\* \* \*

Am nächsten Vormittag fuhren Doktor Menk und Frau Elsa wie verabredet zu Professor Valentini nach Danzig, und Hilgener benützte diese Zeit des Alleinseins, um nochmals in Ruhe das seltsame Tagebuch durchzusehen. Er hatte sich wieder auf die schattige Veranda gesetzt und las nun gewissenhaft von der ersten Seite an all die verschiedenen Eintragungen, die aber erst interessanter wurden, nachdem er mit den Geschäftsnotizen des früheren Danziger Barbiers fertig war und an die Mittheilungen des Lehrers kam, die bald Geburten, Todesfälle oder Hochzeiten in der Familie oder im Bekanntenkreise, bald politische Tagesereignisse betrafen. So handelten beinahe ganze drei Seiten unter dem Datum des 20. September 1819 von der Ermordung des russischen Agenten Kozebue durch den Studenten Sand. Immer weiter blätterte Hilgener, verweilte aber besonders lange bei den eingelebten Briefen des Joseph Meinert, die alle mit Ausnahme des letzten, eben jenes mit dem räthselhaften Inhalt, aus Konstantinopel abgesandt waren. Doch vergebens suchte er darin nach irgend einer Be-

merkung, die ihn der vermuteten Lösung näher bringen konnte.

Denn nicht aus bloßer Wichtigtuerei hatte er am vorhergehenden Tage das Gespräch über den alten Familienfolianten mit den unklaren Worten „Vielleicht — vielleicht auch nicht!“ abgebrochen. Da er fest überzeugt war, daß die hinter dem eigentlichen Brief folgenden Zeilen nicht eine Sure des Korans, sondern eine nur für den Bruder des Absenders bestimmte Mitteilung enthielten, so hatte er in den früheren Briefen irgend etwas zu finden gehofft, das auf eine zwischen den Brüdern verabredete geheime Art der Verständigung durch Benützung der türkischen Buchstaben hinwies. Doch diese Kombination schien, wie er jetzt einsehen mußte, verfehlt gewesen zu sein. Enttäuscht schob er daher das Tagebuch beiseite, um auf andere Weise hinter das Rätsel der blauen, ihm unbekanntem Schriftzeichen zu kommen, die seit gestern seine Gedanken immer von neuem wie magnetisch anzogen.

Er legte jetzt einen Band seines Konversationslexikons, den er schon vorher aus dem Bücherschrank genommen hatte, vor sich hin und schlug darin eine Tafel auf, welche die Alphabete aller bekannten Sprachen enthielt. Jussuf Meinert hatte, wie er nach kurzem Vergleichen feststellte, den zweiten Teil seines Briefes in der für die Fermans, die amtlichen Erlasse, bestimmten edigen Schriftgattung geschrieben. Mit Eifer machte sich Hilgener an die Arbeit. Auf einem Blatt Papier begann er die einzelnen Buchstaben der angeblichen Sure durch die entsprechenden deutschen zu ersetzen und reihete langsam Wort an Wort. Aber diese Worte ergaben auf den ersten Blick nicht den geringsten Sinn. Erst als er dann mit der Übertragung



der ersten fünf Zeilen fertig war und diese zusammenhängend überlas, schnellte er vor Überraschung von seinem Sitz empor. Das Blut schoß ihm so plötzlich zu Kopf, daß vor seinen Augen bunte Sternchen aufwirbelten und seine Gedanken sich jagten, verwirrten. Märchenhafte Zukunftsträume durchkreuzten wie Visionen sein Hirn, wurden abgelöst von Zweifeln und Befürchtungen, die die aufzudehenden Zauberbilder wieder zerstörten.

Minutenlang saß er dann bewegungslos, unfähig klar zu denken, da und starrte wie hypnotisiert vor sich hin. Nur mit Ausbietung seiner ganzen Energie zwang er sich zur Ruhe. Und hastig griff er dann wieder zum Bleistift, arbeitete mit zitternden Fingern weiter. Und wieder reihte sich Buchstabe an Buchstabe, Wort an Wort, und die Worte wurden Sätze, Sätze, aus denen ein wertvolles Geheimnis herauswuchs, das fast achtzig Jahre zwischen diesen vergilbten Seiten geschlummert hatte — in dem Tagebuch eines Irren.

\* \* \*

Als die Geschwister eine Stunde später aus Danzig zurückkehrten, war Hilgener keine Spur von Erregung mehr anzumerken. Die Konsultation bei Professor Valentini hatte ein über Erwarten gutes Ergebnis gehabt, da er kein ernsteres Leiden feststellen konnte, und seine Diagnose nur auf starke Bleichsucht und nervöse Erschöpfung infolge der Aufregungen der letzten Zeit ging.

„Wenn Ihr Herr Schwager die Mittel besitzt,“ hatte er zu Doktor Menk geäußert, „so mag er mit seiner Frau für einige Wochen auf Reisen gehen. Diese Ablenkung wird für die angegriffenen Nerven Ihrer Schwester die beste Kur sein und auch ihr Allgemein-

befinden in kurzer Zeit wieder heben. Natürlich nicht zu viel Aufregung dabei, aber kräftige Ernährung, der man vielleicht mit einem Nährpräparat nachhelfen könnte.“

Der Ingenieur nahm nach dieser Auskunft seine Frau zärtlich in die Arme und sagte mit glücklichem Lachen: „Schah, das ist heute ein selten froher Tag für uns! Die Verordnung des Professors soll genau eingehalten werden. Was meinst du, wenn wir einmal nach dem schönen Griechenland unsere Schritte lenkten? Die Schweiz und Italien kennen wir ja, und die kleine Hafenstadt Navarino da unten im südlichen Griechenland lockt mich noch aus anderen Gründen.“

Doch Frau Elsa machte sich sanft aus seiner Umarmung los. „Nein, Fritz, diese Reise können wir uns jetzt nicht leisten. Ich werde wohl auch hier wieder gesund werden, wenn ich nur erst unsere Zukunft gesichert weiß,“ meinte sie mit einem herzlichen Dankesblick. Die letzte Anspielung des Gatten auf den rätselhaften Brief schien ihr entgangen zu sein.

Dafür hatte aber der junge Arzt diese Worte desto richtiger gedeutet. „Nach Navarino willst du?“ fragte er schnell. „Dann hast du in dem Schreiben Meinerts oder dem verschimmelten Schmöcker dort eine Entdeckung gemacht, die du an Ort und Stelle nachzuprüfen gedenkst — nicht wahr?“

„Du hast heute einmal das Richtige getroffen, lieber Hans!“ lachte Hilgener übermütig. „Allem Anschein nach wird diese Entdeckung uns aus aller Not befreien! Ich wollte euch eigentlich erst nach Tisch in mein Geheimnis einweihen, aber mein Herz ist zu voll — es muß herunter! Und dann sollt ihr mir selbst sagen, ob meine Hoffnungen aus der Luft gegriffen sind oder nicht.“

Die Geschwister hatten sich bei diesen Worten erstaunt angesehen.

Doch Hilgener ließ sich durch die verwunderten Gesichter nicht stören. „Ich habe euch schon gestern die Gründe entwickelt,“ fuhr er lebhaft fort, „die mich an dem frommen Inhalt der Koransure zweifeln ließen, verschwieg euch aber dabei das Wichtigste. Denn ich vermutete zugleich, daß der Geheimschreiber für die zweite Hälfte seines Briefes nicht die türkische Sprache, sondern nur deren Schriftzeichen gewählt hatte, vermutete weiter, daß ich in seinen vorhergehenden Briefen vielleicht eine Abschrift des türkischen Alphabets, die dem Danziger Lehrer eine Übertragung ähnlicher früherer Nachrichten ermöglichen sollte, finden würde. Trotzdem nun mein Suchen danach vergeblich war, habe ich diesen Gedanken doch weiter verfolgt, da ich mir sagte, daß Zussuf Meinert auch sehr wohl gehofft haben konnte, sein Bruder werde allein schon durch die eigentümlich gefaßte deutsche Einleitung auf die Idee kommen, mit Hilfe eines leicht zu beschaffenden türkischen Alphabets die Übersetzung des anderen Teils zu versuchen. Doch der schlaue Geheimschreiber hat an den Scharfsinn des Adressaten zu große Anforderungen gestellt, wie aus einer der nächsten Notizen des Tagebuchs hervorgeht, die sich über die vollkommene Unklarheit dieses Schreibens ausläßt. Ebenso scheint auch niemand der folgenden Meinert'schen Generationen der Koransure irgendwelche Wichtigkeit beigemessen zu haben. In dürftigen Verhältnissen lebten sie dahin, ohne zu ahnen, daß das von ihrem Ahn in den blauen Zeilen verheißene Glück nichts anderes war als Reichtum, der Besitz großer verborgener Schätze!“

Meinert und Frau Elsa hatten sich atemlos vorgebeugt. Was sie da hörten, klang ihnen wie eine jener aben-

teuerlichen Geschichten, mit denen die glühende Phantasie eines Edgar Poe seine Leser in Spannung zu halten wußte. Aber ein Blick in Hilgeners jetzt von einer freudigen Erregung förmlich verklärtes Gesicht ließ sie wortlos weiter lauschen.

„Auch der arme Irre konnte nicht wissen, welcher kostbaren Gegenstand er dir, Hans, mit diesem Buche vermachte. Eine Reihe von seltenen Zufällen hat mich erst jetzt, nach achtzig Jahren, die eigentliche Bedeutung dieses seltsamen Briefes herausfinden lassen. Hier“ — er zog aus seiner Brusttasche ein Blatt Papier hervor — „hier ist die Lösung des Geheimnisses:

„Fünfhundert Schritte von der nördlichsten Ecke der Bastionen des Hafensforts von Navarino nach Südosten stehen auf einem Hügel in einer Linie drei Eichen. Von der mittelsten zehn Schritte nach Westen in einer Tiefe von fünf Fuß liegt ein Schatz, den ich in dieser Nacht vor kaum einer halben Stunde mit meinem Herrn, dem Kapudan-Bei, dort verborgen habe. Nur wir beide wissen darum und können ihn vielleicht nicht mehr heben, da eine Seeschlacht bevorsteht, in der uns der Tod droht. Solltest Du innerhalb eines halben Jahres keine Nachricht von mir erhalten, so suche mit aller Vorsicht die Reichtümer in Deinen Besitz zu bringen.“

Als der Ingenieur geendet hatte, schaute er seine Zuhörer erwartungsvoll an. Aber nur in Frau Elsas Augen sah er ein glückliches, hoffendes Aufleuchten. Dagegen machte Doktor Menk ein recht enttäuschtes Gesicht und sagte nach einer Weile kurzen Überlegens in seinem schönsten Kathederton: „Setzen wir schon den Fall, daß dieser Schatz im Jahre 1827 da unten in Griechenland verborgen worden ist, so spricht doch alles dagegen, daß er noch an dem beschriebenen Orte

liegt. Gewiß — dem Brief nach scheint ja Zussuf Meinert in jener Schlacht umgekommen zu sein, da er nichts weiter von sich hören ließ. Aber dann lebte immer noch sein Herr, der —“

„Mein lieber Hans,“ unterbrach Hilgener ihn siegesgewiß, „die Wahrscheinlichkeit spricht unbedingt dafür, daß beide, Zussuf Meinert und der Kapudan-Bei, mit dem Flaggsschiff ‚Alexandria‘ zugleich in der Seeschlacht bei Navarino untergegangen sind. Wenn dich die näheren Umstände interessieren, so lies im Konversationslexikon den betreffenden Artikel durch. Ich habe ein Zeichen hineingelegt.“

Aber der junge Arzt gab seine Bedenken nicht so schnell auf. „Dann ist doch auch anzunehmen,“ meinte er hartnäckig, „daß der Kapudan-Bei das Geheimnis ebenfalls noch anderen Personen mitgeteilt hat, oder daß das Versteck zufällig einmal aufgefunden worden ist. Und die Hauptsache — die drei in dieser Urkunde genannten Eichen, die zur Auffindung der verborgenen Reichtümer wohl unbedingt noch vorhanden sein müßten, werden wohl trotz der hohen Lebensdauer dieser Baumart inzwischen eingegangen sein. Dann modert Zussuf Meinerts famoser Schatz weiter bis zum jüngsten Tage — falls er, wie gesagt, überhaupt je in die berühmte Erde, über die einst die verführerische Helena gewandelt ist, eingebuddelt wurde!“

Der Ingenieur überhörte absichtlich den in den letzten Sätzen liegenden Spott und erwiderte sehr ruhig: „Nun, ich denke über diese Sache anders, und wenn Elsa nichts dagegen hat, so hoffe ich mir in kurzer Zeit Gewißheit zu verschaffen, ob dieser Brief nur ein verspäteter Aprilscherz gewesen ist. Dich, Hans, möchte ich aber bitten, über das alte Buch und seinen Inhalt vorläufig gegen jedermann Stillschweigen

zu bewahren. Es dürfte doch auch noch andere Leute außer mir geben, die dem Wink dieser Koransure folgen und einen kleinen Abstecher nach Griechenland selbst auf die Gefahr eines Mißerfolges hin wagen würden.“

\* \* \*

Der heutige Hafenort am Golf von Navarino, beim Volke jetzt Neokastro genannt, hat sein Aussehen seit jener Seeschlacht, die seinem Namen zur Berühmtheit verhalf, vollkommen geändert. Noch immer gilt er aber als der beste und geräumigste Hafen Griechenlands, der bei seiner für die größten Seeschiffe ausreichenden Tiefe, den neuen Kaianlagen und riesigen Lagerhäusern jetzt einer der wichtigsten Exportplätze für die Produkte des Peloponnes — Rosinen, Korinthen und Wein — geworden ist. Trotz der geringen Einwohnerzahl von etwa zweitausendvierhundert Köpfen bietet daher die Stadt mit ihren weißen Häusern, den sauber gepflegten Straßen und dem dunkeln Hintergrunde der dicht bewaldeten Höhen ein Bild lebhaften internationalen Verkehrs. Nur das Sperrfort am Hafeneingang hat seine Bedeutung vollständig verloren. Die Regierung läßt die Festungswerke verfallen, da Neokastro als Flottenstützpunkt nicht mehr in Betracht kommt. So sind denn die Mauern der Bastionen eingestürzt und mit Unkraut überwuchert, die Gräben durch Schutt fast ganz angefüllt, und nur die Zitadelle ist erhalten geblieben und wird jetzt als Gefängnis benützt, in dem die Nachkommen der einstigen Navarresen, die wie alle Küstengriechen leidenschaftliche Schmuggler sind, ihre Strafzeit wegen Paschens in heiterer Beschaulichkeit absitzen, um sofort nach ihrer Freilassung diesen geheimen Kampf gegen die Gesetze des Staates wieder aufzunehmen.

In den ersten Augusttagen war in dem von einer Berliner Gesellschaft erbauten und mit allem Komfort der Neuzeit eingerichteten Hotel in Neokastro eine aus vier Köpfen bestehende deutsche Familie, ein Ehepaar mit einem fünfjährigen Knaben und einer Bonne, abgestiegen. Der Herr, der sich als Ingenieur Friß Hilgener aus Danzig in das Fremdenbuch eingetragen hatte, schien ein ebenso großer Fußgänger wie Naturfreund zu sein, denn gleich nach seiner Ankunft unternahm er, ausgerüstet mit einer photographischen Camera und einem derben Spazierstock, weite Ausflüge in die Umgegend, zu denen er meist schon in den frühen Morgenstunden aufbrach, um erst Mittags bestaubt und ermattet zurückzukehren.

Seine junge, kränklich aussehende Frau begleitete ihn nur selten, saß in seiner Abwesenheit auf der Hotelterrasse, schaute träumerisch auf das zu ihren Füßen liegende Hafensbild und antwortete nur zerstreut auf die Fragen ihres lebhaften Söhnchens, das oft mit scheuen Augen zu ihr auffah, als ob sein Kindergemüt nicht begreifen konnte, warum die Mutter trotz des lachenden Sonnenscheins und der vielen Schifflein unten auf dem weiten Meere von Tag zu Tag stiller und trauriger wurde.

Da, nach einer Woche — der Knabe schritt gerade um die Mittagszeit an ihrer Hand durch die schattigen Wege des Hotelparks — sollte er doch wieder die Freude erleben, um ihre Lippen ein glückliches Lächeln spielen zu sehen, als der Vater ihnen plötzlich begegnete und schon von weitem mit der Hand freudig winkte, sich dann in der Mutter Arm einhängte und leise auf sie einsprach mit froh erregtem Gesicht.

„Endlich — endlich!“ flüsterte Hilgener ganz atemlos seiner Frau zu. „Ich habe die Stelle jetzt gefunden,

Liebling! Und weißt du, warum meine bisherigen Nachforschungen vergeblich waren? Weil Jussuf Meinert in seiner Beschreibung einen Fehler gemacht hat, da er in jener Nacht den nördlichsten ausspringenden Winkel der Bastion vor sich zu haben glaubte, während es in Wirklichkeit der nordwestliche war. Dieser Irrtum konnte ihm schon unterlaufen, wenn man bedenkt, daß die beiden Schatzgräber in der Dunkelheit und sicherlich auch in großer Eile die Abmessungen vorgenommen haben. Jetzt bin ich mir aber meiner Sache ganz sicher! Zwar stehen auf dem inmitten eines Platanenhains recht versteckt liegenden Hügel von den drei erwähnten Eichen nur noch zwei — mächtige, verwitterte Stämme sind's — aber ich habe mit meinem Stoc so lange in der Erde herumgesucht, bis ich auch das Wurzelwerk der dritten fand, die wahrscheinlich durch einen Blitzschlag einmal zerschmettert wurde. Der Boden ist dort ganz unbebaut, und die Mauer des nächsten Weinbergs gut zweihundert Meter entfernt. Daß also der Schatz in der Zwischenzeit durch Zufall vielleicht bei irgend einer Feldarbeit entdeckt worden ist, brauchen wir nicht zu fürchten, und noch heute nacht werde ich erfahren, ob Jussuf Meinerts Urkunde wirklich nur ein — Phantasiegebilde ist!“

Da fiel Frau Elsa ihrem Gatten mit unterdrücktem Jubelschrei um den Hals. „Kein Phantasiegebilde, Friß!“ meinte sie hoffnungsfreudig. „Eine innere Stimme sagt mir, daß du Erfolg haben wirst!“

Der Knabe aber klatschte jetzt ausgelassen in die Hände, und sich zwischen die Eltern drängend, die ihn ganz vergessen zu haben schienen, rief er mit seinem hellen Stimmchen: „So lustig soll Mutti immer sein — immer!“

Und der Vater fuhr ihm liebevoll über das frische



Kindergesicht und sagte weich: „Gast recht, mein Junge! Nun, die Mutter wird auch wieder froh werden, ganz froh!“

\* \* \*

Drei Tage später hielt Mittags vor dem in der Stadionstraße in Athen gelegenen Ministerium des Innern ein Wagen, dem der Ingenieur Hilgener entstieg. Nachdem er sich bei dem Minister Theotolis hatte melden lassen, wurde er sogleich in dessen Arbeitszimmer geführt, wo ihn der hohe Staatsmann auf das zuvorkommendste begrüßte. Theotolis bat ihn, Platz zu nehmen, und setzte sich ihm gegenüber auf einen zweiten der mit dem königlichen Wappen geschmückten hochlehnigen Stühle.

„Ich habe Ihren Brief mit großem Interesse gelesen,“ sagte er in fließendem Französisch. „Wollen Sie mir jetzt Ihre Vorschläge unterbreiten, Herr Hilgener?“

„Erzellenz kennen aus meinem Schreiben die merkwürdige Vorgeschichte meiner Entdeckung,“ begann dieser. „Ich habe darin absichtlich jede nähere Bezeichnung der Ortlichkeit ausgelassen und werde diese auch erst angeben, sobald unsere Verhandlungen zu einem befriedigenden Abschluß gelangt sind. Wie ich mich überzeugt habe, steht nach griechischem Recht ebenso wie nach dem meiner Heimat ein aufgefundener Schatz je zur Hälfte dem Entdecker und dem Eigentümer des Grund und Bodens zu, in dem er verborgen war. In meinem Falle würde demnach, da der betreffende Ort auf fiskalischem Terrain liegt, die griechische Regierung Anspruch auf die eine Hälfte haben. Um mir nun alle Weiterungen zu ersparen, möchte ich Eure Erzellenz bitten, eine Verhandlung etwa folgenden Inhalts aufzunehmen und zu unterzeichnen:

Die griechische Regierung übernimmt es, in meiner Gegenwart den Schatz ausgraben, hierher nach Athen schaffen zu lassen und erkennt meine gesetzlichen Rechte daran ohne irgendwelche Einschränkungen an. — Es genügt mir,“ fügte Hilgener höflich hinzu, „wenn Eure Excellenz ein in diesem Sinne abgefaßtes Schriftstück mit Ihrem Namen versehen. So läßt sich die Sache am schnellsten erledigen.“

Der Minister nickte zustimmend. „Ich werde Ihrem Wunsch gern willfahren, Herr Hilgener, nur möchte ich vorher noch über einen Punkt Aufschluß haben. Sie sagten soeben, daß wir die Ausgrabung übernehmen sollten. Liegt denn der Schatz noch an derselben Stelle, wo Sie ihn fanden? — Ich glaubte aus dem Inhalt Ihres Briefes entnehmen zu sollen, daß Sie ihn bereits anderswohin geschafft haben.“

„Nein, Excellenz,“ erwiderte der Ingenieur, „das hätte ich allein wohl kaum fertig gebracht. Ich habe in jener Nacht zusammen mit meiner Frau nur ein kleines Loch ausgeworfen und festgestellt, daß dort tatsächlich eine große Kiste liegt, die ihrem Klange nach aus Eisen besteht. Darauf haben wir alle Spuren unserer Tätigkeit wieder sorgfältig verwischt. Mir schien es sicherer, mich an die Behörden zu wenden und deren Hilfe nachzusuchen.“

„Das war recht!“ meinte der Minister befriedigt und fuhr dann mit ehrlicher Anerkennung fort: „Ich glaube kaum, daß ein anderer in Ihrer Lage ebenso selbstlos gehandelt hätte, Herr Hilgener. Die meisten würden wohl ihren Raub in aller Stille beiseite geschafft haben. — Nun, es wird sich ja ein Weg finden lassen, um Ihnen auch den Dank unserer Regierung“ — er machte eine bezeichnende Handbewegung nach dem Knopfloch seines Rockes — „auszudrücken. Jedenfalls

werde ich Ihnen jetzt zunächst das verlangte Schriftstück ausstellen, und dann — meine Neugier ist wohl zu begreifen — geben Sie mir, bitte, nähere Auskunft.“

„Ich deutete in meinem Schreiben bereits an,“ erklärte Hilgener, nachdem er das fertige Schreiben sorgfältig in seiner Briefftasche verwahrt hatte, „daß es sich um eine vor langen Jahren verborgene Kriegsbeute handelt. Diese wurde kurz vor der Seeschlacht von Navarino von dem Oberbefehlshaber der türkisch-ägyptischen Flotte, der sie bis dahin auf seinem Flaggschiff untergebracht hatte, in der Nähe jener Hafenstadt etwa fünfhundert Meter von der Küste am Fuße eines mit drei Eichen bestandenen Hügelg vergraben. Dort ruht sie noch heute.“

Theotokis hatte bei dem Namen Navarino erstaunt aufgehört. Jetzt glitt ein Lächeln über sein Gesicht. „Also Navarino! Das habe ich allerdings nicht erwartet. Nun — es ist nur gut, daß der Vertrag mit der englischen Gesellschaft bereits abgeschlossen ist, die von uns auf zehn Jahre das Recht erworben hat, in der Bai von Navarino allein die während jener Seeschlacht gesunkenen Schiffe zu heben oder durch Taucher etwaige Kostbarkeiten dem Meeresgrunde entreißen zu lassen. Denn ob jenes Syndikat uns das Privileg so teuer bezahlt hätte, wenn Ihre Entdeckung vorher bekannt geworden wäre, möchte ich doch bezweifeln. Ich muß sogar jetzt annehmen, daß die Engländer vielleicht auch auf irgend eine Weise von diesem Kriegsschatz gehört haben, den sie allerdings noch auf der ‚Alexandria‘ vermuten werden, und nur in der Hoffnung auf diesen Fund die von uns geforderte Abfindungssumme für das Privileg anstandslos entrichteten. — Unser Geschäft, Herr Hilgener, wird jeden-

falls durch die Abmachungen mit dem englischen Unternehmen in keiner Weise berührt. Nur ist es wahrscheinlich, daß man jetzt versuchen wird, von der Vertragssumme etwas herunterzuhandeln.“

„Das glaube ich nicht, Erzellenz,“ sagte Hilgener. „Ich habe in einer Fachzeitschrift einen längeren Artikel über diesen Plan gelesen, der zwar ein wenig phantastisch klingt, aber den Beteiligten meiner Meinung nach selbst bei Wegfall unseres Schatzes immer noch ein glänzendes Geschäft verspricht. Nach den dort aufgestellten genauen Berechnungen hofft man allein schon durch die bronzenen Kanonen, deren Zahl auf eintausendsiebenhundert angegeben und von denen das Stück auf zweitausend bis dreitausend Mark geschätzt wird, die Kosten zu decken, und der Wert des Kupferbeschlages und des Eichenholzes von den Schiffsrümpfen dürfte noch einen ganz beträchtlichen Reingewinn ergeben.“

Der Minister hatte sich erhoben. „Nun, wir wollen hoffen, daß das englische Syndikat wirklich so gut abschneidet. — Was aber unsere Angelegenheit betrifft, so werde ich dafür sorgen, daß in den nächsten Tagen einer unserer in Nauplia stationierten kleinen Kreuzer nach Navarino in See geht. Die Überführung des Schatzes auf das Schiff können Sie beaufsichtigen, und ich stelle Ihnen auch anheim, die Fahrt hierher auf dem Kreuzer mitzumachen. Es sollen für Ihre Familie die nötigen Räume, soweit dies auf einem Kriegsfahrzeug eben möglich ist, bereit gehalten werden. Das übrige erledigen wir nach Ihrer Rückkehr; und dann hoffe ich auch jenes merkwürdige Tagebuch zu sehen, dem wir diese Entdeckung verdanken.“

\* \* \*

In dem Arbeitszimmer des jetzigen Besitzers der Hederschen Maschinenfabrik steht auf einem aus Eichenholz geschnitzten Gestell eine stark verrostete eiserne Truhe, die durch ihre altertümlichen Verzierungen und sinnreich eingerichteten Kunstschlösser immer wieder die Aufmerksamkeit der Besucher des gastfreien Hauses Hilgener auf sich lenkt. Und in dieser Truhe, die achtzig Jahre lang den Schatz des Kapudan-Beis und Jussuf Meinerts enthielt, liegt ein dickes, unscheinbares Buch mit verschossenem grauen Pappdeckel. Darüber an der Wand hängt ein von einem jungen Danziger Künstler in Öl gemaltes Bild, das in leuchtenden Farben den sonnenbeschienenen Hafen von Neokastro mit seinem Gewimmel von Schiffen aller Art, den weißen Häusern und den verfallenen Resten des einstigen Forts darstellt.

An jedem zwanzigsten Oktober aber wird bei Hilgener zur Erinnerung an die Seeschlacht bei Navarino ein Fest gefeiert, dessen tiefere Bedeutung nur den vertrauten Freunden der Familie bekannt ist. Denn wunderbarerweise haben die deutschen Tagesblätter seinerzeit die geheimnisvolle Schatzgeschichte nur in kurzen, meist recht unvollkommenen Notizen erwähnt, trotzdem die Person des jungen Ingenieurs damals in Athen gleich nach der Teilung jenes kostbaren Fundes, der einen Wert von mehreren Millionen hatte, und dessen hervorragendste Stücke im Nationalmuseum ausgestellt wurden, Gegenstand der allgemeinen Beachtung war, und die griechischen Zeitungen spaltenlange Berichte über ihn brachten. Hilgener selbst ließ die Welt gern bei dem Glauben, daß er eine reiche Erbschaft gemacht habe, zumal diese Vermutung gar nicht so sehr daneben traf. Denn daß nicht er, sondern sein Schwager der eigentliche Erbe des seltsamen Ver-

mächtnisses des letzten Meinert war, blieb sich schließlich gleich, da auch Doktor Hans Menk fortan unter Geldsorgen nicht mehr zu leiden hatte.

Als aber eines Tages Frau Elsa, die ganz nach ihres Kleinen Wunsch längst die alte sonnige Heiterkeit und blühende Frische wiedererlangt hatte, von einer neugierigen Freundin gefragt wurde, wofür ihr Gatte kürzlich den griechischen Orden erhalten habe, da antwortete sie lächelnd: „Genau weiß ich's nicht, aber ich glaube für — das Tagebuch eines Irren.“





# Die Scherze der Camera.

Eine neue Erfindung für Liebhaberphotographen.

Don R. Hermann.

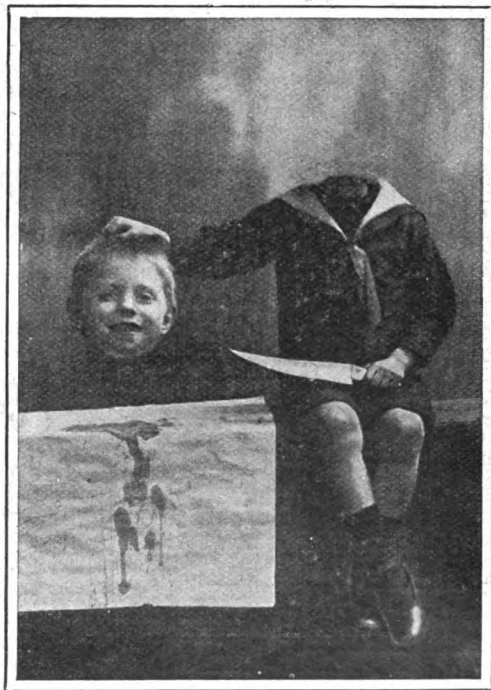
Mit 9 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

**D**er Photograph, der die beigegebenen Illustrationen mit der Überschrift unseres Artikels vergleicht, wird sofort geneigt sein, uns entgegenzuhalten, daß es sich bei diesen zwei-, drei- und vierfachen Aufnahmen derselben Person auf die nämliche Platte ganz und gar nicht um eine neue Erfindung handelt, und daß man in jedem photographischen Handbuch die ausführliche Belehrung über die dazu erforderlichen Handgriffe finden könne. In der That ist die Widerlegung der zuversichtlichen Behauptung, daß die photographische Camera unter keinen Umständen „lügen“ könne, heute bereits unter die älteren Scherze zu zählen. Die „spiritistischen“ Photographien, auf denen neben, hinter oder auf dem ahnungslos dreinschauenden Medium die durchsichtige Gestalt eines „Bewohners der vierten Dimension“ erscheint, stiften niemand mehr Entsetzen ein und können der Geisterlehre höchstens noch in sehr abgelegenen Gegenden neue Anhänger werben. Der Herr, der seinen eigenen, vergnügt schmunzelnden Kopf unter dem Arme trägt, und der weinselige Becher, der fröhlich seinem leibhaftigen Ebenbilde zutrinke, befremden uns in ihrer photographischen Wiedergabe ebensowenig wie das nach der Natur aufgenommene Matterhorn inmitten des

Berliner Tiergartens oder die Löwen und Tiger, die sich in harmlofester Friedfertigkeit unter den Spaziergängern der Friedrichstraße bewegen.

Es gibt wohl kaum noch einen ehrgeizigen Lieb-



Ein vergnügter Selbstmörder.

haberphotographen, der sich nicht schon mit mehr oder minder glücklichem Gelingen auf diesem verlockenden Gebiete versucht hätte, und je nach dem Maße des zur Verfügung stehenden erfinderischen Humors pflegen bei solchen Experimenten die lustigsten, aber auch die



sonderbarsten und geschmacklofesten Bilder zu stande zu kommen.

Vorausgesetzt natürlich, daß sie überhaupt zu stande kommen. Denn unter die einfachen photographischen Einrichtungen war die Herstellung derartiger Scherzaufnahmen bisher nicht gerade zu rechnen. Sie er-

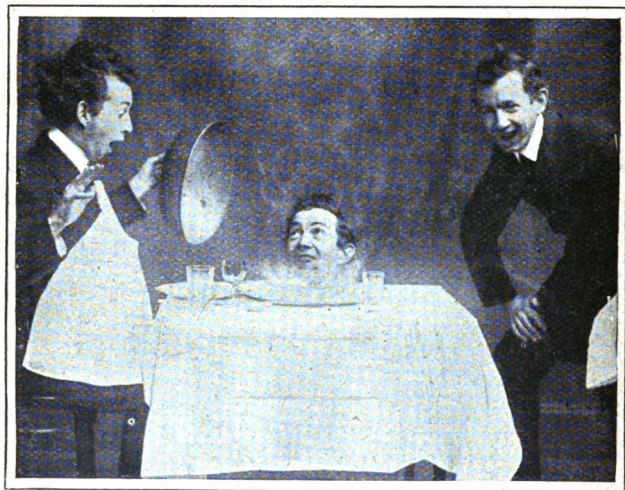


Peinliche Überraschung.

forderte vielmehr eine so große Summe von Geschicklichkeit, Erfahrung und Geduld, daß die meisten nach etlichen üblen Erfahrungen die Lust daran verloren und die Pflege dieses humoristischen Sondergebiets lieber den berufsmäßigen Lichtkünstlern überließen.

Nach den ersten, regelmäßig ganz mißlungenen Versuchen war es ja der gewöhnliche Verlauf der Dinge, daß von den erforderlichen drei oder vier Aufnahmen, bei denen jedesmal ein Teil der exponierten Platte

durch alle erdenklichen Hilfsmittel vor der Belichtung bewahrt werden mußte, zwei oder drei ganz vortrefflich ausfielen, während die entscheidende letzte die ganze Geschichte verdarb und alle Hoffnungen auf einen Lacherfolg schmählich vereitelte. Auch machten die umständlichen, zeitraubenden und aufregenden Vor-



Ein graußiges Gericht.

bereitungen, deren es für jede einzelne Exposition bedurfte, die Sache zu einem recht zweifelhaften Vergnügen sowohl für den Photographen wie für das unglückliche Opfer seines Ehrgeizes, und es erklärt sich aus all diesen Gründen leicht, daß wir vor einer Hochflut von verblüffenden Scherzphotographien bisher noch bewahrt geblieben sind.

Aber das dürfte nun bald anders werden, denn der erfinderische Menscheng Geist hat auch vor diesen anscheinend unüberwindlichen Schwierigkeiten nicht halt

gemacht, und wenn Herr W. Henderson, Westbourne Grove, London W., geneigt sein sollte, seine so geistreich erfundene Vorrichtung für mehrfache Exposition der nämlichen lichtempfindlichen Platte der Öffentlichkeit zu überliefern, so wird sich ohne allen Zweifel jedes



Das Duell auf Hellebarben.

Familienalbum sehr bald mit Bildern füllen, auf deren jedem wir das herzige Fritzchen oder die süße Emmi gleich in drei- bis vierfacher Aufmachung und Auffassung bewundern können.

Wie bei so vielen epochemachenden Errungenschaften des Menschengewisses wird man auch bei Herrn Hendersons Erfindung unwillkürlich an das berühmte Ei des Columbus erinnert, denn sein kleiner, hand-

licher Apparat erscheint von so verblüffender Einfachheit, daß man's ihm wahrhaftig nicht anmerkt, wie viel Kopfzerbrechen er seinem Urheber gekostet haben mag.

Von der Erkenntnis der Notwendigkeit geleitet,



Seltame Whistpartie.

daß immer nur ein bestimmter, genau begrenzter Teil der Platte belichtet werden dürfe, daß diese einzelnen Teile sich aber nachher haargenau zu einem lückenlosen Gesamtbilde zusammenschließen müßten, und daß die jeweils zu belichtenden Abschnitte je nach Art und Beschaffenheit des darzustellenden Gegenstandes natürlich bei jeder Aufnahmeserie von anderer Gestalt und Größe seien, bediente er sich in wirklich sinnreicher Weise eines schon bekannten Hilfsmittels in vollständig neuer und abweichender Gestalt. Seine bei der abschließlichen Herstellung von Doppelaufnahmen im Verlauf mehrerer Jahre gesammelten Erfahrungen

setzten ihn in den Stand, seiner Vorrichtung von vornherein die vollkommenste, auch bei den schwierigsten und verwickeltsten Aufgaben niemals versagende Ausführung zu geben.

Der Hendersonsche Apparat besteht aus einem federleichten Gestell aus geschwärztem Aluminium, das sich mittels einer Schraube mühelos an jedem photographischen Apparat, selbst an dem kleinsten Kodak, befestigen läßt, und das dazu dient, einen über zwei Rollen laufenden, schwarzen und undurchsichtigen Stoff vor dem Objektiv festzuhalten.

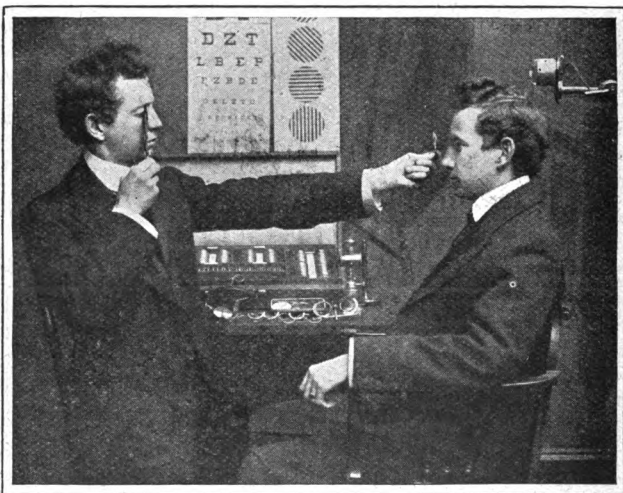
Dieser Stoff nun, der ebensoweit von der Linse entfernt sein muß, als sich die Platte hinter ihr befindet



Bei sich selbst zu Gast.

(was durch den die Rollen tragenden verstellbaren Arm leicht reguliert werden kann), ist in bestimmten Abständen mit kleinen Schlitzen und Öffnungen von verschiedener Form versehen. Eine Drehung der

Fingerschraube, die die Bewegung der beiden Rollen bewirkt, und die der Photograph vornimmt, sobald sein Modell die richtige Stellung für die erste Aufnahme angenommen hat, bringt einen solchen Schütz genau



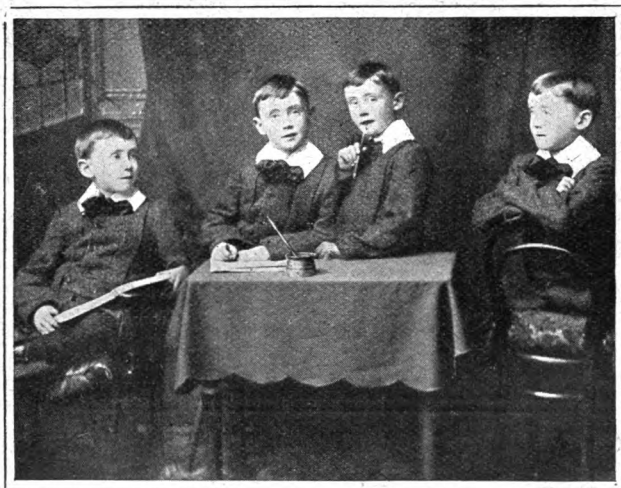
Der sich selbst untersuchende Augenarzt.

vor das Objektiv, und mit Hilfe des Bildes im Sucher läßt sich nun durch entsprechende kleine Veränderungen in der Haltung des Aufzunehmenden leicht bewirken, daß durch den die Belichtung regulierenden Schütz nur genau das auf die Platte kommt, was man darauf zu bringen wünscht. Dann ein Druck auf den Gummiball des Momentverschlusses und die erste Aufnahme ist fertig.

Der „Idee“ entsprechend, die der Doppelphotographie zu Grunde liegen soll, wechselt jetzt das Modell seine Stellung, die Fingerschraube wird um eine Windung weiter gedreht, und dadurch der nächste Schütz des schwarzen Stoffschirmes vor das Objektiv

gebracht. Wieder erfolgt mit Hilfe des Suchers die richtige Abgrenzung des gewünschten Bildausschnittes, was bei einiger Anstelligkeit des Modells in kürzester Zeit bewirkt werden kann, und auch die zweite Aufnahme kann ohne alle weiteren Vorbereitungen „geknipt“ werden.

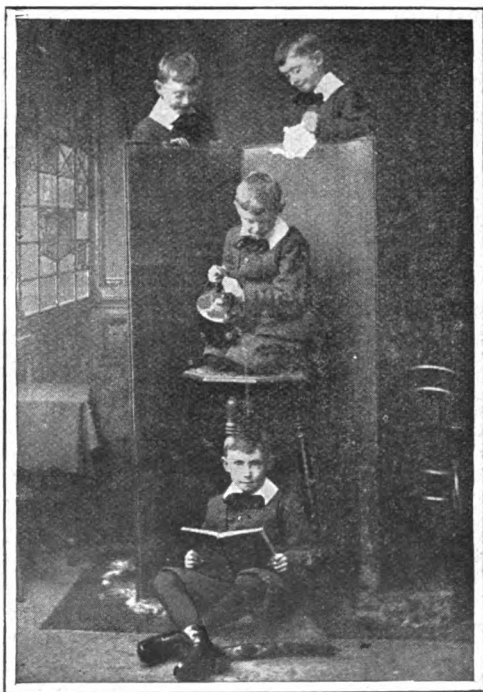
Soll der Darzustellende — wie auf einem Teil der beigegebenen Abbildungen — drei- oder viermal auf dem Bilde erscheinen, so werden die geschilderten Handgriffe entsprechend oft wiederholt, und ein Mißlingen des Gesamtbildes ist bei diesem Verfahren einzig dann zu fürchten, wenn der Photograph nicht verstanden hat, seinem Modell die richtigen Stellungen



Ein vierblättriges Kleeblatt.

vorzuschreiben. Die Vorrichtung selbst funktioniert unter allen Umständen absolut tadellos insofern, als sich die einzelnen Aufnahmen mit mathematischer Genauigkeit aneinander anschließen, da die Anordnung der Schlitze

ein Entstehen unbelichteter Lücken oder eine Doppelbelichtung einzelner Partien unbedingt ausschließt. Unsere Abbildungen, die nur eine winzige Auslese



Jugendlicher Übermut.

aus der großen Zahl der von Henderson gefertigten Scherzaufnahmen darstellen, gewähren eine anschauliche Vorstellung sowohl von der bewunderungswürdigen Exaktheit des Verfahrens wie von der Unererschöpflichkeit der Motive, die sich dem phantasiebegabten Amateur für seine lustigen Versuche darbieten. Daß der



abgeschnittene Kopf des durch seine Enthauptung bald belustigten, bald mit starrem Entsetzen erfüllten Modells dabei in den verschiedensten Varianten eine Rolle spielt, mag uns mit Recht als etwas barbarischer Geschmack bedünken. Der vervierfachte Kartenspieler aber, an dessen Gesicht wir zugleich alle vier menschlichen Temperamente studieren können, wird gewiß jedem Beschauer ein ebenso behagliches Lächeln abnötigen, wie die kleine Leegesellschaft, zu der die nette junge Dame in Ermanglung anderer Besucherinnen sich selber viermal zu Gaste geladen hat, oder wie der sich selbst untersuchende Augenarzt und der muntere Bub mit seinem Vergnügen an dem Schabernack, den er als mehrfacher Doppelgänger sich selber antut.

Übrigens läßt sich die Hendersonsche Vorrichtung, wie hinzugefügt sei, mit bestem Erfolg auch praktischen und künstlerischen Zwecken dienstbar machen.

Ungemein wertvoll erweist sie sich zum Beispiel in allen Fällen, wo für die einzelnen Partien des herzustellenen Gesamtbildes eine verschiedene Belichtungsdauer wünschenswert scheint, wie bei der Aufnahme einer Person in einem mangelhaft beleuchteten Raum, dessen Einzelheiten nicht mit der nötigen Schärfe hervortreten würden, wenn man sich an die für die menschliche Gestalt zweckmäßige Expositionsdauer gebunden hielte. Mit Hilfe der geschilderten Vorrichtung aber ist es ein leichtes, zuerst das lebendige Modell und dann, ohne es durch weiteres Stillsitzen zu bemühen, auch seine Umgebung mit aller durch die Regulierung der Belichtung ermöglichten Deutlichkeit und malerischen Wirkung auf die Platte zu bringen.





## Ich liebe dich!

Novellette von H. v. Gersdorff.

□ □

(Nachdruck verboten.)

**W**olken von blaßblauem Chiffon über rauschender Seide um eine elegante, fast überschlang gewachsene Frauengestalt. Weiße phantastische Blumenglocken im rötlichblonden Haar, das in duftigen Wellen das rosige Gesicht mit den brennenden Lippen, den tiefen schmachtenden Augen umbauscht, über die sich gerade, dunkle Brauen ziehen. Am Halse in der hohen vollen Chiffonrüsche ein funkelnder Stein.

Hohe Stehlampen mit rosigen Schleiern verbreiten ein träumerisches Licht in dem großen, luxuriös eingerichteten Salon. Bequeme Sitze, Causeusen, Divans, Geschenke, Andenken und Blumen überall. Reizende Sträuße, entzückende Arrangements — einzelne Blütenraritäten, achtlos beiseite geschoben, irgendwo hingelegt, wo nicht gerade anderes Platz haben muß, nur halb bedeckt mit einem Spizenschal, einer Federboa — der Salon einer gefeierten Frau, einer schönen, jungen Frau, die viel geliebt wird.

Sie steht regungslos am Tisch, ein wenig vorgebeugt, lauschend. Da — ein schauerndes Zittern geht durch die schlanke Gestalt, wie schwüler Südwind rasch über stilles Wasser streift. Draußen ein sporenflirrender, rascher Schritt, die Tür fliegt auf — ah, er braucht nicht erst zu pochen, er weiß, daß er erwartet wird.

Auf der Schwelle steht ein hochgewachsener Mann

in glänzender Uniform. Seine flammenden Augen blitzen gebietend, fordernd den sehnsuchtsvollen des harrenden Weibes entgegen. Die Mütze fliegt hierhin, die Handschuhe dorthin — zwischen die Blumen, die anderer Anbetung hier ausgestreut. Ein Ausruf — ein Sturz aufs Knie, ein rücksichtsloses Umschlingen und Zerdrücken der zartblauen Stoffwolken, der ganzen feinen Gestalt.

„Wie hab' ich mich nach dir gesehnt! Weißt du, was Sehnsucht ist? Frage den Schmachttenden, der im Wüstenlande nach Wasser lechzt, frage —“

Ob sie weiß, was Sehnsucht ist! — Wie sie in seiner Umschlingung erzittert, wenn sie auf ihn niedersieht, und die Hände gegen seine Schultern drückt und dann sein Haupt an ihre Brust preßt! „Ich liebe dich!“ flüstert sie, schauerndes Bangen und leidenschaftliches Hingeben in ihren Augen, in der Stimme. „Ich liebe dich!“ jauchzt es ihr entgegen.

Und sie sehen nichts anderes als sich, nicht die sich öffnende Türe, nicht die Soldaten davor, den Offizier, der kommt, ihn zu verhaften, der bei der Verschwörerin ist, und der einen Moment zögernd stillsteht vor der Offenbarung höchsten Erdenglückes.

Wie immer an dieser Stelle braust ein Beifallssturm durch das Haus — bei offener Szene, ganz gegen die Vorschrift dieses vornehmen Theaters. Alt und jung, wer ein Herz in der Brust, Blut in den Adern, wer eine Hoffnung oder nur eine Erinnerung hat, der erschauert in jähem Mitfühlen bei diesem berühmten „Ich liebe dich!“ Hasso Carlsens.

Dieser selbst und seine Partnerin gehorchten streng der Vorschrift, sie nahmen keine Notiz von der laut aufbrausenden Begeisterung des Publikums, inein-

ander verfunken bleiben sie in ihrer Stellung, minutenlang so ein vollendetes „lebendes Bild“ bietend.

Endlich erlischt der Beifallsturm. Die Szene wird zu Ende gespielt, Carlens Kunst in ihrer Höhe zeigend, diese wunderbare Kunst, die das Maßhalten, das Steigenkönnen, das Über-der-Situation=stehen zu einer so vornehmen, unerreichten gemacht, aber auch Grete Neßmann mit der impulsiven, elementaren Leidenschaft ihrer noch nicht völlig geschulten Künstlerschaft über sich selbst hinaushebend.

In atemloser Spannung verharret das Haus, um dies Sterben zu sehen, dies „berühmte Sterben“, um keine Bewegung, kein Mienenspiel, keinen geflüsterten Hauch dieser beiden da oben zu verlieren. Das Leben wird seine Tore vor dem Manne schließen, der in heißer Jugendkraft dies Weib umwirbt. Auch sie wird sterben, ihre süße Schönheit, ihr heißes Herz, ihr beseligender junger Liebreiz wird in die kalte dunkle Nacht gestoßen werden.

Kein rofiger Lampenschein, keine Blumen, kein schimmernder Luxus in der letzten Szene. Fahlblauer Mondschein durch Eisenstäbe des hohen Fensters über kalten Steinboden. Da klrirt das Schloß, da öffnet sich leise die Eisentür, da gleitet die süße Gestalt herein und an das sehnennde Herz, in die geöffneten Arme:

„Der Morgen graut. Es ist Zeit!“

„Schon? Ich — fürchte mich.“

„Nichts fürchtest du, solange in mir ein Atem lebt, ein Herzschlag deinen Namen ruft! Und dann — sieh her! Hier unsere Vereinigung!“

Ein erstickter Jubelschrei. Noch einmal Herz an Herz — dann ein leiser Knall — ein zweiter, die Waffe gegen die eigene Brust gefehrt — — —

Über dem verdunkelten Hause, über den atemlosen

Zuschauern liegt sekundenlanges Schweigen — höchste Erschütterung, die keinen Laut hat.

---

Hasso Carlsen verneigt sich vor dem begeistert dankenden Publikum ruhig, wie ein gewohnter Sieger, den seine Siege nicht mehr berauschen, der ihre Bedeutung nicht überschätzt. Ein wenig steif ist seine Verbeugung, während er die Hand nach der seiner Partnerin ausstreckt, die sie kaum berührt, und der man an dem lebhaften Mienenspiel noch die leidenschaftliche Auffassung ihrer Rolle anzumerken vermag.

In etwas eiligem Abgang bleibt ihr Gewand an etwas hängen. Sie reißt es los und verschwindet in den Kulissen.

Ruhig folgt er, wechselt noch einige Worte mit dem Regisseur und dem Inspizienten, die in Betreff der morgen stattfindenden letzten Aufführung des Stückes „Ich liebe dich!“ in dieser Saison noch einige Fragen zu stellen haben. Man erwartet bedeutende Ovationen.

Hinter der Bühne empfängt ihn ein Diener und bringt ihm zwei Briefe. Er sieht mit einer gewissen Hast die Aufschriften an und steckt beide in den Aufschlag seiner Uniform, eine Bewegung, die im Geiste seiner Bühnenrolle liegen könnte, wenn sie nicht vielleicht im Geiste seiner einstigen Lebensrolle, des Leutnants Carlsen, noch liegt. Er ist früher aktiver Offizier gewesen, ist Reserveoffizier geblieben und wird zuweilen in das Kasino seines einstigen Regimentes geladen, um hier einige Stunden unter Kameraden seine einstige Lebensrolle zu spielen. Carlsen ist ein Charakter, sagt man dort wie hier. Er erfaßt seine Rollen stets im Sinne des Urhebers.

„Ist schon Besuch zu Hause?“ fragt er den Diener.

„Ja wohl.“

„Schön. Abschminken! Dann geh voraus! Ich kleide mich allein um.“

Unter der bleichen Farbe des leidenschaftsverzehrten Russen erscheint bald die gesunde, bräunliche Hautfarbe Carlens und seine ruhigen, klaren Augen. Ein paar Striche über sein kurzgeschnittenes Haar, ein letzter Blick in den hohen Stehspiegel über seine vornehme Erscheinung, und er wendet sich, eine Zigarette anzündend, dem Ausgange zu.

Also morgen zum letzten Male diese angreifende Rolle mit ihrer tödlichen Leidenschaft und der fast peinlichen „Lebenswahrheit“ der Neßmann! Es ist wirklich auf die Dauer angreifend. So denkt er, auf die regennasse Straße hinaustretend. Viele haben sich, wie stets, eingefunden, um ihn noch einmal zu sehen und zu grüßen.

---

Die Neßmann geht nicht erst in ihre Garderobe. Sie fährt gleich nach Hause, den weiten Radmantel über ihr Kostüm, einen dichten Schleier über ihr Gesicht geworfen. Niemand wartet an dem Seitentürchen auf sie, denn sie ist noch nicht so berühmt wie ihr Partner. Aber es scheint, sie wird es werden. „Fräulein Neßmann ist ein starkes, ursprüngliches Talent, ein leidenschaftliches Temperament, mit ihrer ganzen Seele erfährt sie ihre Rolle, nicht abwägend, überlegend, nicht korrekt im Sinne des Autors wie Carlens, sondern sie wirft ihr ganzes Selbst hinein. Oft über das Maß hinausgehend, gibt sie fast zu viel an Lebenswahrheit,“ sagt die Kritik.

Ihre Wirtin, Frau Linde, die Witwe eines Steuerbeamten, öffnet ihr die Tür.

„Lieber Gott, Fräulein, wie bleich sind Sie — wie Kreide! Das Stück ist ja himmlisch, aber schrecklich

angreifend. Ich glaub', Sie haben immer Fieber nachher. Wenn Sie's doch wie der Carlsen machten, der sieht aus wie Pomade, wenn er nachher aus der Garderobe kommt, die Hände in den Taschen und läßt sich angaffen und nickt den Leuten bloß so recht gemütlich zu. Aber Sie — Sie machen sich ja noch ganz hin — und das ist nun das neunundneunzigste Mal, daß Sie diese Geschichte herunterspielen, und jedes Mal zittern Sie nachher wie Espenlaub und sehen aus wie gerädert! Na — ich bin bloß froh, daß es morgen das letzte Mal ist mit der Tatianarolle. — Kommen Sie nur — ich helfe Ihnen beim Ausziehen, viel Zeit haben Sie nicht mehr. Oder gehen Sie nicht zu CarlSENS Abschiedsfeft?"

„Doch, ich gehe. Aber ich möchte jetzt ein Stündchen allein sein, Frau Linde. Nur eine Tasse Tee bringen Sie mir, bitte.“

„Herzlich gern — alles, was Sie wollen. Ein Gläschen Wein wäre Ihnen vielleicht besser und ein Scheibchen Schinken. Ich hab' so schönen da. — Nicht? Nun, dann ist nichts zu machen. Da kenn' ich Sie schon. Von Ihrem Willen, nehmen Sie's nicht übel, wenn ich Eigensinn sage, bringt Sie eben nichts und niemand ab.“

Ein mattes Lächeln — und Grete Neßmann betritt ihren großen, aber noch recht kahl eingerichteten Salon, der neben dem Schlafzimmerchen liegt — ein „möbliertes Zimmer“ ohne jeden persönlichen Hauch. Ein großer Spiegel, ein großer Toilettentisch zwischen den von weißen Vorhängen verhüllten Fenstern. Ein kleines, unscheinbar aussehendes Ruhebett vor dem ovalen Sofatisch mit der bunten Gobelindecke. Ein dunkler Teppich und ein Läufer über den ganzen Fußboden, um den Schritt zu dämpfen. Grete Neßmann

pfflegt beim Studieren ihrer Rollen hin und her zu gehen. Große Kleiderschränke, Koffer und Kartons.

Grete Neßmann ist von einem kleinen Theater an die bedeutende Bühne gekommen, und die Direktion, ihr starkes Talent erkennend, hat ihr eine richtige Rolle anvertraut, eine Rolle, in der ihre noch nicht gefestigte Kunst, ihre ursprüngliche Leidenschaftlichkeit sich kaum zuviel tun konnten.

Angeborener Geschmack in Toilettenfragen und eine ganz bedeutende Sicherheit und Eleganz in den Bewegungen war ihr nicht abzusprechen. Der Versuch der Direktion mit der Anfängerin war als gelungen zu betrachten, ein festes Engagement stand jetzt wohl in Aussicht für Grete Neßmann. Dann konnte sie sich nach Wunsch und Bequemlichkeit ihre Räume einrichten und brauchte nicht fast alles, was sie an Geld besaß, in ihre Garderobe zu stecken, wie es jetzt geschah.

Alles, was sie trug, war von einer ganz unnötigen Kostbarkeit und Echtheit. Da war kein Baumwollensamt, kein Besatzatlas, die Blumen waren frisch und sehr teuer und konnten nur einmal benützt werden. Schuhe, Unterkleider — alles reizend und erste Qualität. Schmuck trug sie nicht, denn den konnte sie echt nicht erschwingen, und geschenkt bekam die kleine Neßmann keinen. Ja — die arme Neßmann, die ehemalige Ladenmamsell, die mit solcher Glut die stolze, vornehme Kuffin spielte, mit so sicherer Eleganz die kostbaren Toiletten dieser schönen, reichen Generalstochter allabendlich trug — da stand sie nun vor ihrem großen Spiegel und starrte in das Glas auf ihr Bild.

Langsam legt sich ein Lächeln um die brennend-roten Lippen, während sie, einen Schritt zurücktretend, unverwandt in den Spiegel starrt auf das glänzende, elegante Weib mit den rotblonden Haarwogen über der



marmorweißen Stirn und den langgeschweiften dunklen Brauen — ein Lächeln des Hasses. So lächelt vielleicht eine Frau jene andere an, die sie qualvoll beneidet um das Glück, das ihr selbst ver sagt wird.

„Tatiana, wie schön bist du! — Ich liebe dich!“

Sie flüstert es mit demselben Ausdruck heißen Entzündens, tobvernichtender Liebe, mit der es Carlßen heute und jeden Abend seit langer Zeit zu ihr aufzittern läßt, während seine schlanke Gestalt aufs Knie sinkt, die schöne Stirn, die zuckenden Lippen in die Falten ihres Kleides drückt.

Sie legt die Hand aufs Herz und die andere noch darauf, als hielte sie da, was sie liebt mehr als ihr Leben — und lassen soll, um zu sterben.

Und wie dort auf der Bühne geht auch hier ein zitternder Schauer durch ihre Gestalt — kein Bühnenschauer, ein wahrhafter.

Sie wendet sich hastig ab und nestelt die Haken und Schleifen auf. Die blauen Chiffonwolken fallen, die rauschende Seide gleitet zu Boden, der glitzernde Gürtel fällt zu den welk gewordenen weißen Blumen, die sie von der Schulter, aus dem Haar zerzt mit fliegenden Händen und auf den Tisch wirft. Die rotblonde Haarpracht, die Marmorblässe der Haut, die blühend roten Lippen, die schön geschweiften Brauen — sie schwinden. Tatiana Leontoff, die Wunderschöne, Gefeierte, die den über alles Geliebten in den Zauberbann ihrer berauschenden Schönheit gezwungen — sie schwindet mit.

Vor dem großen Spiegelglas sitzt im einfachen weißen Frisierjäckchen Grete Neßmann, die Übersehene, Mi geliebte, zu der noch nie ein Mann gesagt: „Ich liebe dich!“

Arme kleine Grete Neßmann, die du es jeden Abend von seinen Lippen empfängst, die du jeden Ton in deine

Seele trinkst wie ein berausches Gist, den Moment erföhrend, dies Haupt mit deinen Händen zu beröhren, dies Herz an dem deinen pochen zu föhlen, um ihn dann an dir vorbeigehen zu sehen mit diesem Blick der Gleichgültigkeit, diesem müden und gelangweilten „Gute Nacht, Fräulein Neßmann!“

Du mußt verschmachten, sterben aus brennender Sehnsucht, aus künstlich geschürter Qual, wie der Verschmachtende, dem ein täuschend gemaltes Glas köstlichen Wassers vor die sehnsüchtigen Augen gebracht und immer wieder und wieder seinem brennenden Durst gezeigt wird.

O ja, sie konnte sich's wohl vorstellen, eine Tatiana Leontoff zu sein, so zu lieben, so zu beglücken, mit ihm, für ihn zu sterben, durch ihn zu sterben!

Der Schauer überfliegt sie, die schmalen Schultern zucken wie im Fieber. Sie zieht das dünne Jäckchen fester über die Schultern. Es ist kalt in dem großen Zimmer. Aber sie bleibt sitzen, die Arme, von denen die weiten Ärmel zurückfallen, auf den Spiegeltisch gelegt, die geschlossenen Hände aufeinander gestützt und das Kinn darauf und sieht sich an, mit einem so drohenden, spöttischen, verächtlichen Blick, daß er auf der Bühne als eine außerordentliche Leistung kunstvollen Mienenspiels hätte betrachtet werden können. Aber das war keine Kunst mehr, das war nur Wirklichkeit: diese fahlblonden dünnen Scheitel, glatt zurückgestrichen, damit sie unter der schönen Perücke auch bequem verschwanden, diese wasserblauen Augen, so glanzlos ohne die dunkeln Striche, die künstlichen Wimpern, dieser blasser, schmaler Mund, die bleiche Farbe der Haut, die hellblonden Brauen — ja, ja, Grete Neßmann, du bist es, deine Ohren, dein Herz hört es doch, zu denen es alle Abend so betörend, so atemraubend bringt: „Wie

schön bist du! — Ich liebe dich!“ Und du kannst dich nicht daran gewöhnen als an einen leeren Klang, an ein Spiel, wie an das Ticken deiner Uhr, an das Rauschen des Windes da draußen und an den lauten Beifallssturm des Publikums, der dir so gleichgültig wurde, den du gar nicht mehr hörst, wenn er mit solcher lächerlichen Regelmäßigkeit losbraust bei derselben Phrase, derselben Bewegung Carlens — wie er morgen, zum hundertsten, zum letzten Male losbrausen wird, wenn der Schauer der Sehnsucht über dich hinsiegt bei seinem berühmten: „Ich liebe dich!“ —

„Hier bring' ich den Tee, mein liebes Fräulein. Ich hab' zweimal geklopft und dachte schon, Sie schliefen ein Minütchen, ehe Sie wieder fort müssen. Und das wollte ich Ihnen so gern gönnen, denn das hätten Sie wirklich nötig, liebes Fräulein Gretchen!“

„Meinen Sie, Frau Linde? Daß ich den Schlaf so gut brauchen könnte, so einen recht tiefen, langen . . . ach, was müßte der erquicken! Und dann plötzlich aufwachen und nur noch eine Seele sein, ein freier Geist, der nicht mehr in seine häßliche Hülle gezwängt ist, sondern verklärt, verschönt — und staunend erst dann erkannt werden und schön — und geliebt sein! Ach, ja — Frau Linde.“

„Aber, Fräulein Gretchen, wie Sie das sagen können! Und wie schön es klingt! Man könnte gleich weinen. Eine zu schöne Stimme haben Sie doch wirklich! Wenn Sie so zu einem sagen: Ich liebe dich —“

„Zu einem Blinden vielleicht!“ lachte sie bitter auf.

„Ach was, Fräulein Gretchen, ich mein', Schönheit vergeht, Tugend besteht.“

„Häßlichkeit bleibt immer — wird alle Tage schlimmer!“ klingt es in scharfem Auflachen zurück. —

„Aber nun dank' ich vielmals, Frau Linde. Ich will mich nun wirklich anziehen.“

---

CarlSENS Wohnung ist ein elegantes Junggesellenquartier von vier großen Zimmern. Elegant, aber einfach eingerichtet. Fast nichts, was an den Bühnenkünstler erinnert. Kein besonderer Luxus — nur Komfort. Lorbeerkränze und Ehrengaben in einem hohen Glasschrank, als Gegenstück ein genau ebensolcher, der als Gewehrschrank dient. CarlSEN war und ist leidenschaftlicher Jäger und Schütze. Seine Waffensammlung ist kostbar, aber auch sie ist nicht dekorativ verwendet in seinen Räumen. Bilder sind wenige vorhanden. Der Kaiser, einige Jagd- und Schlachtenbilder, gute Originale, und das Porträt eines älteren Offiziers — großes Brustbild in Photographie über dem einfachen, schweren Diplomatschreibtisch. Dunkle Teppiche, dunkle Vorhänge, bequeme Sitze in dem ungewöhnlich großen Arbeitszimmer.

Es sind vielleicht einige zwanzig Damen und Herren anwesend, um CarlSEN Adieu zu sagen, denn er tritt morgen zum letzten Male auf in „Ich liebe dich!“ und überhaupt in der Residenz, da er zum Zweck längerer Gastspielreisen Urlaub erhielt.

Ein intimer Kreis. Vornehme Frauengestalten in künstlerischen Toiletten, schöne, anmutige Erscheinungen. Die Gäste haben sich in Arbeitszimmer und Eßzimmer verteilt. Dort stehen auf dem großen Speisetisch in zwangloser Form kalte Speisen, eine Silberbowle in der Mitte, Blumensträuße, Armleuchter. Sie und da kleine Tische, an denen schon gespeist wird oder getrunken, während ein Teil der Gesellschaft plaudernd, disputierend, flirtend umhersteht oder zwanglos in den tiefen Sesseln lehnt.

---

Grete Neßmann ist auch da. Sie trägt ein weißes, einfaches Kleid mit einer feinen, altmodischen Goldkette, an der ein kleines Herz hängt, und einen Weidenstrauß im Gürtel ihrer sehr faltenreichen Bluse, welche die Dürftigkeit ihrer Formen angenehm unbestimmbar macht, wie die jugendliche Heldin ihrer Nachbarin zuflüstert. Ihr fahlblondes Haar ist ein wenig aufgepufft und gewellt, aber das macht seine Unzulänglichkeit eigentlich noch sichtbarer. Es ist ja auch ganz gleich. Da ist ja doch nichts zu tun. Durch Toilettenanstrengung würde sie sich nur lächerlich machen — hier, wo sie jeder kennt und ganz nahe sieht. Vor dem Publikum im Theater ist das etwas anderes. Da gehört jede Kunsthilfe eben zu ihrer — Kunst! Dann aber weiß sie auch, daß solche nicht „Ton“ mehr ist außerhalb des Theaters. Feine Schauspielerinnen schminken sich nicht im Privatkreise und verachten die Vorspiegelung falscher Tatsachen.

Nach flüchtigem Grüßen hierhin und dorthin und einem kurzen Händedruck mit Carlsen hat sie sich in eine Fensternische gesetzt und beim Schein einer grünen Ampel in einem Album zu blättern begonnen. Sie sieht wie eine kleine bescheidene Gouvernante aus, wie ein Gesellschaftsfräulein, das eigentlich nicht zur „Gesellschaft“ zählt.

Neben CarlSENS Schreibtisch, vor dem Bilde des alten Offiziers, der CarlSENS Vater sein soll, stehen ein Herr und eine schöne, elegante Dame, die plaudernd der jungen Schauspielerin den Rücken zudrehen.

„Na — wie fanden Sie ihn heute?“

„Mein Gott! Wie soll ich ihn finden? Wie die neunundneunzig Male auch — das heißt brillant, immer brillant, wenn er sich selbst spielen kann, den einstmaligen Leutnant CarlSEN aus einer kleinen Garison an der russischen Grenze.“

„Was soll denn das heißen? Unser Carlsen ist doch über die Zeiten der kleinen Garnison mit ihren Romanen erhaben!“

„Weil er so — tut?“

„Ach, wissen Sie, gnädige Frau — Sie sind ja eine famose Kritikerin, aber ich hoffe nicht, daß Sie Ihre bisherige vornehme Reserve jetzt aufgeben wollen und sich um seine Privatverhältnisse kümmern, die ich übrigens besser, vielleicht am allerbesten kenne.“

„Keine Sorge, Herr v. Quikow. Das ist mir zu langweilig. Sie sind ja wohl ehemaliger Regimentskamerad von ihm, ehe Sie ‚Kriminaliste‘ wurden?“

„Allerdings. Und ich weiß, daß er —“

„Daß er wenigstens keine unglückliche Liebe hat, was bei einem Carlsen auch kaum anzunehmen ist, wenn nicht zu der braven Neßmann —“

„Zu der Neßmann?!“ war die im Tone unsäglichen Erstaunens gegebene Antwort. „Wie kommen Sie nur darauf? Carlsen und die Neßmann! — Sie sind mir doch etwas gar zu spitzfindig!“

„Beinah’ schon verrückt — was?“ spöttelte die Dame. „Aber das laß’ ich mir nun doch nicht nehmen — irgend etwas ist faul zwischen den beiden!“

„Gewiß. Sie ist nämlich bis zum Sterben in ihn verliebt! Die erste oder einzige wäre sie ja auch wohl darin nicht, aber Carlsen ist jedenfalls schuldlos daran.“

„So?“

„Carlsen hat nämlich auch eine unglückliche Liebe.“

„Was Sie sagen! Kann sie also nicht kriegen?“

„Wenigstens nicht mehr.“

„Aha! Also wohl sehr vornehm? — Sie lächeln ja so geheimnisvoll —“

Eine Antwort erfolgt nicht, andere Besucher treten hinzu. Die Neßmann in der dämmerigen Nische sehen

sie nicht. Es wäre ja auch höchst gleichgültig, wenn sie gehört hätte, daß sie in Carlsen verliebt sein soll. Ihr wäre es auch gleich. Sie sieht starr nach ihm herüber. Er steht leicht an den Tisch gelehnt, die Rechte rücklings auf die Tischplatte gestützt. Das schöne braune Gesicht ist wohl ein wenig fahler wie vorher, jedoch vollkommen ruhig, die tiefblauen Augen haben aber einen seltsam dunklen Schein. Ein wenig nervös streicht er mit der Linken über den blonden Scheitel.

„Kommt, Kinder,“ sagt er lächelnd, „wollen jetzt ein Glas Sekt nehmen!“

Er tritt an die Nische heran. „Fräulein Neßmann — Sie auch! Ihnen wird's gut tun. Sehen etwas bleich aus — na ja, die Tatiana ist eine angreifende Geschichte. Schön, daß wir's morgen überstanden haben.“

Sie erhebt sich mechanisch. Aber er hat sich schon wieder abgewendet und reicht einer schönen, in schwarzen Atlas gekleideten Frau den Arm, ihr mit einem heißen Blick in die großen schwarzen Augen sehend, die mit dem Brillanten in ihrer Haarfülle an leuchtendem Glanz wetteifern.

Sie gehen alle zusammen in das Eßzimmer.

Der Polizeihauptmann v. Quikow bringt der Neßmann ein Glas Champagner und setzt sich neben sie, ihr einige aufrichtig gemeinte Schmeicheleien über ihr Spiel und ihre brillante Erscheinung als Tatiana sagend. „Auf Wort, das verstehen Sie famos. Ich hätte Sie kaum wiedererkannt, hätte eher auf die Person in Schwarz da gewettet, die sich von Carlsen so anschnachten läßt.“

Grete Neßmann lächelt ausdruckslos und bezwingt den Nervenschauer, der wild durch ihren Leib zuckt, als sie den weichen Klang des sonoren Organs hört, der ihre Seele und Sinne in Sehnsucht zucken läßt.

Sie sieht plötzlich den Polizeihauptmann, der emsig mit seinem Raviar beschäftigt ist, mit so fragendem Blick an, daß er das peinliche Gefühl hat, über seinem gesunden Appetit den ihrigen vernachlässigt zu haben. Sich gutmütig entschuldigend, preist er ihr alle Delikatessen des Büfett's an und eilt fort, ihr wenigstens eine zu holen.

Unterwegs flüstert er dem gerade unbeschäftigt in der Tür lehrenden Oberstabsarzt Lorenz zu: „Doktor, setzen Sie sich doch ein bißl hin zu ihr!“

Der Doktor tut's und in seinen Augen schimmert Teilnahme. „Sie sind nicht ganz wohl, Fräulein Neßmann? Ihre Nerven scheinen ziemlich mitgenommen — ich seh' sie förmlich zittern.“

„Der Champagner bekommt mir nicht, wenn ich gespielt habe,“ sagte sie, bemüht, das Beben ihrer Stimme zu festigen und die Augen von Carlsen loszureißen.

Der bittet die schöne Frau an seiner Seite: „Ach, nur eine einzige! Ich liebe sie so sehr —“

Sie reicht ihm lächelnd eine rote Nelke aus ihrem Strauß, den sie im Gürtel trägt, und er beugt sich und haucht einen langen Kuß auf ihre schöne, weiße Hand, dann steckt er sich die Nelke ins Knopfloch.

„Aber das ist nicht gut — das sollte er nicht tun,“ flüsterte Grete Neßmann.

„Was denn, Fräulein? Was sehen Sie denn?“ fragt der Arzt.

Sie lacht. „Ach, nichts. Ich bin nur so abergläubisch. Kein Mann darf nämlich eine rote Nelke von einer Frau nehmen, die er — besonders gern hat, das bringt den Tod.“

„Du lieber Himmel, wie oft müßte dann Carlsen schon gestorben sein!“



Er sieht, daß ihre Aufmerksamkeit nicht mehr ganz bei ihm ist, und folgt ihrem Blick.

„Es sind doch wundervolle Waffen, die Carlsen dort hat!“ sagt er. „Verstehen Sie etwas davon?“

Sie streift ihn mit einem schnellen Blick und sieht wieder nach dem geöffneten Gewehrschrank hinüber.

„Nein. Gar nichts, Herr Doktor.“ —

Carlson war inzwischen aufgestanden und mit Quizow und einem anderen Herrn vor den Schrank getreten.

Sie nahmen einzelne Stücke heraus, besahen sie mit Kennerblicken und tauschten weibmännische Bemerkungen. Der Gatte der schönen Frau in Schwarz machte auf zwei ganz gleiche Pistolenkästen von dunkelrotem Leder aufmerksam, die ganz vorn standen.

Carlson sah ernst aus und nahm ihm die funkelnde Waffe ab. „Lassen Sie das lieber, Martens. Die da ist immer scharf geladen, und eine recht trübe Geschichte ist damit verbunden. Sie sehen, die Dinger sind ganz gleich. Die andere ist nicht gefährlich. Damit schieße ich alle Abend meine schöne Geliebte, die Fürstin Tatiana, tot und nachher mich selbst.“

„Und nehmen sie alle Abend wieder mit nach Hause?“

„Gewiß. Es könnte doch einmal Unfug damit verübt werden.“

Er legte die Waffe wieder sorgfältig auf die Konsole im Schrank, wo sie vorher gelegen.

Doktor Lorenz und Grete Neßmann hatten voll Aufmerksamkeit zugehört. Der erstere erinnerte Carlson an seine einst so berühmte Geschicklichkeit auf dem Schießplatz.

Voll Interesse, wie immer, wenn es sich um solche Erinnerungen handelte, wandte sich Carlson ihm zu, den Schrank zudrückend.

Dann gehen sie zu den anderen ins Nebenzimmer. Nur Grete Neßmann bleibt zurück.

Die hundertste und letzte Aufführung von „Ich liebe dich!“, das letzte Auftreten Hasso CarlSENS in diesem Winter.

Das Haus ist ausverkauft, der Orchesterraum sogar mit Publikum besetzt. Viele müssen umkehren, Blumen und Kränze werden gebracht, die den Hauptdarstellern zum Schluß den Dank des Publikums ausdrücken sollen.

CarlSEN ist herzlich und freundlich, wie immer, zu jedem, mit dem er in Berührung kommt. Überall, wo es irgend angebracht ist bei dem Personal, mit dem er zu tun hat, hinterläßt er klingende Andenken, ehe er in seiner Garderobe verschwindet, denn nach Schluß der Vorstellung dürfte er Eile haben. Er wird eben Zeit genug behalten, um den Nachtzug, mit dem er abreißen will, zu erreichen.

In seiner Garderobe empfängt er niemand als seine beiden Freunde, den Oberstabsarzt Lorenz und den Polizeihauptmann v. Quirkow, um ihnen herzliches Lebewohl zu sagen.

Die Neßmann überrascht das Haus durch neue Nuancen in ihrem Spiel. Man weiß zuweilen kaum, was man daraus machen soll. Aber es sind nur Nebensachen und halten die Handlung nicht auf, verderben die Stimmung nicht. Die großen Szenen, die Brennpunkte für das Interesse, die Schlager und das berühmte „Ich liebe dich!“ haben den gewohnten Effekt.

Zum letzten Male geht der Vorhang auf vor der letzten Szene, dem berühmten Sterben.

Da ist das Gefängnis mit seinen kalten Mauern, seinen vergitterten Fenstern, seinem Strohlager, über

das der Mondschein huscht, auch über die Gestalt des schlanken Offiziers, der dort ruht. Und die Eisentür geht auf mit leisem Klirren, Tatiana Leontoff tritt herein zu dem Geliebten, der dunkle Mantel gleitet von ihren Schultern, sie liegt in seinen Armen, an seinem Herzen.

Carlson spielt wundervoll — die Neßmann aber nicht minder. Sie scheint heute über sich selbst hinauszuwachsen, sich selbst zu übertreffen — bis an die Grenzen des Erträglichen geht ihr nervenererschütterndes Spiel.

„Der Morgen graut. Es ist Zeit!“

„Schon? Ich — fürchte mich.“

„Nichts fürchtest du, solange in mir ein Atem lebt, ein Herzschlag deinen Namen ruft! Und dann — sieh her —“

In Carlsons Hand funkelt die Waffe auf.

Und jetzt der Jubelruf des Weibes, das Jauchzen der Erlösung von allem Grauen! Noch einmal Herz an Herz, Lippe an Lippe — dann die lichte, junge Gestalt mit den ausgebreiteten Armen — ein leiser Knall — ein Blick — — ein Rauchwölkchen — ein Aufschrei — ein wundervoller, nervenzerreißender Todesschrei, wie er in solcher Echtheit noch kaum je auf einer Bühne gehört worden ist. „Ich liebe dich! Ich danke dir!“

Das war wieder neu, diese Worte waren noch nie vorher so gewesen, standen nicht im Stück, oder waren nie vorher so erschütternd gerufen worden.

Dann ein sonderbarer, gar nicht bühnengerechter Sturz, aber echt — prachtvoll echt!

Alles ist begeistert. Welche Künstlerchaft! Welch ein Spiel!

Auch Carlson gibt heute neue Nuancen. Atemlos verfolgt das Publikum sein stummes Spiel an der

Leiche der Geliebten, der er die Erlösung durch den Tod brachte. Sonst kniet er nicht, so über sie geworfen — diese rauhen Töne der Verzweiflung hat er sonst nicht. Ohne Zögern richtet er sonst die Waffe auf die eigene Brust.

Die Neßmann ist so prachtvoll zusammengebrochen, aber sie liegt nicht geschickt da. Sie ist zu weit hinter das Strohlager gefallen — und ihr Nöcheln ist viel zu schnell verstummt!

Was ist denn das? Carlsen vergißt ja ganz, sich selbst zu töten! Er taumelt empor und ruft etwas —

Im nächsten Moment erhebt sich das ganze, entsetzte Publikum.

Langsam, mit dumpfem Knirschen senkt sich der eiserne Vorhang vor der Bühne.

Man drängt zu den Seitenportalen, die hinter die Kulissen führen, um zu erfahren, was geschehen ist.

Schulleute verhindern das Vordringen. Zwei sehr ernst, aber sehr ruhig aussehende Herren läßt man passieren nach der Bühne hin — Kriminalbeamte.

„Noch zu später Stunde,“ heißt es im nächsten Polizeibericht, „wird ein Unglücksfall gemeldet, der sich bei der hundertsten Aufführung des Stückes: ‚Ich liebe dich!‘ ereignete und dem leider das Leben einer vielversprechenden Künstlerin, Fräulein Neßmann, zum Opfer fiel. Herr Carlsen hat in der letzten, der Sterbeszene auf das junge Mädchen mit scharfgeladener Waffe geschossen. Der Tod trat noch bei offener Szene ein. Es liegt aber weder ein Verbrechen noch eine Fahrlässigkeit vor. Nach einem zurückgelassenen Brief hat die unglückliche Künstlerin die scharfgeladene Pistole Herrn Carlsen selbst in die Hand gespielt.“





## Weibliche Haartrachten auf Madagaskar.

Don M. Howitz.

Mit 7 Illustrationen.

□ □

(Nachdruck verboten.)

**B**ei uns in Europa hat die Haartracht der Frauen längst aufgehört, von Land zu Land ein festes Merkmal altheimischer Sitte zu sein. Die Macht der wechselnden Mode hat gerade auf diesem Gebiete selbst in solchen Gegenden mehr und mehr einen Einfluß erobert, wo die ländliche Einfachheit des Lebens gern am Altüberlieferten festhält.

Dagegen zeigt sich in den übrigen Weltteilen gerade in der Art, wie Frauen und Männer das Haar sich zurechtmachen, eine große Zähigkeit im Festhalten am Altherkömmlichen. In wie innigem Zusammenhang diese alten Haartrachten mit der Gesamtkultur der betreffenden Völkerschaften und wiederum mit der landschaftlichen Natur, in der sie leben, stehen, ist überall auffallend. Bei wenigen Völkerschaften tritt dieser doppelte Zusammenhang aber so merkwürdig in die Erscheinung, wie bei der auch sonst kulturgeschichtlich sehr interessanten Bevölkerung von Madagaskar.

Die große, langgestreckte Insel an der Ostküste Afrikas, die drittgrößte der Welt, deren Flächeninhalt den des Deutschen Reichs übertrifft, ist erst in neuerer Zeit gründlich erforscht worden. Natur und Menschen bilden hier eine eigenartige Welt, die stark von dem

kontinentalen Charakter abweicht und ein seltsames Gemisch von afrikanischem und asiatischem Wesen darstellt. Die Ergebnisse der geologischen Forschung lassen keinen Zweifel darüber, daß Madagaskar einst mit Südafrika wie mit Südasiens in Zusammenhang gestanden hat. Die Tier- und Pflanzenwelt der Insel bestätigt es gleichfalls. Ihre menschlichen Bewohner weisen andererseits zurück auf Besiedlungen nicht nur aus Afrika und Asien, sondern auch aus der malaiischen Inselwelt.

Die Bevölkerung von Madagaskar, sagt Ernst Wächter, der neueste Bearbeiter von Hellwalds Werk „Die Erde und ihre Völker“, ist außerordentlich schwach, beherbergt doch die Riesinsel wenig mehr als 2,5 Millionen Menschen, wovon etwa fünfzehntausend Europäer sind, meist französische Beamte, Soldaten, Missionare und Kaufleute. Die Eingeborenen stellen ein Völkergemisch dar, welches sich hauptsächlich aus Angehörigen der malaiischen Rasse und Verwandten afrikanischer Negervölker zusammensetzt. Dazu kommen noch, wenn auch in geringerer Anzahl, Araber, Somali, Inder und in neuerer Zeit auch Chinesen. Wann die erste Besiedlung von Madagaskar erfolgte, entzieht sich unserer Kenntnis. Wahrscheinlich ist es, daß zuerst afrikanische Stämme sich von Westen her über die ganze Insel ausbreiteten. Viel später erst kamen von Osten her seetüchtige Malaien, die sich bald zu Herren über die meisten Negerstämme machten, sich vielfach mit ihnen vermischten und den Staat der *Hova* gründeten, der bis zur endgültigen Besetzung der Insel durch die Franzosen (1896) bestanden hat.

Wie die hauptsächlich die Hochlande des Inneren bewohnenden *Hova* die reinblütigsten Stämme Ma-

dagastars sind, so zeigt das über die ganze Insel zwar verbreitete, namentlich aber als Viehzüchter die weiten Ebenen und welligen Hügeländer des Westens be-



Die Kugelfrisur der Betsimisarakafrauen.

wohnende Volk der Sakalaven am reinsten und unverfälschtesten den Charakter der afrikanischen Neger. Hova und Sakalaven können wir daher als die Grund-

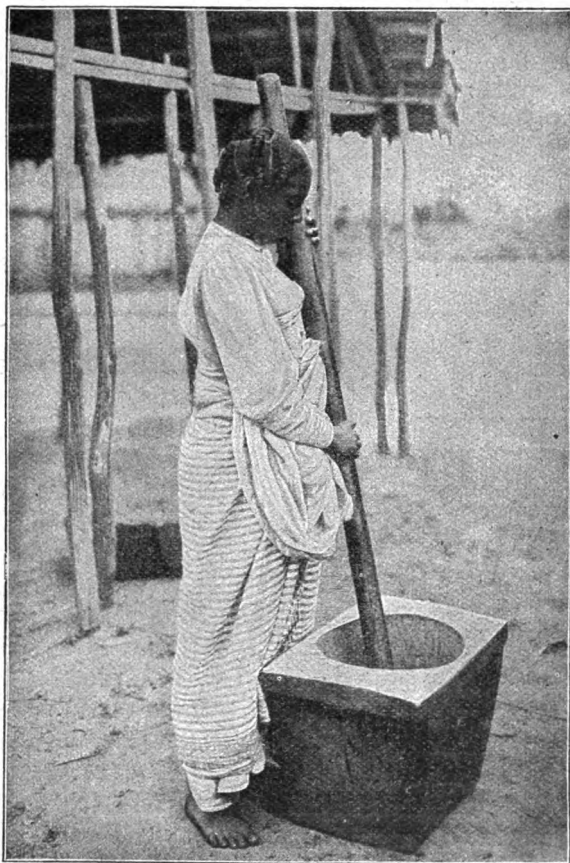
elemente des madegassischen Völkergemisches ansehen. Den Malaien näher steht das Mischvolk der Vetsileo in der Provinz Imerina; Mischvölker sind ferner die ursprünglich kräftigen, aber durch das herrschende Hovavolk durch Einführung berauschender Getränke mit Absicht degenerierten Vetsimisaraka der Ostküste, die Tanala, Vara und andere.

Die Franzosen pflegen alle Eingeborenen der Insel Madegassen zu nennen, was namentlich bei der Beurteilung der einzelnen Bevölkerungselemente zu irreleitenden Verallgemeinerungen geführt hat. Andererseits verdanken wir gerade französischen Forschern die Erschließung des Inneren und die genauere Kenntnis der dortigen Zustände, über welche die geographische Wissenschaft heute verfügt. Das aufschlußreiche Werk von Professor Doktor Keller „Die ostafrikanischen Inseln“ beruht zwar auch auf eigenen Forschungsreisen des Verfassers, aber dankbar hat er anerkannt, welche reiche Fundgrube ihm das große Reisewerk des Franzosen Alfred Grandidier, der sein ganzes Leben der Erforschung des Inselkolosses gewidmet hat, darbot. Wilhelm v. Humboldt aber war der erste, der — und zwar auf Grund vergleichender Sprachforschung — den malaiischen Ursprung des auf der Insel herrschenden Volksstammes erkannte.

Die Herrschaft der Hova über die anderen Stämme wurde von den Engländern sehr begünstigt, die sich 1814 gezwungen sahen, den von ihnen auf der Insel erworbenen Kolonialbesitz den Franzosen abzutreten. Die englische Regierung erkannte den damaligen König der Hova, Radama I., als König von Madagaskar an; englische Offiziere organisierten Radamas Heer, wodurch dieser in den Stand gesetzt wurde, durch Unterwerfung der bisher ihm nicht untergebenen Stämme tatsächlich



seine Herrschaft fast über die ganze Insel auszudehnen. Englische Missionare entfalteten gleichzeitig eine erfolg-



Reisstamperin am Ufer des Alaotrafes.

reiche Tätigkeit, die den Wettstreit von solchen aus Frankreich weckte. Jetzt sind die meisten Eingeborenen

Christen. Die wohlhabenden Hova haben in beiden Geschlechtern die europäische Tracht angenommen; nur die Armen bekleiden sich nach alter Art, mit einem einfachen Leinentuch und einer Jacke aus grobem Palmzeug, über welche ein baumwollener Überwurf, Lamba, zum Schutz gegen Kälte und Regen geschlagen wird.

Die Herrschaft der Hova über die anderen madagassischen Stämme war aber nie so stark, um dem Völkergemisch einen einheitlichen Charakter zu geben. Man begegnet noch heute den größten Gegensätzen nicht allein in Bezug auf das allgemeinen Aussehen der Inselbewohner und namentlich ihre Körperfarbe, sondern auch in Hinsicht auf ihre geistige Kultur, ihre materielle Lage, ihre Sitten und politischen Zustände. Unterstützt wird das Beharren der einzelnen Volksstämme bei ihren alten Bräuchen durch ihr zerstreutes Wohnen und den so sehr verschiedenen Charakter der einzelnen Regionen der Insel.

Das Hochland im Inneren von Madagaskar, dessen Höhe durchschnittlich 1500 Meter beträgt, bei der Hovastadt Antananarivo jedoch bis zu 2000 Meter ansteigt, ist von einem ebenen Küstenland umschlossen. Längs der Küste dehnt sich mit Ausnahme des Südwestens eine bis 100 Kilometer breite sumpfige Zone aus, dann erhebt sich der Boden, im Westen allmählich, im Osten mauerartig, um eine weite, baumlose und grasreiche Hochebene zu bilden. In Stufen erhebt sich das Gebirge; die Wasserläufe sind auf der Ostseite reißend und bilden häufig Wasserfälle; auf der Westseite erlangen die Ströme eine größere Längenentwicklung.

Tamatave mit rund 20,000 Einwohnern ist die einzige wirkliche Hafenstadt. Die zentrale Region ist, nach dem Ausdruck Kellers, ein Chaos von Bergen

und Tälern, dem Bilde eines bewegten Meeres nicht unähnlich. Der Boden ist auf weiten Strecken mit einem glänzend roten Ton bedeckt, aus dem Granit- und Basaltfelsen emporragen, einzelne grüne Ebenen weisen



Friseur einer Urwaldbewohnerin.

auch fruchtbare schwarze Alluvialerde auf. Die langen wellenförmigen Hügel sind nur mit grobem Gras bewachsen, das gegen das Ende der sieben Monate währenden regenlosen Zeit braun und trocken wird. Aber die Talsenkungen prangen oft in üppiger tropischer Vegetation, und überall, wo die Gegend bewohnt ist, grüßt das glänzende Grün der Reisfelder.

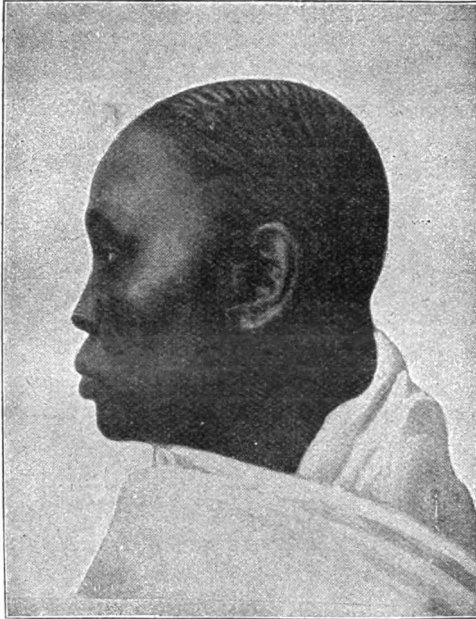
Es ist nun von dem französischen Reisenden Leblond,

welcher der auffallenden und sehr verschiedenartigen Haartracht der madegassischen Frauen besondere Beachtung schenkte, die Ansicht aufgestellt worden, daß jede dieser Trachten ihre besondere Form unter dem Einfluß der besonderen Vegetationsverhältnisse ausgebildet habe, welche die Heimat des betreffenden Volksstammes auszeichnet.

Wir müssen, bevor wir darauf eingehen, die Vegetationsverhältnisse der Insel also etwas schildern. Die günstigsten finden sich an den Flußläufen des Ostens. Die Küstenflora hat zunächst einen tropisch kosmopolitischen Charakter. Kokospalmen, Kasuarinen, Schraubenpalmen, Melonenbäume, Mangobäume, Jackbäume und Guayaven umgeben die Ansiedlungen. Die Rafiapalme bildet ganze Wälder. Sie ist für die Eingeborenen von größtem Wert: die zähen Blattrippen dienen zum Hüttenbau, die abgeschnittenen, über meterlangen Fiedern liefern das Material zu den dauerhaften Palmzeugen, das Rafiastroh dient zum Ausfüllen der Kopfkissen, das Fruchtfleisch der Nüsse würzt den Reis und soll gegen Fieber schützen, das ausgeschnittene Herz von orangegelber Farbe findet als schmackhaftes Gemüse Verwendung. Nähert man sich der Bergregion, so treten allerlei Bambusarten erst vereinzelt, dann immer zahlreicher auf. Diese Riesengräser mit 6 bis 7 Meter hohen Halmen werden im Haushalt der Bewohner zu mannigfachen Zwecken verwendet. Aus den Zweigen flechten die Knaben Kämme und Körbe zum Geflügeltransport; die gelben Stangen werden zu Wasserbehältern, Fetttöpfen, Trinkbechern und Tabaksdosen verarbeitet, dienen zum Warentransport, zu Balken beim Hüttenbau, sowie zur Einfriedigung des Hofraumes, zur Herstellung der Schutzwehren an Wasserplätzen u. s. w. Aus Bambus

wird schließlich die originelle Gitarre, die Balika, gefertigt.

Auf den Terrassen des Gebirgs erreicht man dann den Gürtel des Urwalds. Das ist Wald in der höchsten



Hovafrau auf dem Lande.

Potenz, schreibt Keller. In dem Kampfe um Raum, Licht und Luft drängt alles in die Höhe, die riesigen Stämme, die aus kostbarem Palisanderholz, Ebenholz, Rosenholz u. s. w. bestehen, entfalten ihre Kronen erst bei 20 bis 30 Meter über dem Boden und erzeugen dort eine wirre Masse von Blättern und Zweigen, die keinen Sonnenstrahl ins Innere gelangen läßt, so daß im

Wald ein geheimnisvolles Dämmerlicht herrscht. Das Unterholz ist spärlich, so daß man leiblich bequem zwischen den Riesenpfeilern durchkommt, an welchen sich zahllose Lianen emporschlingen.

Ganz anders wird der Vegetationscharakter, wenn man den Waldgürtel überschritten hat und das Hochland im Inneren betritt. Wohl findet man dort noch in einzelnen der vielen Täler eine üppige Tropenvegetation, aber im ganzen ist das Innere baumlos. Grasland überwiegt hier, daher der Reichtum an Rinderherden in einzelnen Gegenden wegen der ausgedehnten Weideflächen sehr groß wird. Schilf und Binsen wachsen an gut bewässerten Stellen in großer Uppigkeit. Die Halme der Gräser und Binsen finden in Zentralmadagaskar eine ausgiebige technische Verwendung, indem dauerhafte Matten daraus geflochten werden. Wo das Land gut bebaut ist, wie bei Hova und Betzileo, da bilden die wogenden, oft unabsehbaren Reisfelder ein hervorstechendes Element der Vegetation.

Der Westabhang der Insel nimmt vorwiegend den Charakter einer Strauchsteppe an, die im Süden sehr armelig wird und nur im Menabe, dem besten Teil des Sakalavenlandes, schöne Weideflächen aufweist.

Leblond hat nun herausgefunden, daß die verschiedensten Charakterpflanzen der Regionen den dort heimischen Eingeborenen die Motive für die bei den Frauen von alters her übliche Frisur geboten haben.

Eine sorgfältige Frisur in ganz bestimmter Form ist bei allen madagassischen Frauen herkömmlich. Wenn auch in den Städten und bei einigen der die Küsten bewohnenden Stämmen eine Vorliebe für den Gold- und Silberschmuck sich eingebürgert hat, den die Händler aus Indien und aus Europa auf die Insel

brachten, so läßt sich auch heute noch im allgemeinen sagen: die Frisur des Haars ist der einzige Schmuck der echten Madegassin. Sie trägt weder Schuhe noch einen Hut, weder Fächer noch Sonnenschirm. Die mit Band umwundenen, über die Stirn hängenden Haarflechten und Haarpuffen dienen ihr als Hut und Schirm. Außer dem Tanz und etwas Gesang und Musik ist



Howafrau mit herabhängenden Flechten.

für sie die Frisur das einzige künstliche Mittel, das Wohlgefallen des Mannes zu erregen. Die Frisur ist in so hohem Grade für diese Wirkung bestimmt, daß nach dem Tode des Gatten jede Frau sofort das Flechtwerk auflösen und die Haare in wilder Unordnung zum Zeichen der Trauer tragen muß. Im Laufe der Zeiten hat fast bei jedem Stamm die Frisur einen so umständlichen und bestimmten Charakter angenommen, daß ihre Herstellung viel Zeit und Mühe wie auch Geschicklichkeit erfordert. Sie ist auch stets auf längere Dauer berechnet.

Die Herstellung einer neuen Frisur ist denn auch ein Familienergebnis. In jedem Dorf, das der Fremde nach der Landung passiert, kann er Zeuge des feierlichen Vorgangs werden. Auf einer Matte vor der Hütte sitzt die Infulanerin, ihre Hände auf die erhobenen Kniee gestützt, während eine andere ihr das aufgelöste üppige, rabenschwarze Haar mit einem hölzernen Kamme bearbeitet. Die Kleidung besteht meist nur aus einem weißen Schurz. Im weiten Kreise wohnen Nachbarinnen und Freundinnen dem Vorgang bei. Bei den Bara, die im Süden des zentralen Hochlands wohnen und zu den Negerstämmen gehören, bedient man sich bei der Frisur nicht nur einer Art Pomade aus Fett, sondern einer Mischung aus Wachs und Kalk, um die Haarflechten zusammenzukleben. Nach den Beobachtungen Leblonds gibt es bei jedem besonderen Stamm des madegassischen Völkergemischs eine besondere Frisur. Das, was den Reisenden darüber vergewissert, daß er von einem Stamm die Grenze zu einem anderen überschritten hat, ist stets die neue Art der Haartracht, die er auf den Köpfen der ihm bezeugenden Frauen entdeckt.

Die fruchtbaren Landstriche an der Ostküste bewohnen die Betsimisaraka, ein Negervolk von auffallend heller Hautfarbe. Die krause Behaarung, die vortretenden Backenknochen, die platte, häufig eingedrückte Nase, die Ausdünnung der Haut weisen unzweideutig zurück auf die afrikanische Herkunft. Die Frauen dieser sepiabraunen Negerstämme, die meist in Gainen von Kokos- und Rasiapalmen wohnen, tragen ihr starkes, krauses Haar auf viereckige Felder geteilt und in Knoten gewickelt. Auf dem Oberkopf sitzen vier, auf dem Hinterkopf sechs bis acht Knoten. Diese Knoten sind kugelförmig aufgebaut, und rechts und links über



der Stirn hängen zwei solche apfelrunde Haarpuffen bis über die Augenbrauen herab (vgl. das Bild Seite 177). Leblond ist der Meinung, daß die zahlreichen runden Früchte an den Palmen, Melonenbäumen u. s. w.,



Friseur der Betfleofrauen.

welche die köstliche Ernte dieser Leute sind, zu Vorbildern ihrer Frauenfrisur gedient haben.

In der That wird diese Annahme durch die Wahrnehmung bestätigt, daß mit dem Aufhören der Palmenzone und dem Betreten des Urwaldgürtels der Insel auch jene Frisur aufhört. Die im Urwald hausenden Bazanozano, ein Holzhauer- und Köhlervolk, bewundern an ihren Frauen eine Frisur, die wie eine Haube den

Kopf bedeckt; sie besteht aus feingeflochtenen Haarsträhnen, die schneckenförmig zu Scheiben zusammengerollt sind (vgl. die Abbildung auf Seite 181). Leblond findet das Motiv zu dieser Haartracht in den sich stets zusammenringelnden Zweigen der Lianen.

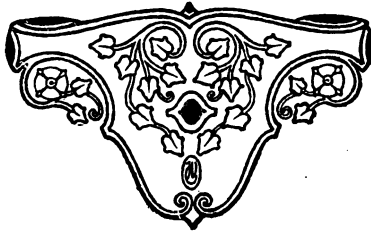


Hovafrau in Antananarivo.

Steigt man auf die Höhe des Gebirgs und gelangt an die Ufer des großen Maotrasees, in dessen feuchter Atmosphäre bereits malaiische Hovastämme wohnen, so begegnet man Frauen, die ihre ähnlich geflochtenen schmalen Haarsträhnen wie Pfropfenzieher straff herabhängen lassen. Diese Strähnen erinnern an die Blütenrispen der großen Rohrbinsen, die am Rande des Sees

aus dem stillen Wasser emporragen. Andere Hovafrauen flechten ihr Haar ganz ähnlich, wie das Schilfrohr zum Ausschmuck der Wände in den Wohnräumen von den Männern geflochten wird (siehe das Bild Seite 183).

Auch bei den Betfileo, einer malaiischen Völkerschaft im Süden der Provinz Smerina, bei der Viehzucht und Reisbau ganz besonders in Blüte stehen, läßt sich ein Zusammenhang zwischen der dort geübten Korbflechterei und der Frauenfrisur (siehe das Bild Seite 187) entdecken. Der gediegene saubere Charakter dieser Frisur entspricht übrigens auch dem ganzen Wesen der Betfileo. Die Anlage ihrer Reiskultur weist die gleiche akkurate Sauberkeit auf. Das Familienleben der Betfileo wird von allen, die Madagaskar bereisten, ganz besonders gerühmt.





# Die Blumentreue der Insekten.

Don Dr. Fr. Parkner.

Mit 6 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Es ist bekannt, wie eng und vielfältig die Wechselbeziehungen zwischen den Blüten und Insekten sind. Die Blüten bieten den sie besuchenden Insekten ihren Honig und Pollenstaub als Nahrung dar, sie dienen ihnen als Herbergen in der Nacht und zuweilen auch am Tage, und sie geben die Wiegen und Kinderstuben für die abgelegten Eier und austriechnenden Larven ab, während umgekehrt die Insekten durch die Übertragung des Pollenstaubes von einer Blüte auf die andere für die Pflanzen die wichtige Aufgabe erfüllen, die Befruchtung und Samenbildung herbeizuführen.

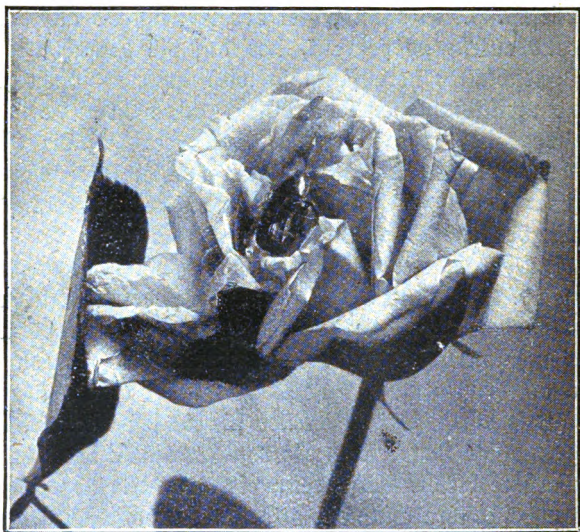
Viele Blüten und Blumen erweisen diese Dienste einer bunten Reihe von Insekten, mögen sie nun zu den Schmetterlingen, Fliegen, Bienen oder Käfern gehören. Eine ganze Anzahl aber ist wählerischer. Sie nehmen nicht beliebige Gäste an, sondern sie öffnen ihre Pforte nur bestimmten Besuchern, und auf der anderen Seite kehren gewisse Insekten nicht unterschiedslos bei dieser oder jener Blume ein, sondern sie statten nur jenen Blumen einen Besuch ab, welchen sie durch ihre Körperbeschaffenheit und Lebensweise genau angepaßt sind. Wegen dieser gegenseitigen Bevorzugung von bestimmten Blumen und Insekten spricht man denn auch mit Recht von einer „Blumentreue“ der Insekten.

So sind die Rosenkäfer erklärte Verehrer nicht nur der Rosen, sondern vor allem auch der schönen Magnolien. Kaum hat sich eine Blüte der letzteren geöffnet, so stellen sich auch schon die Rosenkäfer ein, indem sie in die Blütenhöhle eindringen und den süßen Honigsaft, der zwischen den Narben hervorquillt, schlürfen. Wird dann später der Pollenstaub aus den Staubbeuteln ausgestreut, der auf die benachbarten Blumenblätter herabfällt, so wird auch er ihnen zu einem willkommenen Leckerbissen. So bleiben sie unentwegt in der freundlichen Herberge, die für die Zehrung keinen Pfennig Zahlung verlangt, tagelang sitzen. Selbst der funkelnde Sonnenschein verlockt sie nicht, das freigebige Gasthaus zu verlassen.

In der Nacht aber haben sie dazu noch weniger Ursache. Denn mit dem Anbruch des Abends schließen sich die oberen Blumenblätter zusammen, und da in diesem Blumengehäuse eine Temperatur herrscht, welche die der Außenluft um sechs und mehr Grade übersteigt, so bilden jetzt die Blüten für die seßhaften Gäste eine mollige Lagerstätte, die von der Kühle der Nacht unberührt bleibt. Erst wenn die Magnolie abgeblüht ist, und sich ihre Blumenblätter langsam ablösen, wandern ihre bisherigen Logiergäste aus, aber nur, um in einer sich neu entfaltenden Blüte dasselbe Treiben von vorn zu beginnen.

In ähnlicher Weise tun sich die Rosenkäfer an den Rosen gütlich. Auf ihre Zugehörigkeit zu diesen Königinnen der Blumenwelt deutet ja schon ihr Name hin. Die Rosen bringen keinen Honigsaft hervor, dafür aber desto größere Mengen von Pollenstaub. Er ist es auch, der die gefräßigen Gesellen anlockt. In wilder Eile stürzen sie sich in das Herz der Rosen, um hier den Pollen der dicht gedrängt stehenden Staubbeutel ab-

zuweiden, und es dauert geraume Zeit, bis sie gesättigt sind. Ein Schaden entsteht den Rosen durch die Beraubung ihres Pollenstaubes nicht, denn, wie schon erwähnt, erzeugen sie davon eine so große Masse, daß sie eine beträchtliche Portion zur Ernährung ihrer



Rosenkäfer im Herzen der Rose.

Gäste abgeben können. Im Gegenteil, sie ziehen aus dem Besuch noch Nutzen. Denn die Käfer bestäuben sich derartig mit dem Pollen, daß sie geradezu gelb gepudert erscheinen und daher mehr als genug Pollenstaub mit sich davontragen, um, wenn sie zu einer anderen Rose fortfliegen, die Narbe derselben mit den sich ablösenden Stäubchen befruchten zu können.

Eine stattliche Reihe von Blüten trägt höchst sinnreich konstruierte Vorrichtungen, die den ihren Zwecken

nützlichen Vertretern des großen Insektenreiches den Zutritt zum Blütengrund erleichtern, zugleich aber auch den unerwünschten Besuchern die Einfuhr unmöglich machen. Derartige Einrichtungen kommen den Hummeln

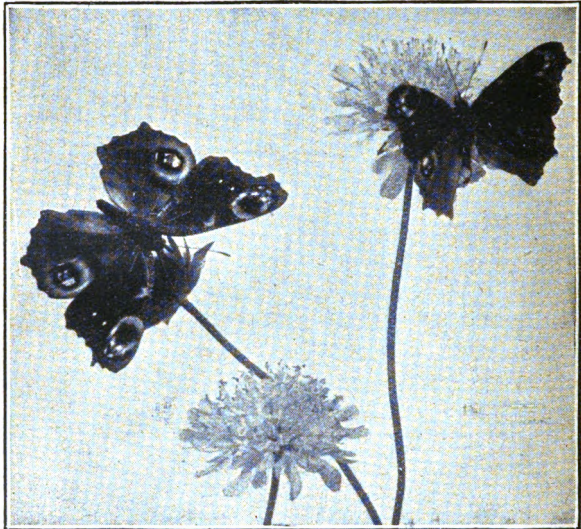


Hummel, die Löwenmaulblüten besucht.

sehr zu statten bei der Pantoffelblume und beim Löwenmaul. Sie sind, kann man sagen, für sie eigens geschaffen. Wie bekannt, besteht die Pantoffelblume im wesentlichen aus einer Oberlippe und einer pantoffelförmig ausgehöhlten Unterlippe. Die anfliegende Hummel setzt sich nun auf den Rücken der Unterlippe und drängt gleichzeitig etwas gegen die Oberlippe. Durch das Gewicht der verhältnismäßig schweren

Hummel wird die Unterlippe herabgedrückt, durch das Anstemmen dagegen die Oberlippe emporgehoben. So öffnet sich die Pantoffelblume wie ein Rachen.

Dieser Rachen aber birgt für die Hummel ein leckeres Mahl. Denn durch die Auseinanderdrängung



Pfauenauge auf den Blüten des Abbiskrautes.

der beiden Lippen wird der Hummel ein im Hintergrunde der Unterlippe befindliches Tellerchen, das mit Honig gefüllt ist, zugänglich, das sie behaglich leeren kann. Hat die Hummel den Honig geschlürft und fliegt sie auf, so klappen die Lippen wieder zusammen, und das Tellerchen ruht wieder in seinem Schubfach, wo es allmählich von neuem mit Honig gefüllt wird. Während der Schleckerei beladet sich die Hummel mit Pollenstaub.



Verwandt damit ist die Anlockungseinrichtung bei dem Löwenmaul. Die Unterlippe desselben ist mit zwei auffallenden Höckern versehen, die den Hummeln als bequemer Anflugplatz dienen. Sowie sich die



Windlingschwärmer eine Geißblattblüte umschwebend.

Hummel auf diesen Höckern niederläßt, bewegt sich die Unterlippe mittels zweier scharnierartigen Gelenke an den Seiten abwärts, und die Besucherin kann nun in das geöffnete Maul hinabtauchen, um von dem dort verborgenen Honig zu naschen.

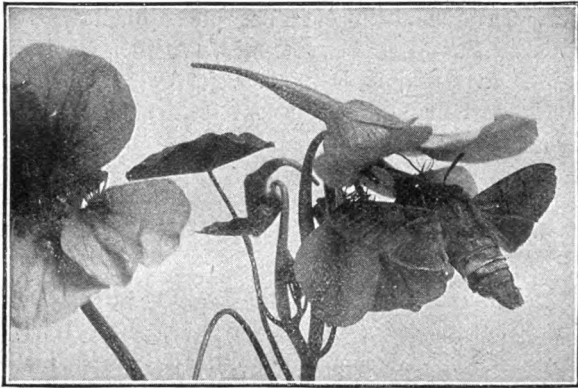
Ein Busenfreund des Abbißkrautes, das mit seinen anmutigen, knopfförmigen Blüten von zartlila Färbung

zahlreich auf unseren Wiesen wächst, ist das Pfauenauge. Das Abbiskraut ist ein Korbbblütler, das heißt, seine Blume trägt wie in einem Korb viele feine, röhrenförmige Blütchen zu einem Büschel vereinigt. Ein jedes dieser Röhrenblütchen enthält ein winziges Honigtröpfchen, das von dem Pfauenauge mit dem Küßel herausgeholt wird. Schwere Insekten, die sich auf dem Blütchenkorb niedersetzen, würden die feinen Blütenröhren niederdrücken oder umbiegen. Das leichtbeischwingte Pfauenauge aber schwebt halb über den Blütenköpfchen, wenn es ihnen einen Besuch abstattet, oder setzt sich doch nur vorsichtig auf den Rand, so daß sich ihm die Blütchen des Mittelfeldes ungehindert darbieten. In diesem Fall streichen sie ihren Blütenstaub an den haarigen Leib des Falters ab. Aus demselben Grunde ist das Pfauenauge auch ein bevorzugter Gast der Melken.

Merkwürdig ist die Übereinstimmung zwischen der Zeit des Duftens der Blumen und der Flugzeit der ihnen willkommenen Insekten. Der Klee sendet seinen nach Honig riechenden Duft nur in den sonnigen Stunden aus, wenn die Bienen schwärmen. Sinkt die Dämmerung herab, und fliegen die Bienen nicht mehr aus, so stellt er auch sein Duften ein, als wüßte er, daß jetzt keine ihm werthen Besucher mehr zu erwarten seien. Umgekehrt duften von Dämmerungsschwärmern und Nachtschmetterlingen besuchte Blüten gerade dann, wenn diese Insekten ihren Flug unternehmen. So duften die Blüten des Geißblattes am Tage so gut wie gar nicht. Gegen Abend aber lassen sie ihren hyazinthenähnlichen Duft ausströmen und fahren damit bis zur Mitternacht fort.

In dieser Zeit fliegt nun auch der Windlingschwärmer aus, der bei den Geißblattblüten mit besonderer

Vorliebe einkehrt. Man könnte sogar behaupten, daß der Duft der Geißblattblüten einzig und allein auf die Schwärmer abgestimmt ist. Weder die Tagsschmetterlinge, soweit sie sich in den Abendstunden umhertummeln, noch die Käfer werden durch den Geißblattduft angelockt, weil sie ihn nicht wahrnehmen oder weil er ihnen nicht angenehm ist. Dagegen folgen ihm die



Das Tauber Schwänzchen saugt den Honig der Kapuzinerkrebse aus.

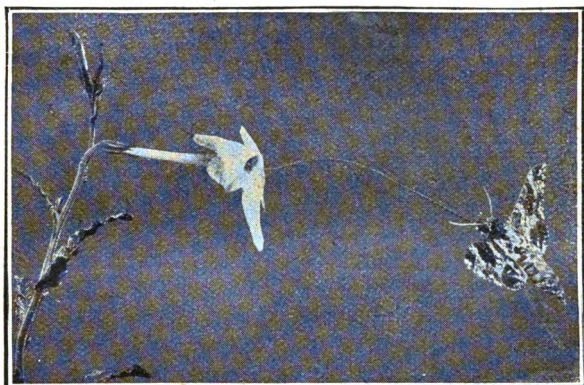
Schwärmer aus ziemlich weiten Entfernungen her. Es ist durch Versuche festgestellt, daß Windlingschwärmer, deren Fühler auch den Sitz für das Riechorgan abgeben, auf mehr als 50 Meter Entfernung den Duft der Geißblattblüten wahrnehmen, indem sie direkt auf diese zusteuern.

Aber die Geißblattblüten kommen ihren Besuchern noch in anderer Weise entgegen. Solange die Blütenknospen geschlossen sind, stehen sie an ihren Stielen aufrecht und wenden das spitze Ende dem Himmel zu. Beginnt indessen die Blütenknospe aufzuspringen, dann

krümmen sich die Stiele so weit herab, daß die geöffnete Blüte seitlich gerichtet ist. In dieser Stellung können sich ihnen die Schwärmer gut nähern. Die Schwärmer und ferner die Schwebefliegen und kleinen Eulenschmetterlinge kriechen bei der Honigsuche nicht in die Blüten hinein, sondern sie verharren vor ihnen schwebend, während sie mit den aufgerollten langen Zungen den Honig aussaugen. Damit sie aber dieses recht bequem vermögen, schlägt sich bei der sich öffnenden Geißblattblüte der Zipfel des Saumes, der noch die Knospe verschließt, zurück. Er hindert jetzt die Schwärmer nicht mehr, den Rüssel in den Blütengrund hineinzustecken. Da die Windlingschwärmer, wie erwähnt, ihr Mahl schwebend einnehmen, so besitzen die Geißblattblüten und ebenso diejenigen anderen Blüten, für welche nur der Besuch schwebender Gäste zweckdienlich ist, auch keine Vorrichtungen, die als Anflugplätze benützt werden können. Daraus aber erwächst ihnen zugleich der Vorteil, daß allen jenen Insekten, die sich bei der Nahrungssuche auf den Blüten niederlassen müssen, der Zutritt zu ihren Honigstellen verschlossen ist. Auf diese Weise werden also unberufene Gäste sehr wirksam ferngehalten.

Ein anderer hübscher Schwärmer ist das Laubenschwänzchen. Am Tage sitzt er ruhig an schattigen, versteckten Plätzchen und verbringt die Stunden schlafend in seinem Schlupfwinkel. Sobald aber die Abenddämmerung beginnt, wird er um so lebendiger. Brummend und summend fliegt er umher und stürzt sich dann pfeilschnell auf die ihm zusagenden Blüten. Solche von ihm bevorzugten Blüten streckt ihm die Kapuzinerkresse entgegen. Die Blüten der Kapuzinerkresse scheiden ihren Honig an den Kelchblättern aus. Ihr Kelch ist aber so eingerichtet, daß sich die obere

Hälfte nach rückwärts in eine lange, kapuzenähnliche Ausladung fortsetzt. In dem untersten, verengten Abschnitt dieser Ausladung wird nun der Honig ausgeschieden. Nur einem Insekt mit einem langen Rüssel ist er zugänglich. Über diesen aber verfügt das Taubenschwänzchen. Während es zitternd vor der Blüte schwebt, rollt es denselben auf und taucht ihn tief



Eine Eule naht sich dem weißblühenden Tabak.

zu dem süßen Saft hinein. So fährt es blitzschnell von Blüte zu Blüte, um dann, wenn es den einen Blütenbusch abgesehen hat, schnurstracks zum nächsten zu eilen.

Ebenfalls mit langen Rüsseln sind die mottenähnlichen kleinen „Eulen“ ausgestattet. Ihre Ausflugzeit fällt in die Nacht. Auf ihrem Weg zu den Blüten leitet sie der Duft, dann aber auch die Farbe. Eine Tabakart, die weiße, wohlriechende Blüten trägt, ist der Liebling einer kleinen Eule, die der *Psiloneule* ähnelt. Zwischen acht und neun Uhr Abends, wenn sich die kleine Eule zum Ausflug anschickt, beginnt die Blüte zu duften, und zugleich leuchtet ihr weißer Saum in der Dunkelheit

so hell auf, daß er schon von weitem sichtbar wird. Bald schwebt die kleine Gule vor der Tabakblüte. Die Blumenblätter sitzen auf einer langen, engen Röhre, an deren Ende ein Honigtröpfchen ruht. Die Staubbeutel der Blüte aber liegen ziemlich weit vorn. Führt nun die Gule ihren Rüssel tief in die enge Röhre ein, um zu dem Honig zu gelangen, so bestäubt sich dieser mit dem Pollenstaub der Staubgefäße. Die kleine Gule flattert alsbald weiter, und wenn sie nun abermals ihren Rüssel in eine Tabakblüte hineinsteckt, so befruchtet sie mit dem anhaftenden Pollenstaub die Narbe dieser Blüte.

Wenn die Insekten allmählich verschwänden, so würden auch die Pflanzen langsam aussterben, deren Blüten auf eine Befruchtung durch Vermittlung der Insekten angewiesen sind. Pflanzen, die von verschiedenartigen Insekten, Bienen, Fliegen, Faltern und Käfern, gemeinsam besucht werden, würden dem Aussterbeprozess längere Zeit widerstehen können, da ja, wenn diese oder jene Insektenart bereits zu Grunde gegangen wäre, ihnen die anderen, noch überlebenden Ersatz böten. Sehr schnell aber würden jene Pflanzen von der Erde verschwinden, bei welchen man von einer Blumentreue der Insekten spricht. Man könnte dann hier mit Recht sagen, daß sich beide, Blumen und Insekten, selbst bis in den Tod treu waren.





## Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

**Die Hausaufgabe.** — „Georg!“

„Was gibt es denn, meine Liebe?“ fragte der Oberregierungsrat Merkel.

„Möchtest du nicht versuchen,“ sagte die eintretende Gattin, „ob du Ottos Aufgabe zu stande bringst? Ich hab' es schon mehrere Male probiert, doch es will mir nicht gelingen.“

Der Hausherr legte die Zeitung auf den Tisch und schaffte auf dem Tische Platz. Ein besonderes Vergnügen schien ihm die Sache nicht zu machen. Seine Frau brachte ein an unsauberen Fingerspuren reiches Lehrbuch der Arithmetik, ferner ein Heft, in dem die meisten Blätter das zeichnerische Talent des Jungen bekundeten, und einen schlecht gespitzten Bleistift zum Vorschein. Der kleine Otto folgte seiner Mutter mit einem unerschütterlichen Vertrauen in die bewährte Findigkeit seines Vaters, die rätselhaftesten Dinge rasch aufzulösen.

Das Familienhaupt las zunächst die Aufgabe laut vor: „Wenn ein Löwe eine Kuh in vier Stunden, ein Bär die gleiche Kuh in sechs Stunden auffressen kann, ein Wolf zu derselben Mahlzeit acht, eine Hyäne aber elf Stunden braucht, wieviel Zeit benötigt die Hyäne zur Verpeisung des übrigbleibenden Teiles der Kuh, wenn an dieser vorher der Löwe zwei Stunden, der Bär eine Stunde und dreißig Minuten und der Wolf zwei Stunden gefressen haben?“

„Nun, gar so schwer ist diese Rechnung nicht! Das werden wir gleich haben!“ meinte der Vater. „Aber es ist immerhin eine merkwürdige Aufgabe. Ein Löwe kann eine Kuh doch nicht in vier Stunden auffressen! Eine Kuh bietet dem Löwen Nahrung für eine ganze Woche. Wie kann man nur einen solchen Unfinn den Kindern mittels einer Aufgabe lehren! Und dann — ob jemals

ein anderes Tier sich an den Löwen herantrauen wird, wenn er beim Speisen ist? Seht ihr denn nicht, was das für eine komische Aufgabe ist?"

„Es scheint wohl so,“ pflichtete die Gattin bei, „doch es ist ja nur ein Beispiel!“

„Natürlich ist's nur ein Rechenexempel,“ sagte der Oberregierungsrat, indem er den Bleistift spitzte und den Graphitstaub von den Fingern blies. „Doch warum gibt man den Kindern nicht Aufgaben, die einen Sinn haben? Als ich in die Schule ging, da hatten wir auszurechnen, wieviel Ziegel eine Mauer von bestimmter Größe enthält, was eine Tonne Tabak kostet, wenn der Preis eines Kilogramms so und so viel beträgt, und andere praktische Dinge. Wir hatten aber nie Aufgaben über eine ganze Menagerie kuhfleischfressender Tiere.“

„Ich habe zuerst die Größe der Kuh festzustellen versucht,“ sagte die Mutter, „um einen Begriff zu kriegen, wieviel der Löwe in zwei Stunden fressen könne; aber ich sehe schon, die Mathematik ist nicht meine starke Seite.“

„Die Größe der Kuh hat in diesem Falle gar nichts zu bedeuten,“ entgegnete der Gatte im Bewußtsein seiner höheren Weisheit. „Das ist eine gegebene Größe.“

„In der Tat!“ sagte sie und bewunderte die Ruhe und Geläufigkeit seiner Sprache. „Aber du wirst doch zugeben, daß nicht alle Kühe von der gleichen Größe sind. Und ein Löwe mag eine kleine Kuh in vier Stunden verspeisen, doch er wird dies nicht zuwege bringen, wenn er eine doppelt so große vor sich hat. Das ist es hauptsächlich, was mir Kopfschmerzen macht.“

„Liebes Kind, die Größe der Kuh spielt in dieser Aufgabe gar keine Rolle,“ wiederholte der Vater energisch und warf dabei einige Ziffern auf das Papier hin. „Es ist doch genau gesagt, daß ein Löwe die Kuh in vier Stunden fressen könne; das steht fest, und der Umfang der Beute macht hier keinen Unterschied, ebensowenig als ihre Farbe. Begreifst du denn das nicht?“

„Ja — und vielleicht war dies der Grund, warum ich die Aufgabe nicht lösen konnte,“ meinte sie nachdenklich.

„Wenn du eine kleine Minute Zeit hast,“ setzte der Gatte seine Belehrung fort, „will ich dir die Sache erklären. Also, da ist eine



Ruh" — er legte dabei den Bleistift auf den Tisch, während Otto mit Interesse zuhörte und erwartete, der Ernst seines Vaters werde den Bleistift wirklich in eine Kuh verwandeln — „und hier ist ein Löwe.“ Ein Papiermesser sollte den König der Tiere darstellen. „Nun, wenn der Löwe die Kuh in vier Stunden aufzehren kann“ — er zeigte bei diesen Worten auf das Papiermesser und auf den Bleistift — „wird er in zwei Stunden einen bestimmten Teil dieser Beute verschlingen. Das verstehst du doch? Nun siehst du auch ein, daß die Größe der Kuh ganz gleichgültig ist — nicht wahr?“

„Ich glaube, jetzt fange ich an, die Sache zu verstehen,“ antwortete die Frau.

„So, nun gehen wir an die Arbeit!“ sagte er, von den Schwierigkeiten des Problems sichtlich erwärmt. „Zuerst wollen wir sechzig anschreiben und mit vier multiplizieren.“

„Warum willst du sechzig viermal nehmen?“ fragte sie. „Davon steht doch gar nichts in der Aufgabe!“

„Wir müssen doch die ganze Geschichte auf Minuten reduzieren, um die Grundlage der Rechnung zu erhalten!“

„Wie bringst du aber denn eine Kuh auf Minuten?“ rief Otto verwundert aus, da er in dem Plane des Vaters einen Fehler entdeckt zu haben glaubte.

„Otto,“ tabelte der Oberregierungsrat streng, „du würdest besser tun, ruhig zu sein und achtzugeben! Oder du wirst zu Bett gehen und dann morgen möglicherweise eine Strafe für das Nichtkönnen deiner Aufgabe kriegen! — Nun,“ setzte er ruhiger fort, „wenn wir die vier Stunden in Minuten verwandeln, erhalten wir 240, die wir als Basis unserer Rechnung niederschreiben. Da der Löwe die Kuh in 240 Minuten vertilgen kann, wird er in zwei Stunden oder 120 Minuten genau die Hälfte davon fressen, was wir gleichfalls niederschreiben müssen. Und jetzt kommen wir zu dem Bären.“

„Aber unser Lehrer hat es in Kopfe ausgerechnet,“ bemerkte Otto heftig, „und er hat keine Minuten genommen!“

„Das ist ganz nebensächlich, wie's dein Lehrer gerechnet hat!“ erwiderte der Vater majestätisch. „Die richtige Art der Lösung dieses Exempels ist, der Sache auf den Grund zu gehen, und das

ist nur mit Minuten möglich. Die Lehrer sind zwar sehr geschick, doch alles wissen sie auch nicht. — Nun, wir sind also beim Bären stehen geblieben, welcher die Kuh in sechs Stunden auffressen kann; daraus erhalten wir 360 Minuten. Nachdem der Löwe die eine Hälfte der Kuh verschlungen, bleibt die andere dem Bären übrig. Der Bär frisst eine Stunde und dreißig Minuten, das macht zusammen 90 Minuten. Um die ihm bleibende Hälfte aufzuzehren, würde er 180 Minuten brauchen; wir schreiben daher  $\frac{90}{180}$  an. Und nun zu dem Wolf!“

„Was bedeuten diese  $\frac{90}{180}$ ?“ fragte die Mutter. „Ich verstehe nicht, wie die uns helfen sollen!“

„Halte dich nicht bei Einzelheiten auf,“ meinte der Gatte, „sondern warte bis zum Schluffresultat. Warte — wo sind wir denn stehen geblieben? Richtig, wir waren eben daran, die Leistung des Wolfes festzustellen. Gut. Der Wolf kann also die Kuh in acht Stunden verspeisen, das sind 480 Minuten. Er beginnt den Schmaus, sobald der Bär damit aufgehört hat, und frisst zwei Stunden oder 120 Minuten. Daher schreiben wir  $\frac{120}{480}$  und gehen zur Hyäne über.“

„Jetzt mußt du aber doch schon wissen, wieviel der Hyäne von der Kuh bleibt — nicht wahr?“ fragte die von den Brüchen verwirrte Gattin.

„Du hast immer eine zu große Eile, ausgenommen den Fall, wenn du dich für einen Spaziergang ankleidest!“ bemerkte der Oberregierungsrat satirisch.

„Diesen Vorwurf könnte man mir nur bezüglich meiner Vereinerlichung machen!“ entgegnete die Frau schlagfertig.

Der Vater, über dessen Stirne ein Schitten flog, lenkte ein, er wollte das Geplänkel vor dem Jungen nicht fortsetzen und fuhr in der Ausarbeitung der Aufgabe fort: „Wo waren wir denn zuletzt? Richtig, bei der Hyäne. Nun, sie ist im Stande, die Kuh in elf Stunden zu fressen; das sind 660 Minuten. Sie frisst tatsächlich —“

„Aber für die Hyäne ist doch gar keine Freizeitsangelegenheit!“ warf die Frau ein. „Die Frage lautet vielmehr: Wieviel Zeit braucht die Hyäne zur Verteilung des Teiles, den die anderen Bestien übrig gelassen haben? Ich wußte im voraus, daß deine Brühe keinen Zweck haben können.“

„Unser Lehrer hat überhaupt nicht mit Minuten gerechnet,“ sprang Otto seiner Mutter bei. „Er sagte, es sei bloß eine Kopfrechnung. Probier es einmal mit dem Kopfe!“

„Wie ich eine Sache einmal angefangen habe,“ sagte der Vater mit einiger Wärme, „so will ich sie auch zu Ende führen. Und falls dies euch nicht paßt, dann könnt ihr es ja selber machen! Mir bereiten derlei Aufgaben wahrlich kein Vergnügen. Zudem habe ich eine anstrengende Tagesarbeit hinter mir und bin sehr müde. Dessenungeachtet will ich euch gerne den Gefallen tun, aber ihr dürft mir nicht immer dazwischen reden. Ich brauche eure Ratsschläge nicht. — Nun müssen wir zu dem Bären zurück.“ Er verfolgte hierauf die Ziffern, kam aber dabei nicht so weit, als er wollte. „Ich habe doch alles aufgeschrieben und kann es nun nicht finden. — Otto, hast du nicht den Zettel weggenommen, auf dem ich die Leistungen des Bären aufgeschrieben habe?“

„Ich glaube, du hast das gar nicht aufgeschrieben, Georg,“ bemerkte seine Frau sanft.

„Aber ganz gewiß hab' ich's getan!“ erklärte der Gatte heftig. „Und ganz genau noch — in Brüchen — was der Bär leistete, nachdem der Löwe fertig war.“

„Ich hab' den Zettel nicht gesehen,“ versicherte der Junge. „Übrigens war es gar nicht so gerechnet, wie unser Lehrer es machte. Der Lehrer —“

„Nata, wenn du deinen weisen Sprößling zu Bette bringen würdest, könnten wir wahrscheinlich eher zum Ziele kommen,“ ließ sich die strenge Stimme des Vaters vernehmen. „Ich kann bei einem solchen Geschwätz diese Aufgabe nicht lösen. — Otto, du gehst augenblicklich zu Bett! Bis morgen früh werde ich die Rechnung längst fertig haben und sie dir noch vor der Schule erklären. Es ist höchste Zeit für dich zum Schlafengehen — es ist neun Uhr.“

Otto machte sich, von seiner Mutter geschoben, auf den Weg. Doch ehe er die Türe schloß, meinte er noch einmal: „Der Lehrer hat's ganz anders gerechnet.“ —

„Ich würde an deiner Stelle die Sache gehen lassen,“ sagte die Frau bei ihrem Wiedererscheinen. „Du bist müde, und es muß doch nicht sein. Nimm lieber deine Zeitung wieder zur Hand.“

„Aber ich bin im Nu damit fertig, sobald ich nur die Ziffern des

Bären gefunden habe. Wir brauchen jetzt nur noch auszurechnen, wieviel nach dem Fressen der einzelnen Bestien übrig bleibt, bis die Hyäne an die Reihe kommt, und haben dann diesen Rest durch elf zu dividieren.“

„Aber plage dich doch nicht weiter!“ warf die Gattin ein. „Was liegt denn an der dummen Aufgabe?“

„Ich muß ans Ende kommen, und wenn ich die ganze Nacht daran arbeiten sollte!“ erklärte er entschlossen.

Und er schrieb wieder Ziffern nieder — Brüche und Gleichungen, Divisionen und Multiplikationen, Additionen und Subtraktionen. Schließlich nahm er sogar zur Logarithmentafel seine Zuflucht.

„Hast du endlich den Rest gefunden?“ fragte die Gattin schüchtern nach Ablauf einiger Zeit. „Es ist schon elf Uhr, Georg — laß uns doch jetzt schlafen gehen!“

„Du kannst ja gehen, wenn du willst,“ sagte er brummig, „ich gehe erst, bis diese vermaledeite Kuh bis auf das letzte Schwanzhaar aufgefressen ist. Ich werde doch schließlich diese vier elenden Bestien meistern. Das wäre denn doch zu dumm!“

Die Hausfrau zog sich zurück.

Eine Stunde nach Mitternacht wachte sie auf und sah ihren Mann auf der Kante seines Bettes sitzen.

„Nun, hast du die Aufgabe gelöst, Georg?“ fragte sie.

„Gewiß, mein Kind,“ antwortete er und zog dabei seinen Rock aus. „Sobald der unnötige Lärm aufgehört hatte und absolute Stille herrschte, war ich mir klar. Wenn einmal ein Löwe an einer Kuh frisst, wird er doch weder einen Bären, einen Wolf oder gar eine Hyäne heranlassen! Das ist eben wieder eines der dummen Exempel, mit denen man die Kinder zum besten hält und alle Welt verrückt macht!“

„Ja, sie geben ihnen viel zu schwere Aufgaben — ich hab' es ja immer gesagt,“ bekräftigte die mitfühlende Mutter die Worte ihres aufopfernden Gatten. —

Otto aber bekam am nächsten Morgen in der Schule eine Ohrfeige und zwei Stunden Arrest. Und als er laut aufheulend rief: „Die Aufgabe ist viel zu schwer, mein Vater hat die ganze Nacht daran gerechnet!“ wurde er auch noch von der ganzen Klasse, der Lehrer an der Spitze, ausgelacht.

A. E.

**Nächtliche Gesichte.** — Ein englisches Journal theilte einige seltsame Beispiele von nächtlichen Gesichten mit, die in Erfüllung gegangen sind.

Der entsetzliche Basarbrand in Paris wurde in einem Nachtgesicht von zwei Personen vorausgesehen; trotz dieser Warnung ging die eine derselben, eine Baronin v. M., selbst auf den Basar und fand dabei ihren Tod in den Flammen. Die andere, eine kranke Dame in Bouzières, durchlebte in der dem Unglück vorangehenden Nacht alle Schrecken des Brandes im Traum. Sie sah den ersten Ausbruch des Feuers, sah die vielen, prächtig gekleideten Damen, bemüht, einen Ausweg zu gewinnen, nach allen Richtungen dahinstürzen, sah, wie die Lohe sie ergriff, und schrie vor Entsetzen laut auf, so daß der Arzt und die Pflegerin, die bei ihr wachten, es hörten. „Sie lagen in einem großen Haufen auf der Schwelle übereinandergestürzt und brannten alle in lichter Lohe! Es regnete Feuer, große Funken fielen über sie herab, das Dach stürzte ein —“ so beschrieb sie in all ihren schrecklichen Einzelheiten die Auftritte, wie sie sich einige Stunden später in Paris in Wirklichkeit abspielten.

Ebenso seltsam ist die Geschichte, die über den Grafen Cibario, das Oberhaupt einer der ältesten und berühmtesten Familien Turins, berichtet wird. Livio, der Sohn des Grafen, befand sich auf einer Bergtour. Da er ein tüchtiger und erfahrener Bergsteiger war, hegte sein Vater nicht die geringste Unruhe seinetwegen. Eines Morgens erzählte er jedoch aufs höchste erschrocken, wie er des Nachts im Traum seinen Sohn blutend und zerschmettert in einem Abgrund habe liegen sehen und rufen hören: „Vater, ich bin abgestürzt und sterbe!“ Vergebens suchte die Familie den Vater zu trösten. Er war fest von seines Sohnes Tod überzeugt. Wirklich traf nach wenigen Tagen die Nachricht ein, daß Livios Leiche auf dem Grunde einer tiefen Gletscherspalte aufgefunden worden sei.

Bei einer in England viel Aufsehen erregenden Mordthat wurde der Mörder auf merkwürdige Weise entdeckt. Ein Gutbesitzer mit Namen Norway in Cornwall wurde eines Tages auf dem Wege zwischen Wadebridge und Bodmin ermordet aufgefunden. Große Erregung erfüllte die friedliche Gegend, und es wurde auf Ergreifung des Mörders eine hohe Belohnung ausgesetzt, aber alle Nachforschungen blieben erfolglos. Schon hatte man die Hoffnung, die

Sache aufzuklären, so gut wie aufgegeben, als Norways Bruder, der Seeoffizier war, nach England kam und folgende merkwürdige Geschichte erzählte: In derselben Nacht, als sein Bruder ermordet worden war, befand er sich mit seinem Fahrzeug in den westindischen Gewässern. Im Traum sah er seinen Bruder auf dem Weg nach Bodmin, als mit einem Male aus einem Versteck zwei Männer hervorprangen. Sie erschlugen ihn, beraubten ihn seines Geldes und seiner Wertsachen und verschwanden in einem Hause in Wadebridge, das er in seinem Traum deutlich sah. Zu diesem Hause führte er die Polizei, und hier fand und erkannte er die beiden Männer, die er den Mord hatte im Traum begehen sehen. Sie gestanden ihr Verbrechen auch ein.

Man weiß aber auch von Fällen zu sagen, wo ein Traum ein Menschenleben gerettet hat. Lord William Seymour erzählte folgendes: „Admiral Keppels Leben wurde, als er sich am Bomarsund aufhielt, durch einen Traum gerettet. Einer der Offiziere, Kapitän Brottesley, machte die Mitteilung, daß er im Traum eine russische Granate an einer bestimmten Stelle des Oberdeckes habe plagen sehen. Gerade dort aber stand das Zelt, in dem Keppel schlief. Wir verlegten das Zelt an einen anderen Platz, und richtig schlug am nächsten Morgen eine russische Granate gerade an der Stelle ein, wo das Zelt sich zuvor befunden hatte.“

L. C.

**Neue Erfindungen.** I. Polierbürste „Tuchspanner“.  
— Mit der Einführung der Schuhcreme, welche die bekannte

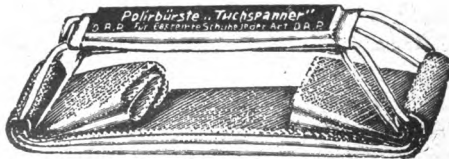


Fig. 1.

Schuhwische immer mehr verdrängt, hat sich auch das Bedürfnis eingestellt, einen vollwertigen Ersatz zu erhalten für die Schuhbürste, denn mit letzterer ist es nicht möglich, dem mit Schuhcreme behandelten Schuhzeug den nötigen Glanz zu geben, da hierzu sich Tuch

weit besser eignet. Eine derartige Vorrichtung, die einfach, praktisch und billig ist, bringt jetzt die Firma W. Uebel u. Co., Berlin S. 42, Brandenburgstraße 20, in den Handel. Die Polierbürste „Tuchspanner“ übertrifft sämtliche bisherigen ähnlichen Vorrichtungen, bei welchen, ohne Rücksicht auf die Eigenart der Bürste, das

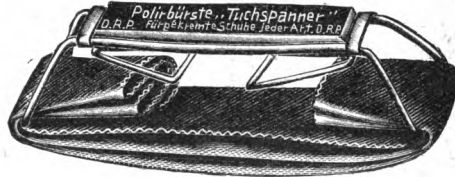


Fig. 2.

Tuch über den ganzen Handgriff gelegt ist, wodurch die oben beziehungsweise an der Außenseite des Griffes angeordneten Vorrichtungen zum Halten des Tuches beim Bürsten sehr hinderlich

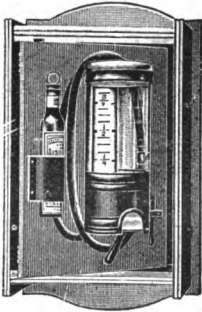
sind. Der „Tuchspanner“ beseitigt diese Mißstände in der Weise, daß die eigentlichen, die Stützen für das gespannte Tuch darstellenden Seitenwände des Bürstengerüstes derart offen sind, daß durch sie das Tuch mit seinen beiden Enden von außen nach innen gesteckt und über den stehengebliebenen Quersteg der Seitenwände unter den Holzgriff gezogen wird, damit sowohl die Tuchteilchen wie auch die Vorrichtung zum Festhalten derselben gedeckt liegen. Unsere Abbildungen erklären zur Genüge die neue Polierbürste, gespannt und fertig zum Gebrauch, im Gebrauch selbst und aus-



Fig. 3.

gespannt zum Reinigen oder Auswechseln des Tuches (Fig. 1—3). Die Handhabung ist leicht, und die Verwendbarkeit läßt nichts zu wünschen übrig, die Polierbürste arbeitet exakt und nach jeder Richtung hin einwandfrei.

II. Irrigatorschrank „Arcanum“. — Die heutige Zeit steht im Zeichen der Hygiene. Was nur irgend auf Pflege der Gesundheit sowohl im öffentlichen wie auch privaten Leben hinzielt, ist der allgemeinen Beachtung sicher. Aus diesem Grunde hat sich auch der Irrigator, den man früher nur beim Arzt, im Krankenhause und so weiter finden konnte, bei uns mehr und mehr eingebürgert, und heute ist er beinahe in jedem Haushalt in Gebrauch.



Irrigatorschrank  
„Arcanum“.

Nun aber drängt sich die Frage auf: Wo und wie sollen wir diesen nützlichen Apparat aufbewahren? Jedermann wird zugeben müssen, daß ein sichtbar an der Wand hängender Irrigator einen unästhetischen Anblick darbietet, und die Firma Joh. Friedr. Marx in Köln, Richard-Wagnerstraße 38, hat daher einen Schrank in Art der Hausapotheken konstruiert, dessen Türe sich um Mittelzapfen dreht und durch ein Schnappschloß festgehalten wird. Auf der Innenseite der Türe hängt der Irrigator, den Schlauch herumgelegt, daneben ist noch Raum für eine

Flasche Alsol und eine Hartgummi- oder Glaspriße. Drückt man seitlich auf die Tür, so springt sie auf, der Irrigator kommt zum Vorschein und hängt gebrauchsfertig da. Er kann gefüllt und gebraucht werden, ohne daß man ihn abzunehmen hat. Nach dem Gebrauch legt man den Schlauch um den Irrigator, drückt wieder seitlich auf die Tür, und der Apparat verschwindet.

**Eine Wasserprobe aus dem siebzehnten Jahrhundert.** — Es gibt hierüber ein merkwürdiges Protokoll, welches folgenden Wortlaut hat: Actum Haus Rotenburg am 26. Mai 1665. Im Beisein des Herrn Drostens, Amtmanns und sämtlicher Amtswögte.

Nachdem die gestern vorgeladenen drei Weiber und ihre Ehemänner, Söhne, Töchter und Bürgen sich freiwillig wieder eingestellt und ihr voriges Gesuch wegen des Wasserbades ganz eifrig wiederholt haben, auch davon gar nicht abzubringen gewesen sind, ist denselben solches verwilligt worden, jedoch von dem Gericht vorher nochmals vorgehalten worden, wenn nun eine oder die



andere unter ihnen würde oben schwimmen und nicht zu Grunde gehen, ob sie dann dafür hielten und bekennen wollten, daß sie Hexen und Zauberinnen wären, worauf sie alle einmütig mit „ja“ geantwortet, und wer oben treiben würde, welches aber keine Not hätte, weil sie Gottes Kinder wären, und nichts denn das liebe Vaterunser und von Gott wüßten, so würde die Obrigkeit wohl wissen, was mit derselben zu machen sei; sie hätten aber, daß sie mit ihren Verwandten selbst nach dem Wasser gehen und nicht durch die Amtsdienere hingeführt werden möchten.

Solches ist ihnen gestattet worden, und wie sie ans Wasser bei den Mühlen gekommen, sind sie von dem Nachrichten und seinen Leuten ins Schiff genommen und dreimal auf der Mühlenkuhlen pikentief ins Wasser geworfen, an den Striden, die sie um den Leib gehabt, um sie damit wieder zurück- und heraufzuholen. Die zwei ersten machten Hände und Füße kreuzweise, haben aber alle oben geschwommen wie die Gänse, so daß sie sich selber bei Kopf und Haaren gefasset in der Meinung, sich dadurch unter Wasser zu bringen, aber alles vergeblich. Zuletzt hat Dietrich Haszstedte auf seiner Frau Bitten gebeten, ihm zu vergönnen, von dem Krämer Valentin einen neuen Strid zu kaufen, daran sie noch einmal schwimmen möge. Dies wurde stabilirt, aber sie ist vor wie nach oben geschwommen, worauf den Amtsdienern anbefohlen worden, die drei Weiber aufs Haus zu bringen und einzusperrern.

Nachmittags sind die Weiber, eine nach der andern, gerichtlich wieder vorgefordert und ist ihnen vorgehalten worden, wie sie alle oben geschwommen und nicht einmal unter Wasser gewesen seien. Dieweil sie nun vorhin ihr eigenes Urtheil gesprochen, so würde jetzt auch jede ihre Schuld und Untat frei heraus bekennen, daß ihnen ihre Sünden von Herzen leid seien, und sich zu Gott bekehren.

Anna Haszstedtin will nichts zugestehen, sie sagt, daß sie ein Gotteskind wäre und keine Hexerei gelernt habe, wobei sie aber ganz wehmütig anzusehen gewesen und eiliche tiefe Seufzer gethan hat.

Die andern zwei: Tibke Berend von Bartelsdorf und Anna Radten von Wasserfese, haben desgleichen gezeugnet, daß sie von keiner Hexerei wüßten, sich ganz frech und betwegern angestellt;

sie sagten, Gott müßte es ihnen zu Leide getan haben, da sie nicht hätten zu Grunde gehen können. Weil für diesmal in Güte mehr nicht aus ihnen zu bringen gewesen, ist jede wieder in ihr Gefängnis gebracht worden.

Hernach sind erschienen Peter Hültemann, Johann Berend, Heinrich Heitmann und Kurt Radken, welche für die zwei Weiber Tibke Berend und Anna Radken sich verbürgt gehabt, worauf diese waren in Freiheit gesetzt worden. Sie wurden nun befragt, ob sie ihre Bürgschaft noch aufrecht erhalten und die beiden Weiber los und frei haben wollten. Aber alle weigerten sich dessen und gaben zur Antwort: die Weiber wären nun wieder in der Obrigkeit Händen, und sie hätten mit ihren Augen selbst gesehen, daß sie auf dem Wasser geschwommen, deshalb möchte die Obrigkeit nun mit ihnen verfahren, wie es das Recht leiden und bringen wollte.

Es ist darauf denselben angedeutet worden, daß sie zuvor die übernommenen Unkosten abstaten sollten.

Über die Anna Radken, Zauberei halber angeklagt, ist zuvörderst verhandelt worden. Der Hochgeborene Graf Herr Otto Wilhelm Königsmark, Graf zu Westerwick und Stagehalm, Herr zu Rotenburg und Neuhauß, hat zu Recht erkannt, daß genannte Anna Radken, indem dieselbe Gott und allen Heiligen abgesagt und hingegen dem leibhaftigen Teufel und allem seinem höllischen Wesen sich ergeben, mit demselben, in Vergessung ihres christlichen Glaubens, umgegangen und unmenschlicher Weise zugehalten, auch viele Menschen und vieles Vieh durch Zauberei und Gift vom Leben gebracht, ingleichen viele andere die Hexerei wieder gelehret, solches auch außer und bei der Tortur gestanden, auch nachher freiwillig dabei beharret: vermöge Kaiser Karls V. peinlichen Halsgerichts, ihr zur wohlverdienten Strafe, anderen aber zum Schrecken und abschaulichen Exempel, sie mit dem Feuer vom Leben zum Tode zu bringen sei. Alles von Rechts- und Amtswegen. Georg Christoph Wiether. C. L.

**Gerächte Krbc.** — Ein abgewiesener Freier rächte sich an der Ungetreuen in recht sonderbarer Weise. Er sandte ihr nämlich drei Zigarrenkisten voll lebender Maikäfer, auf denen der Vermerk „Vorsicht! Nicht quetschen!“ stand, so daß die Empfängerin glaubte, in den Kisten seien Blumen, und natürlich sehr erschrocken war, als

ihr beim Öffnen die Maitäfer um die Ohren flogen. Wenige Tage später erhielt sie Briefe, zwischen deren Seiten sich Ohrwürmer befanden. Zuletzt sandte er ihr eine Schachtel, die vollständig mit Regenwürmern gefüllt war, in deren Gesellschaft sich ein ungeheurer Frosch befand. Jetzt aber riß der jungen Dame die Geduld, und der abgedankte Bräutigam wurde vor den Richter geladen. Er konnte von Glück sagen, mit einer Geldstrafe davonzukommen, doch war er gezwungen, die Stadt zu verlassen, da alles mit Fingern auf ihn wies. —

Ein junger Kaufmann in einer kleinen Provinzstadt erhielt von seiner Braut nach einer Verlobung von zwei Jahren den Ring zurück, da sie ihm einen hübscheren, reicheren Bewerber vorzog.

Er schloß daraufhin seinen Laden und zeigte öffentlich an, daß er wegen des herzlosen Betragens seiner Braut in den Tod zu gehen beabsichtige. Er ließ sogar Karten drucken, die diese traurige Nachricht wiederholten und sandte diese an alle Bekannten und Kunden, um sie zu seinem Begräbniß an einem bestimmten Tage einzuladen.

Am dem bezeichneten Tage aber ließ er über seinem Laden ein Plakat befestigen, worin er mittheilte, er habe eingesehen, daß die Ursache seiner Leiden das Opfer nicht wert sei, er würde daher am nächsten Montag sein Geschäft wieder eröffnen.

Als nun an dem bewußten Montag der Laden wieder geöffnet wurde, stand eine große Menschenmenge draußen, die den Mann sehen wollte, der sich aus Liebesgram getödet und aus gesundem Verstande wieder auferstanden war. Ferner sah man, daß in den Ladenfenstern Briefe lagen, die sich bei genauerer Prüfung als solche herausstellten, die der Kaufmann von seiner verflorenen Braut erhalten hatte.

Viele Tage lang waren die Ladenfenster beständig von Neugierigen belagert, die mit großem Interesse die zärtlichen Botschaften lasen. Die Schreiberin wurde zum Gespött der ganzen Stadt, während der junge Kaufmann sich großen Zulauf erwartete. M. N.

**Aprilscherze.** — Der „New York Graphic“ veröffentlichte einst am 1. April eine Notiz, Edison, der berühmte Erfinder, habe eine Maschine erfunden zur Herstellung von Nahrungsmitteln aus Erde, Wein und Wasser. Die Ente wurde allgemein ernst genommen, und das Patentamt in New York wurde mit Anfragen überhäuft,

die alle Näheres über diese weltumwälzende Erfindung zu wissen beehrten, ja, die Zeitungen stimmten begeisterte Lobeshymnen zur Verherrlichung des erleuchteten Zeitalters, in dem wir leben, an. Im „Buffalo Commercial Advertiser“ erschien ein enthusiastischer Artikel, der folgendermaßen schloß: „Darum fasset Mut und seid dankbar, daß das Genie eines Edison heutzutage nicht mehr gelähmt und vernichtet werden kann.“

H. A. Lode, ein amerikanischer Journalist, veröffentlichte einen anderen Aprillscherz, womit er Tausende von Gläubigen hereinlegte. In der „New York Sun“ erschien eine Beschreibung eines wunderbaren Apparates, erfunden von einem englischen Astronomen, der das Teleskop bei weitem in den Schatten stelle, da man sogar kleinere Gegenstände auf dem Mond durch denselben genau beobachten könne. Mit seiner Hilfe, so schrieb er, könne man die Mondgebirge, dicht bewachsen mit Mohr, genau sehen; Felser, Bäume und Flüsse entschleierten ihre ganze Schönheit; Tiere könne man über die Oberfläche des Mondes laufen sehen, sehr ähnlich unseren Büffeln, während geflügelte Geschöpfe, anscheinend ein Mittel Ding zwischen Menschen und Orang-Utan, langsam durch die Luft schwebten und sich schließlich auf der weiten Mondebene niederließen.

Die Nachricht von dieser epochemachenden Entdeckung wurde überall mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen. Ein Blatt schrieb: „Eine neue Ära für die Himmelskunde und alle anderen Wissenschaften bricht an.“

Der hübsche Brauch der Aprillscherze ist schon sehr alt, und bei einer Gelegenheit rettete diese ehrwürdige Sitte sogar zwei Menschen das Leben. Als Herzog Karl von Lothringen und seine Frau im Gefängnis zu Nantes den über sie verhängten Tod erwarteten, beschlossen sie, am 1. April einen letzten Fluchtversuch zu unternehmen. „Bekleidet als Bauern,“ schreibt der Chronist, „der Herzog einen Mörkeltrog auf der Schulter, sie einen Korb mit Gemüse auf dem Rücken, passierten beide zu früher Stunde die Tore der Stadt. Ein Weib von ihrer Bedienung läuft zur Wache und macht sie darauf aufmerksam, daß das fürstliche Paar soeben durch das Tor schreite. „April — April!“ schreit der Soldat und alle Wachen rufen nach: „April — April!“ Der Gouverneur aber, dem die Geschichte erzählt wurde, schöpfte Argwohn und ließ die Sache

untersuchen. Doch es war zu spät, denn in der Zwischenzeit war der Herzog mit seiner Gemahlin bereits in Sicherheit. Der erste April hatte ihnen das Leben gerettet. M. R.

**Tragischer Untergang einer Familie.** — Am 20. August 1820 brach in Portugal eine Revolution aus, worauf eine Verfassung proklamiert wurde. Auf die Nachricht hiervon kehrte König Johann VI. von Portugal sofort aus Brasilien zurück und veranlaßte drei Jahre später eine Gegenrevolution, die sowohl die Verfassung, als auch ihre Urheber erbarmungslos beseitigte. Jacinto, der Sohn des Marquis von Oliveira, der in Coimbra studierte, hatte an dem Kampfe gegen die königlichen Truppen teilgenommen und sollte nun hingerichtet werden. Man erwartete keine Begnadigung für ihn und die anderen Verurteilten, denn der Präsident der Kommission, welche das Todesurteil ausgesprochen hatte, war der Herzog von Ribeiro gewesen, der Todfeind des Marquis von Oliveira.

Die Mutter des jungen Jacinto versuchte aber doch noch ein letztes Mittel, ihren Sohn vom Tode zu retten. Sie eilte mit ihrem jüngsten Sohne, dem dreizehnjährigen Manuel, nach Lissabon, um die Königin Carlotta um Gnade zu bitten. An der Kapelle von Bemprate stellte sie sich mit dem Knaben auf, und als die Königin kam, sank Manuel vor ihr auf die Knie.

„Was will dieser Knabe von mir?“ fragte die Königin.

„Gnade für meinen armen Bruder, den ältesten Sohn des Marquis von Oliveira!“

Die Königin sah überrascht den sie begleitenden Herzog von Ribeiro an, der ihr rasch zuflüsterte: „Gnade ist hier unmöglich, Majestät. Es handelt sich um einen Rebellen!“

Kalt wandte sich die Königin zu dem Knieenden Knaben zurück: „Wie alt ist dein Bruder?“

„Jacinto wird erst siebenzehn Jahre alt!“

„Umso besser für ihn,“ entgegnete Carlotta, „dann kommt er umso schneller und sicherer in den Himmel!“

Die Begnadigung wurde also nicht nur verweigert, sondern die Königin ordnete sogar an, daß Manuel seinen Bruder auf den Richtplatz begleiten und Zeuge seiner Hinrichtung sein sollte.

Als der Marquis von Oliveira diese Anordnung erfuhr, gab er eine Antwort, die eines alten Römers würdig gewesen wäre:

„Man erspart mir dadurch eine Sorge, denn ich selbst würde den Knaben hingeführt haben!“

Am 26. September 1823 fand die Hinrichtung statt, und der kleine Manuel wankte entsezensbleich zwischen den gekreuzten Gewehren von vier Soldaten seinem Bruder nach. Als die Schüsse knallten, als Jacinto zusammenbrach, zuckte Manuel, wie von einem elektrischen Schläge getroffen, empor, blickte einen Augenblick starr auf den blutigen Leichnam seines Bruders und brach dann in graufiges Lachen aus — er war wahnsinnig geworden.

Die Mutter überlebte ihren Jacinto nur um wenige Wochen, sie starb vor Gram.

Der Marquis von Oliveira reiste nun mit Manuel in halb Europa bei den berühmtesten Ärzten umher, um Heilung zu finden für den umnachteten Geist des Kindes. So kam er auch nach England in die Anstalt des Doktor Clarke, eines damals berühmten Nervenarztes. Hier schien sich das Leiden Manuels zu bessern. Er wurde ruhiger. Nur manchmal noch übermannte ihn die Erinnerung an das Vergangene. Dann starrte er lange vor sich hin, stieß endlich herzzerreißend das Wort „Gnade!“ hervor und fiel in Ohnmacht.

Eines Tages erschien ein neuer Patient an der gemeinsamen Mittagstafel. Es war ein hagerer, gebräunter Mann mit finsternen Zügen. Bei seinem Anblicke wurde der kranke Manuel unruhig und hörte nicht auf das begütigende Zureden seines Vaters, der den Fremden zu kennen schien und ihm zornige Blicke zuwarf. Da fragte ein neben Manuel sitzender Herr den eben vorübergehenden Doktor Clarke nach dem Namen des Fremden. Als Manuel den Namen hörte, fuhr er plötzlich wild in die Höhe, ergriff ein Tischmesser und stürzte sich auf den Fremden. Ehe er ihn aber erreichte, entfiel das Messer seiner Hand, ein Blutstrom drang aus dem Munde des Knaben, und tot fiel er zu Boden.

Fast wahnsinnig vor Schmerz stürzte der unglückliche Vater zu dem Fremden hin, faßte ihn heftig an der Schulter und rief: „Da sieh hin, dort liegt auch mein Lektler tot! Was willst du mir nun noch rauben, Elender?“ Damit eilte er aus dem Saale, und wenige Stunden später fand man auch ihn tot auf seinem Zimmer.

Der finstere Fremde war der Herzog von Ribeiro.

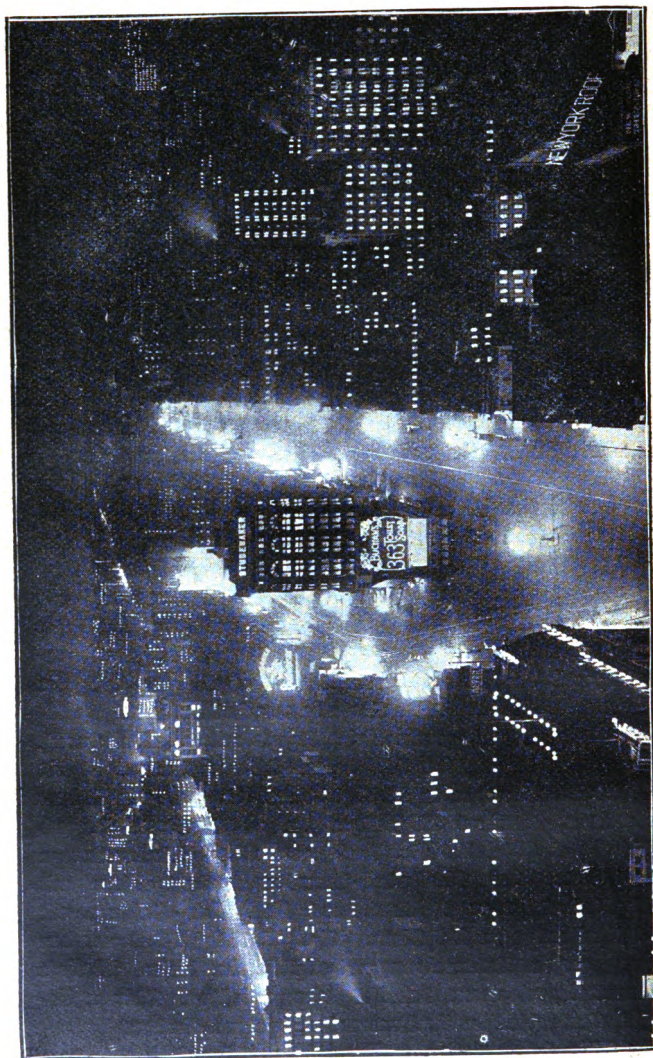
Die Phantasie eines Schauerromanschreibers könnte kaum Gräßlicheres erfinden als diese Geschichte, und doch ist sie vollkommen historisch und findet sich in den Denkwürdigkeiten des Hauses Oliveira ausführlich aufgezeichnet und durch zahlreiche Dokumente und Zeugnisse beglaubigt.

D. Th. St.

**Der Broadway bei Nacht.** — Der Broadway ist nicht nur die Hauptverkehrsstraße New Yorks, sondern er ist überhaupt die bedeutendste Geschäftsstraße Amerikas. Hier werden täglich, ja man kann sagen stündlich, Millionen und aber Millionen umgesetzt, was sogleich dadurch verständlich wird, daß sich außer vielen anderen weltumspannenden Großgeschäften am Broadway Nummer 26 auch die Leitung der Rodefellerschen Standard Ölkompanie befindet.

Der Broadway ist beinahe 10 Kilometer lang und im Mittel 25 Meter breit. Sein Hauptteil liegt zwischen dem Zentralpark und dem Unionplatz, wo er in die Bowerly, die Hauptader der östlichen Stadthälfte, übergeht. Am Broadway selbst und in seiner nächsten Nachbarschaft liegen fast alle die berühmten Miesenhôtels, wie das Astoria-Hotel und das Waldorf-Astoria-Hotel, sodann die palastartigen Theatergebäude, wie die Metropoloper und das Garricktheater, außerdem haben die ersten Zeitungen New Yorks, die „New York Times“ und der „New York Herald“, dort ihre Sitze, und endlich die Börsen- und Bankgebäude, die großen Warenhäuser und die Vertretungen zahlloser Großgeschäfte. Ein jeder Quadratfuß Boden ist hier Tausende von Dollars wert.

Darum ist auch gerade diese Gegend mit „Wolkenkrägern“, die zur Ausnützung des beschränkten kostbaren Raumes 20 bis 30 Stockwerke hoch aufragen, dicht besetzt. So trifft man in dem Broadwayviertel auf das Pulitzer-Haus mit 22 Stockwerken und 114 Meter Höhe, das St. Paul-Haus mit 26 Stockwerken zu 94 Meter, das Manhattan-Lebensversicherungsgebäude mit 17 Stockwerken zu 106 und das Park Row-Gebäude mit 29 Stockwerken zu 116 Meter Höhe. Natürlich ist es nur den ganz großen Unternehmungen möglich, in dieser fabelhaft teuren Gegend eigene Geschäftshäuser zu besitzen. Kleinere Geschäftsleute, die hier ihr Kontor oder, wie man in Amerika sagt, ihr Office haben wollen, müssen sich damit begnügen, in einem



Der Broadway und die siebente Avenue bei Abendbeleuchtung.



der Wolkenkratzer für schweres Geld im fünfzehnten bis zwanzigsten Stockwerk einen winzigen Raum zu mieten. Vielsach teilen sich auch mehrere Geschäftsinhaber in ein gemeinsames Bureau.

Ein Wolkenkratzer am Broadway, der für kleinere Kontore eingerichtet ist, gleicht einem Bienenkorb und birgt zuweilen bis zu tausend Bureau's. Nicht nur die Front dieser Häuser ist von oben bis unten mit Firmen bedeckt, sondern auch im Innern trägt jedes freie Plätzchen der Flure ein Firmaschild.

Ununterbrochen wogt durch den Broadway ein Strom von Menschen, die in ruheloser Hast ihren Geschäften zueilen, und saust durch ihn die lange Reihe dichtbesetzter Straßenbahnwagen. Aber auch an Müßiggängern fehlt es nicht, da der Broadway die beliebteste Promenade für die Lebewelt New York's bildet.

Einen wahrhaft zauberhaften Anblick gewährt er jedoch erst mit Eintritt der Dunkelheit. Dann, wenn die Glühlampen der Straßenbeleuchtung aufflammen, die Warenhäuser eine Lichtflut durch ihre Spiegelscheiben senden, die Wolkenkratzer durch die erhellen, bis in den Himmel aufsteigenden Fensterreihen wie illuminiert erscheinen, die transparenten Reklameschilder aufleuchten, und selbst von den Dächern aus den dort befindlichen Restaurationsbachtgärten blizende Strahlenbündel herabschießen, ist der Broadway in ein wahres Lichtmeer getaucht, das über seine Bauten und sein Getriebe einen fast poetischen Schimmer breitet. Th. S.

**Rettung durch eine Gans.** — Während des Krimkrieges war eine vorgeschobene Abteilung französischer Jäger in großer Gefahr, durch die heftig vordringenden Russen umzingelt zu werden. Da kam es auf ungewöhnliche Weise zu einer lustigen Unterbrechung der Feindseligkeiten.

Eine Gans war durch irgend einen Zufall zwischen die feindlichen Abteilungen geraten und watschelte ängstlich hin und her, ohne einen Ausweg zu finden. Beim Anblick des appetiterwedenden Martinsvogels erwachte in mehr als einem der Krieger die Jagdlust. Ein paar Russen konnten ihr nicht widerstehen. Sie nahmen nicht länger die Franzosen aufs Korn, sondern die Gans; es gelang ihnen aber nicht, sie zu treffen. Das forderte einen jungen französischen Offizier, einen Leutnant Cullet, zum Wettfeiern heraus: er ließ sich die Flinte eines Soldaten geben, schoß und traf.

Die Russen waren unparteiisch genug, ihres Feindes überlegene Schießkunst anzuerkennen. Ein lautes „Hurra“ erscholl als Beifallszeichen.

Der jugendliche Nimrod war nun aber nicht zufrieden damit, sich als tüchtiger Schütze bewährt zu haben; ihn verlangte danach, die Jagdbeute auch davonzutragen. Er ging zu seinem Kapitän und bat um die Erlaubnis, sich das erlegte Wild holen zu dürfen.

„Sie wollen wohl selbst wie eine Gans totgeschossen werden?“ fragte sein Vorgesetzter.

„Nun, die Kerle haben ja auch die Gans nicht getroffen, wie werden sie mich treffen? Auch denke ich, sie werden mir die Gans überliefern, ohne einen Schuß zu tun.“

„Wenn Sie das zu stande bringen, mögen Sie sich das Tier holen,“ entschied der Kapitän.

Der junge Mann brach einen Zweig von dem nächsten Baume, zupfte die Blätter ab, band sein Taschentuch wie ein Fähnlein daran und erhob es. Beim Anblick dieses nicht mißzuverstehenden Zeichens stellten die Feinde sogleich das Schießen ein. Da erhob sich Cullet in seiner ganzen Größe und rief mit Aufwendung aller Lungenkraft zu den Russen hinüber: „Ich möchte meine Gans haben!“

Gleich darauf erschien auch auf russischer Seite ein abgebrochener Baumzweig mit einem Taschentuch als Fähnchen daran zum Zeichen, daß der erbetene Waffenstillstand bewilligt sei.

Da sprang der Leutnant auf, schritt stolz nach dem erlegten Wilde hin, ergriff es, machte dann seinen belustigt zuschauenden Feinden eine höfliche Verbeugung und zog sich wieder zurück.

Inzwischen war Verstärkung angelangt, und das Gefecht wurde abgebrochen. Cullet's erbeutete Gans aber kam gebraten am Abend auf die Offizierstafel der französischen Jäger und wurde mit vielem Appetit verspeist. C. D.

**Geschmack und Farbe der Eier.** — Zu dem eisernen Bestand des Volksaberglaubens gehört die Ansicht, daß braunschalige Hühnereier besser schmecken als weißschalige. Dieser Irrtum ist ganz allgemein verbreitet, aber aus mehr als einem Grunde nachdrücklich bekämpft worden. Erstens würde dadurch die Gewohnheit der Händler aufhören, die Eier bräunlich zu färben und, was noch wichtiger ist, würde man auch nicht länger den russischen Eiern, die

sich häufig durch braune Schalen auszeichnen, den Vorzug geben, obgleich sie keineswegs besser schmecken.

Über Farbe und Geschmack der Hühnereier ist zunächst an die alte Überlieferung zu erinnern, daß die Bewohner der Insel Delos schon vor zwei Jahrtausenden eine großartige Hühnerzucht betrieben, und nach Cicero bei jedem Ei genau angeben konnten, von welcher Henne es gelegt war. Die Geschichte ist durchaus nicht unglaublich, weil die alte Redensart „gleich, wie ein Ei dem andern“ eigentlich gar nicht berechtigt ist. Nur für die Eier einer und derselben Henne trifft das zu, nicht aber für die Eier verschiedener Hennen oder gar für die von verschiedenen Hühnerrassen. Die Urahnin aller Hühner, das indische Bankivahuhn, legt, wie alle anderen asiatischen Rassen, Eier von dunkler Schale, die mitunter sogar noch Punkte aufweisen. Die Eier des Cochinchinahuhns sind hellgelb bis dunkelgelb mit feinen, rotbraunen Punkten. Die europäischen Hühnerrassen dagegen legen sämtlich ganz helle oder weiße Eier.

Eigentlich müßte den weißen Eiern der Vorzug gegeben werden, denn sie sind ebenso nahrhaft und wohlschmeckend wie die farbigen, dabei aber im Durchschnitt größer, was gewiß von Wichtigkeit ist, solange die Eier noch vielfach nach der Zahl und nicht nach dem Gewicht verkauft werden.

Was den Geschmack der Hühnereier betrifft, so ist er beim Eiweiß immer der gleiche, vorausgesetzt, daß die Legehühner gesund und gut genährt sind. Die eigentliche Verschiedenheit des Geschmacks wird lediglich durch den Eidotter bedingt, und hier hat allerdings die Schätzung nach der Farbe eine Berechtigung. Die Farbe des Dotters ist nämlich sehr verschieden — von einem ganz blassen Gelb bis zum rötlichen Orange. Es wird allgemein anerkannt, daß die Eier mit dunkelgefärbtem Dotter erheblich besser schmecken.

Die Entstehung der Unterschiede beruht lediglich auf der Haltung und Fütterung der Hühner. Wenn diese sich ganz unbeschränkt bewegen können, so wird der Dotter ihrer Eier die gewünschte tiefe Farbe haben, wie sie sich auch bei den Eiern aller wild lebenden Vögel findet. Der Grund liegt darin, daß die frei lebenden Hühner zu ihrer pflanzlichen Ernährung einen genügenden Zusatz von tierischen Stoffen in Gestalt von Würmern und Insekten zu sich nehmen; Hühner dagegen, die in engen Höfen oder gar in Ställen

eingesperrt und auf das ihnen zugeworfene Futter angewiesen sind, werden Eier mit hellem Dotter legen, das mit einem zutreffenden Ausdruck als Kennzeichen einer „Bleichsucht der Hühnereier“ benannt worden ist. Diese Bezeichnung trifft umsomehr zu, als der Farbstoff der Hühnereier eine eisenhaltige Verbindung ist, wie sie auch unserem Blute die Farbe gibt. Ubrigens erklärt sich daraus auch die Zuträglichkeit des Eiergenusses für bleichsüchtige Personen, und für diese wird es umsomehr darauf ankommen, Eier mit dunklem Dotter zu erhalten. Der Geflügelzüchter sollte also seine Aufmerksamkeit, statt sie auf die Farbe der Eierschalen zu richten, lieber der Farbe der Eidotter zuwenden, weil sie ihm Aufklärung darüber gibt, ob seine Hühner zuträglich gefüttert und gehalten werden.

C. L.

**Der gefällige Freund.** — Der bekannte flämische Schriftsteller de Geyter hatte, abgesehen von seiner literarischen Beschäftigung, noch eine andere Einnahmequelle, er war nämlich Besitzer einer Pfandleihanstalt in Antwerpen.

Eines Nachts, nachdem er schon längst eingeschlafen, wurde er telephonisch angerufen. Ärgerlich stand er auf. „Was ist denn los?“ fragte er nicht gerade besonders liebenswürdig.

„Ach, lieber de Geyter,“ ließ sich die Stimme eines Freundes vernehmen, von dem bekannt war, daß er sich häufig in Geldverlegenheit befand, „sagen Sie mir doch, wie spät es ist.“

„Warum sehen Sie denn nicht nach Ihrer Uhr, anstatt mich mitten in der Nacht zu stören?“ rief de Geyter wütend.

„Darum möchte ich Sie eben bitten, denn meine Uhr ist ja bei Ihnen verfehlt,“ lautete die Antwort.

Geyter hing stillschweigend den Hörer wieder an und legte sich schlafen. Da ihm die Gewohnheiten seines immer erst spät in der Nacht heimkommenden Freundes bekannt waren, so wartete er bis zum Morgen, denn er wußte, daß jener dann im ersten Schlafe lag. Um sechs Uhr Morgens telephonierte er in die Wohnung seines Quälgeistes und ließ ihm durch die Wirtin sagen, er möge sofort ans Telephon kommen, denn er hätte ihm eine wichtige Mitteilung zu machen.

Als der andere mürrisch und schläfrig endlich ans Telephon kam, sagte de Geyter im liebenswürdigsten Tone der Welt: „Sie batem

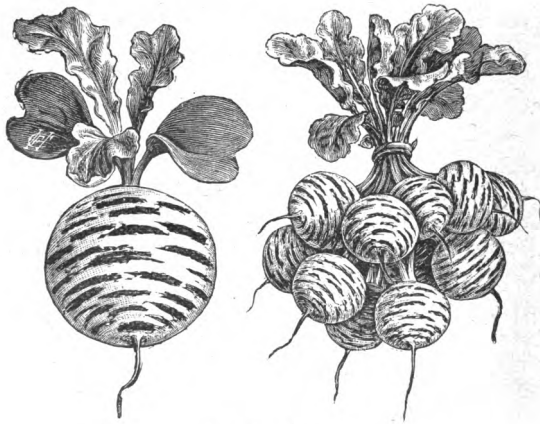
mich vorhin, Ihnen zu sagen, wie spät es ist. Ich habe soeben nach Ihrer Uhr gesehen und teile Ihnen mit, daß es jetzt gerade sechs Uhr ist.“  
M. N.

**Greise Heerführer.** — Man sollte annehmen, die Gefahren und Strapazen eines Krieges erforderten als Heerführer nur durchaus kraftvolle, nicht zu alte Männer. Die Geschichte berichtet jedoch von zahlreichen Feldherren, die noch im höchsten Greisenalter an der Spitze ihrer Heere ins Feld zogen. Von König Agesilaos von Sparta wissen wir, daß er im Alter von 83 Jahren im Jahre 361 v. Chr. erfolgreich in Ägypten kämpfte. Dieser Heldengreis war klein und unansehnlich von Gestalt und überdies auf einem Fuße lahm. Nur um ein Jahr jünger war König Antigonos, der im Jahre 301 v. Chr. in der Schlacht bei Ipsos seine Helbenlaufbahn schloß. 80 Jahre alt, erfocht der römische Feldherr Quintus Fabius Maximus Rullianus im Jahre 292 v. Chr. noch einen Sieg über die Samniter. Fünf Schlachten gegen die Karthager gewann 203 v. Chr. Masinissa, König von Numidien, in dem bedeutenden Alter von 90 Jahren. Er wurde aber noch in den Schatten gestellt von dem Dogen Dandolo von Venedig, denn im Alter von 95 Jahren und fast blind zog dieser mit den Kreuzfahrern im Jahre 1203 gegen Konstantinopel und drang an der Spitze seiner Venezianer als erster in die eroberte Stadt ein. Ein Jahr später, als man den von ihm eingesetzten Kaiser Alexios ermordet hatte, wiederholte er die Kraftleistung.

Zu den Heldengreisen zählt auch der 80 Jahre alte John Talbot, Graf von Shrewsbury. Er fiel samt seinem Sohne 1453 bei Castillon. Ähnlich erging es dem spanischen Marschall Fuentes. 82 Jahre alt und gichtleidend, ließ er sich 1643 in einer Sänfte ins Feld tragen. Er fiel während der Belagerung von Rocroi. Einen erfolgreichen Feldzug unternahm 1733 der 81 Jahre alte französische Marschall Villars. Nicht als Oberfeldherr, aber doch als aktiver General wurde 1806 der 82 Jahre alte Feldmarschall Möllendorf bei Auerstädt verwundet. Der österreichische Feldmarschall Radetzky errang 1848 bis 1849 im Alter von 83 Jahren auf den italienischen Schlachtfeldern Erfolge, denen gegenüber die zahlreichen glänzenden Taten seiner jüngeren Jahre verblaßten. Er war der letzte Heldengreis. Denn unseren Generalfeldmarschall

Moltke dürfen wir deshalb nicht dazurechnen, weil er erst das verhältnismäßig „jugendliche“ Alter von kaum 70 Jahren hatte, als er seine großen Siege erfocht. —ti.

**Neue Radieschenarten.** — Unsere Gärtnerei ist im Heranziehen neuer Gemüsearten ungemein erfinderisch. Noch vor zwanzig Jahren kannte man von Radieschen nur die eine runde, rote Art. Heute gibt es weiße, längliche, Frühjahrs-, Sommer- und Herbst- radieschen. Eine sehr interessante Neuzüchtung bildet das in unserer Abbildung dargestellte buntgeringelte Radieschen „Triumph“, das



Neue Radieschen.

außer der rotweißen Ringelung noch von ausgezeichnetem Geschmack und eine Zierde für den Frühstückstisch oder für Plattengarnierungen ist. Außerdem hat es den Vorteil, daß es nicht zuviel Kraut bildet und daher seine Kraft in der Knollenbildung absetzt. Man säe, sobald das Land bebauert ist, den Samen breitwürfig. Reihensaat empfiehlt sich nicht, da hierbei ein zu dichter Stand sich schwer vermeiden läßt.

Der Boden der Radieschenbeete sei ganz locker. Das Nichtpelzigwerden der Knollen im Mistbeete hat in der Bodenlockerheit im Treibkasten seinen Hauptgrund. Man säe nie tiefer als höchstens

zwei Zentimeter. Bei der Ernte warte man nicht auf große Exemplare, denn die halbausgewachsenen haben den delikatesten Geschmack. Man gebe ferner den Radieschen reichlich Wasser. Je öfter man gießt, umso schneller entwickelt sich das Fleisch der Knollen. Man säe während der heißen Monate Juni, Juli, August keine Radieschen. Häufiges Gießen beim sommerlichen Sonnenbrand macht den Erdboden hart und die Radieschen pelzig.

Bei den buntgeringelten Radieschen kann man auch eine Herbstsaat vornehmen. Nur achte man darauf, daß die aufgehenden Pflänzchen entweder mit Holzasche bestreut oder oft überbraust werden, da die Blättchen leicht von Erdflöhen benagt werden. —dt.

**Unbeabsichtigte Wirkung.** — Die vor etwa dreißig Jahren verstorbene Herzogin von St. Albans war in ihrer Jugend Schauspielerin gewesen. Trotz ihres hohen Ranges schämte die sehr vernünftige Dame sich ihres früheren Standes nicht und erzählte gern mancherlei Anekdoten aus ihrem Leben.

Eine derselben ist folgende. „Als ich,“ so erzählte sie, „noch eine arme Schauspielerin war und für meine dreißig Schillinge die Woche hart arbeiten mußte, pflegte ich während der Sommerferien nach Liverpool zu gehen, wo ich vom Publikum gern gesehen und stets freundlich empfangen wurde. Einst hatte ich in einem Nührstück aufzutreten. Ich stellte in meiner Rolle ein armes Weisenmädchen vor, das ohne eigene Schuld ins Elend geraten ist. Ein hartherziger Gläubiger verfolgt die Arme wegen einer Schuld und besteht darauf, sie ins Schuldbgefängnis zu bringen, wenn nicht jemand Bürgschaft für sie leistet. Das Mädchen antwortet unter Tränen: „Dann habe ich keine Hoffnung. Ich habe keinen einzigen Freund auf dieser harten Welt!“ — „Was?“ fragt der finstere Gläubiger, „will niemand für Sie bürgen, um Sie vor dem Schuldbgefängnis zu bewahren?“ — „Ich habe es Ihnen ja gesagt, daß ich keinen Freund auf dieser Erde habe,“ ist die Antwort. — Aber kaum hatte ich diese Worte gesprochen, als ich einen Matrosen mit der Geschicklichkeit eines Seiltänzers von der obersten Galerie über das Geländer klettern und sich von einer Logenreihe zur anderen niederlassen sah. Orchester und Lampenreihe wurden übersprungen, und im nächsten Augenblick stand er an meiner Seite. „Auf mich darfst du sicher zählen, armes Ding!“ sagte er mit einem Ausdruck

der Treuherzigkeit auf seinem ehrlichen, sonnverbrannten Gesicht, den ich nie vergessen werde. „Ich werde für dich zu jedem Betrage Bürge sein! — Und was Euch betrifft,“ wandte er sich zu dem erschrockenen Schauspieler und begann gleichzeitig Miene zu machen, seinen Rock auszuziehen, „wenn Ihr Euch nicht sofort drückt und Euren Untergrund sonstwo aufsucht, so wird es Euch schlimm ergehen, wenn ich erst in Euer Tafelwerk gerate!“

• Ein unbeschreiblicher Aufruhr entstand in dem dichtgefüllten Theater, jedermann war aufgesprungen, schallendes Gelächter, Geschrei, Händeklatschen und Bravorufe ertönten von allen Seiten. Und mitten in diesem Aufruhr stand unerschrocken die unwissentliche Ursache von dem allen. Nur mit größter Mühe konnte er endlich von dem Theaterdirektor zum Verlassen der Bühne überredet werden, nachdem dieser versichert hatte, daß er den Gläubiger befriedigen werde.“

W. St.

**Verdienstauszeichnungen vor viertausend Jahren.** — In dem wohlgeordneten Staatswesen des alten Pharaonenlandes war die Erteilung sichtbarer Zeichen der Anerkennung an verdiente Männer schon in einer Periode üblich, als auf deutschem Boden noch die Steinzeit herrschte. Bereits im mittleren Reich, das auf rund 2000 v. Chr. anzusehen ist, wird von einem hohen Offizier auf seiner Grabinschrift gerühmt, daß ihm „das Gold der Belohnung“ verliehen worden sei. In den kriegerisch bewegten Zeiten der 18. Dynastie, die von etwa 1530 bis 1320 v. Chr. regierte, kehrt dann die Verleihung dieser Dekoration oftmals wieder. In den Inschriften ihrer Grabkammern vergessen es die Generale dieses Herrschergeschlechtes nie, hervorzuheben, wie oft sie von ihren königlichen Herren „das Gold der Belohnung“ empfangen haben. Der Admiral Ahmose wurde siebenmal mit dem „Golde“ ausgezeichnet. Das erste Mal empfing er „das Gold der Tapferkeit“ als Jüngling im Kampf gegen die Hyksos, das letzte Mal als Greis auf dem syrischen Feldzug des Königs Dhutmose I. Sein Zeitgenosse und Namensbruder, der General Ahmose, wurde von einem jeden der Könige, unter denen er ein Heer befehligte, mit dem „Gold“ ausgezeichnet, und Amenemheb, der General Dhutmoses III., erwarb es sich allein unter diesem Herrscher sechsmal. Stets wurde ihm die Dekoration „wegen Tapferkeit“ verliehen, sei es, daß er Gefangene über den



Euphrat schaffte, sei es, daß er syrische Große gefangen nahm oder auch die Mauer einer Stadt an der Spitze der Mutigsten zerstörte.

Die Form der Auszeichnung wechselte bei den einzelnen Königen. So verlieh Amenhotep I. dem General Ahmose das „Gold“ in Gestalt von vier Armbändern, zwei Beilen, einem Salbgefäß, einem Löwen und sechs Bienen, während Dhutmose I. demselben Feldherrn sechs goldene Halsketten, vier goldene Armbänder, drei Salbgefäße aus Lapislazuli und zwei silberne Armpfängen schenkte. Das „Gold“, das der General Amenemheb von Dhutmose III. vor der Festung Gadesch empfing, bestand aus drei Halsketten, vier Armbändern, einem Löwen und zwei Bienen. Als Ehrenzeichen nach Art unserer Orden dienten besonders die Ketten und die Bienen, die an der Kleidung angebracht wurden. War der Geldwert der Auszeichnung schon nicht gering, so lag ihre höhere Bedeutung doch darin, daß sie vom König feierlich „vor allen Leuten, angesichts des ganzen Landes“, wie es in den Inschriften heißt, verliehen wurde.

Aber nicht nur die Militärs, auch die Beamtschaft wurde durch die Verleihung des „Goldes“ geehrt. Ein Günstling König Amenhoteps IV. war der Priester Ch, der den Titel eines „Weldenträgers zur Rechten des Königs“ und eines „königlichen wirklich geliebten Schreibers“ führte. Nach der letzteren Bezeichnung entsprach er also etwa unserem Wirklichen Geheimen Rat.

Die Grabgemälde dieses Würdenträgers zeigen uns, wie sich die Verleihung des „Goldes“ zu vollziehen pflegte. Zu Wagen, begleitet von einer zahlreichen Dienerschaft, begab sich der für die Auszeichnung Bestimmte in den Hof des königlichen Palastes. Im Hintergrunde des Hofes erschien auf dem Balkon der König mit der Königin, von der Versammlung ehrfurchtsvoll begrüßt. Dann wandte sich der König an den Schatzmeister und befahl: „Lege Gold an seinen Hals und an seinen Rücken und Gold an seine Füße!“ Auf einen Wink des Schatzmeisters holten die Diener goldene Ketten, Halsbänder und Salbgefäße herbei. Während der Schatzmeister die herbeigebrachten Kleinodien notierte, umschlangen die Diener dem von der königlichen Guld Beglückten Hals und Brust mit den Goldketten. Jauchzend erhob alsdann der Dekorierter die Arme, und gnädig winkte

ihm der König vom Balkon herab. Weinkrüge und eine Fülle von Speisen folgten nach der Verabschiedung als weitere Gunstbezeugungen des Herrschers dem mit der hohen Auszeichnung Beehrten in sein Haus nach. Th. S.

**Der Wahrheitsfreund.** — Als der bekannte englische Humorist Charles Dickens eines Tages mit einem Freunde spazieren ging, kamen sie an einem am Fluß belegenen kleinen Wirtshaus vorbei, vor dessen Thür ein alter Mann saß und behaglich sein Pfeifchen schmauchte.

Als sie sich ihm näherten, sagte der Freund: „Dort sitzt ein alter Fischer, der dir jede Fischgeschichte glaubt, die du ihm erzählst, und wenn du noch so dick aufträgst. Er lügt nämlich selbst, daß sich die Balken biegen. Versuche es doch einmal mit ihm.“

Dickens trat zu dem Alten heran und begrüßte ihn mit den Worten: „Guten Tag, Alter, ein schönes Fischen in dem Fluß da, nicht wahr?“

„Ja, Herr, ein schönes Fischen.“

„Ich weiß es, ich war im vorigen Sommer auch hier und bekam eine mächtige Forelle an die Leine. Sie biß sie aber einfach in zwei Hälften.“

„Ja, das tun die Forellen hier,“ antwortete der Mann, wobei er die Worte eigentümlich lang zog.

„Dann nahm ich ein Seil, doch die Forelle zerriß auch dieses.“

„Ja, die Forellen zerreißen bei uns oft die dicksten Seile.“

„Nun,“ fuhr Dickens fort, „ich war aber entschlossen, sie unbedingt ans Land zu schaffen. Ich ließ mir jetzt eine eiserne Kette bringen und zog sie daran glücklich heraus.“

„Gewiß, nur mit Ketten kann man hier die Forellen aus dem Wasser bekommen.“

„Jetzt denken Sie aber, wie ich die Forelle am Land hatte, konnte ich sie nicht nach Hause schaffen.“

„Ja, es ist mächtig schwer, unsere Forellen fortzubringen.“

„Ich besorgte mir also ein paar Pferde, warf die Forelle auf einen Wagen, und mit vieler Mühe gelang es mir endlich, sie nach Hause zu bringen.“

„Ja, ja,“ sagte der alte Mann, ohne eine Miene zu verziehen,

„ein paar Pferde und ein Wagen sind das einzige Mittel, unsere Forellen fortzuschaffen.“

Jetzt wurde Didens wütend. Der alte Spitzbube sollte nicht länger standhalten. „Dann,“ fuhr er fort, „schicke ich die Forelle, die sich nicht schlachten ließ, mit dem Vieh auf die Weide.“

„Das tun wir hier oft mit unseren Forellen,“ sagte der alte Fischer.

„Nachdem sie drei Monate mit dem Vieh zusammen gewesen war, bekam sie Hörner.“

„Was?“ fuhr der Alte auf. „Die Forelle bekam Hörner?“

„Jawohl,“ bestätigte Didens triumphierend.

„Herr,“ sagte da der alte Fischer und trat dicht an ihn heran, „mir scheint, Sie weichen jetzt doch etwas von der Wahrheit ab, denn unsere Forellen hier bekommen keine Hörner. Was wahr ist, muß wahr bleiben!“

M. N.

**Von der Bedeutung des Farnkrautes.** — Dem an Wegen, Heiden und in unseren Wäldern in großen Mengen wachsenden Farnkraut schenkt man meistens nur geringe Beachtung. Selten versteigt man sich einmal soweit, daß man einzelne Exemplare dieser hübschen Pflanze im Garten verwendet, damit sie hier als Ziergewächse dienen.

Und doch könnte das Farnkraut uns noch manchen anderen Dienst leisten, denn es besitzt eine nicht zu unterschätzende erhaltende Kraft. In früheren Jahrhunderten benutzte man es vielfach bei der Seifebereitung, ja selbst bei der Herstellung des Glases fand es damals Verwendung. Das Farnkraut enthält nämlich einen verhältnismäßig hohen Prozentsatz an alkalischen Bestandteilen, die bei der Gewinnung von Seife und Glas verwertet werden.

Diese gewähren ihm auch seine erhaltende Kraft, die man schon längst in England erkannte. So verpackte man damals beispielsweise alles wertvollere Obst, das in den Handel kam, in Farnkraut. Englische Botaniker hatten ihre Landsleute längst auf die konservierende Eigenschaft der Pflanze aufmerksam gemacht und zu Versuchen mit ihr aufgefordert. Je mehr man nun die Wahrnehmung machte, daß tierische und pflanzliche Erzeugnisse, wenn man solche mit Farnkraut umgibt, sich lange Zeit frisch

erhalten, desto mehr nahm man dieses Kraut in Gebrauch, und desto größer wurde die Nachfrage danach. Noch vor vierzig Jahren verpackte man auf der englischen Insel Man alle Seringe, die frisch verpackt wurden, einfach in Farnkraut. Ein von einem deutschen Naturforscher im Jahre 1866 angestellter Versuch, das Farnkraut zur Aufbewahrung und Erhaltung von Kartoffeln zu benutzen, gelang vollständig. In einer Grube wurde die Hälfte der dort aufgeschichteten Kartoffeln mit Stroh, und die andere Hälfte mit Farnkraut umgeben. Im folgenden Frühjahr waren die ersteren größtenteils verfault, während die letzteren sich vollkommen frisch erhalten hatten.

Das Farnkraut besitzt noch eine andere beachtenswerte Eigenschaft. Die Erfahrung hat nämlich gezeigt, daß es vielen Insekten und deren Larven so zuwider ist, daß sie es gänzlich meiden. Es empfiehlt sich daher, dieses Gewächs zwischen solchen Kulturpflanzen anzubringen, die erfahrungsgemäß durch die Insekten stets zu leiden haben. F.

**Ein neues Mittel gegen Seekrankheit.** — Die Qualen der Seekrankheit können schon auf einer kurzen Seefahrt dem von ihr Ergriffenen so peinlich werden, daß er sich wie ein Sterbender vorkommt. Zu der Übelkeit, die ihr erstes Symptom ist, zum Erbrechen nötigt und selbst dann noch lange andauert, wenn der Magen schon ganz leer ist, kommen Schwindel, Betäubung, Niedergeschlagenheit, Ekel an allem und jedem, schließlich selbst am Leben. Da bei weitem die meisten Reisenden, die sich zuerst der See anvertrauen, seekrank werden, und selbst wetterharte Schiffskapitäne gegen Anfälle des Leidens nicht geschützt sind, nimmt es nicht wunder, daß die Zahl der Arzneimittel, die gegen das Übel empfohlen und angewendet wurden und werden, außerordentlich groß ist. Doch hat sich noch keines finden lassen, durch dessen Gebrauch sich mit sicherem Erfolge die Seekrankheit von jedem Seereisenden fernhalten ließe.

Bewährte Vorsichtsmaßregeln sind mäßige Füllung des Magens vor Beginn der Fahrt, warme Kleider, Vermeiden kalter Getränke. In manchen Fällen ist eine geringe Gabe Morphinum, bei anderen Personen Antipyrin, Kokain, Atropin, Resorcin u. s. w. von Erfolg. Kräftigen Männern hilft zuweilen Rum oder Grog.

Man hat beobachtet, daß der Aufenthalt in der Mitte des Schiffes und das Mitmachen der Bewegungen des Schiffes manchem zum Schutze gereichen. Als Erklärung der Krankheit dient ja, daß die schaukelnden Bewegungen des Schiffes sich auf das in den Gehirngefäßen zirkulierende Blut übertragen. Aber gewiß spielt auch der ungewohnte Schiffsgeruch als Erreger der Übelkeit eine Rolle.

Unsere Abbildung veranschaulicht das neueste Mittel gegen die



Ein neues Mittel gegen Seekrankheit.

Seekrankheit, als dessen Erfinder Paul Kappmann in Altkloster bei Hamburg genannt wird. Der Apparat sucht auf den Kreislauf des Blutes des Erkrankten regelnd einzuwirken. Er leitet in die feucht gehaltene Kopfbinde einen elektrischen Strom, der diese in gleichmäßiger Temperatur erhält. Bei der Krankheit wird das Gehirn blutleer, der Magen mit Blut überfüllt; die Kompresse soll den natürlichen Ausgleich herstellen. J. P.

**Zwei seltsame Könige.** — Der Graf Gaston von Raouffet-Boulbon, im Jahre 1817 in Avignon geboren, entstammte einer

altadeligen Familie der Provence und zeigte schon in seiner frühesten Kindheit ein zügelloses Wesen. Nachdem er sein väterliches Erbe vergeudet, stürzte er sich erfolglos in verschiedene Unternehmungen. Abwechselnd Journalist, Landwirt, Komponist, verließ er im Jahre 1847 Frankreich und wanderte nach Amerika aus. Hier stand er bald ohne alle Mittel da, doch sein Mut und seine Energie verließen ihn keinen Augenblick. Nachdem er sich zuerst seinen Unterhalt als Schiffer erworben, wurde er Lastträger, erwarb sich hierbei einige hundert Piaster und begann nun einen Handel mit Hornvieh. Bald wuchs sein Ehrgeiz. Es war die Epoche, wo das Goldfieber herrschte, und die mexikanische Regierung trat ihm weite Länderstrecken in der Sonora ab. Gerade als er davon Besitz ergreifen wollte, zog aber die Regierung aus unbekannt gebliebenen Gründen die vorher bewilligte Erlaubnis zurück. Der Graf wütete und erklärte schließlich Mexiko den Krieg. Er sammelt eine Schar Abenteurer um sich, schlägt im Oktober 1852 bei Hermosillo den General Blanco, bemächtigt sich der Stadt und erklärt sich zum Könige der Sonora. Kurz darauf von seinen Gefährten, die die Regierung bestochen hatte, verraten, flieht er und erreicht San Francisco. Zwei Jahre später erscheint er wieder, schiffte sich an der Spitze von dreihundert Mann in Guaymas aus und greift die mexikanischen Soldaten in ihren Kasernen an. Doch dieser Handstreich mißlingt ihm durch die mangelhafte Organisation seiner Truppen. Raouffet-Boulbon wird zum Gefangenen gemacht, zum Tode verurteilt und am 12. August 1854 im Alter von siebenunddreißig Jahren in Guaymas erschossen.

Ein anderer abenteuerlicher König ist der Rechtsanwalt Lonneus aus Périgueux, der sich im Jahre 1861 anlässlich einer Reise durch Südamerika zum König von Patagonien und Araukanien ernannte. Im nächsten Jahre ließ ihn die chilenische Regierung, der diese Gebiete gehörten, kurzerhand verhaften. Der Gerichtshof in Santiago erklärte ihn für wahnsinnig und schob ihn nach Frankreich ab. Im Jahre 1874 versuchte er nochmals eine Expedition nach seinem Königreich, wurde aber verhaftet, bevor er sich noch ausschiffen konnte. Drélie-Antoine I., wie er sich als König nannte, starb 1878 in seinem Geburtsorte Périgueux in der bittersten Not.

M. N.

**Geschlagen.** — Robert Ball, der berühmte englische Astronom, hatte eines Tages mit mehreren anderen Gelehrten zusammen gespeist und ließ am Schluß des Mahles die Wirtin herbeirufen.

„Liebe Frau,“ sagte er, „ich werde Ihnen jetzt eine kleine Lektion in der Sternenkunde erteilen. — Haben Sie schon von dem großen platonischen Jahr gehört, in dem alles wieder in seinen Urzustand zurückkehrt? In sechsundzwanzigtausend Jahren nämlich werden wir sämtlich wieder hier sein, am gleichen Tage und zur gleichen Stunde, und jeder wird dasselbe wie heute essen. Wollen Sie uns bis dahin Kredit geben für die heutige Beche?“

„Sehr gern,“ entgegnete die Wirtin lächelnd. „Habe ich Ihnen doch schon das letzte Essen kreditiert. Es ist ja heute gerade sechsundzwanzigtausend Jahre her, daß Sie das letzte Mal hier waren. Damals haben Sie auch nicht bezahlt. Begleichen Sie also heute die alte Schuld, und ich kreditiere Ihnen gern die neue!“

Nachend zog Ball den Beutel und zahlte. „Ich danke Ihnen,“ sagte er dabei, „daß Sie wenigstens keine Zinsen nehmen.“ M. N.

**Der Sündenbock.** — In Hanau, am Schulhause des Altstädter Marktplazes, sah man über einem ovalen Fenster einen in Stein gemeißelten Ziegenbock, den viele Vorübergehende wohl für eine zufällige oder bedeutungslose Ausschmückung ansahen, der aber in Wirklichkeit ein historischer Bock war, mit dem es folgende Bewandnis hatte. Bis ins 15. Jahrhundert stand an der Stelle des jetzigen Schulhauses das gräßlich Hanauische Amthaus, ein Gebäude, das schon im Anfange des 14. Jahrhunderts erbaut wurde. Im Jahre 1424 verlegte man das Amt in das gegenüberstehende Eckhaus, an dessen Erker noch jetzt eine originelle, die Justitia darstellende Figur zu sehen ist. Die Gerechtigkeit ist nämlich durch einen Mann mit großen Mausohren, der den Finger auf den Mund legt, verständlich, zum Zeichen, daß er alles hört, aber nichts spricht. Das untere Stockwerk des alten Amthauses nun, das wahrscheinlich bei einem großen Brande im Jahre 1481 teilweise mit abbrannte, war eine offene Halle, in welcher den eines Kapitalverbrechens Angeklagten öffentlich Strafe oder Freisprechung verkündet wurde. Über dem Sitze des obersten Richters war jener noch vorhandene Bock eingemauert, und während der Richter bei der Strafverkündung den Schuldigen mit seiner Dornengerte, die er als Zeichen seines

Richteramtes führte, berührte, so berührte er damit, wenn eine Freisprechung erfolgte, den Bock, gleich als sollte diesem statt des Angeschuldigten die Strafe auferlegt werden. So faßte wenigstens das Volk diesen in der Geschichte der deutschen Rechtsaltertümer ganz vereinzelt dastehenden Gebrauch auf, denn es nannte jenen Bock den „Sündenbock“. Noch im 17. Jahrhundert war dieser Sündenbock bekannt, wie aus einer Stelle in dem Tagebuche des im Jahre 1634 in Hanau verstorbenen Pfarrers Peter Freytag ersichtlich ist. Er schreibt darin mit Entrüstung von einem Verbrecher: „Er trat also frech um sich herumsehend aus dem Amtshause, gleich als wäre nicht er, sondern der Bock verurteilt worden.“ C. T.

**Familiengeheimnisse.** — Im Sprichwort heißt es bekanntlich: „Schweigen ist Gold“, und das können wohl am besten jene Familien bestätigen, in denen gewisse Geschäftsgeheimnisse schon seit Jahrhunderten bewahrt und unermesslichen Reichtum gebracht haben.

Wenige wissen, woher das Papier der englischen Banknoten stammt, denn die Fabrikation ist ein Familiengeheimnis und wurde bereits vor fast zweihundert Jahren erfunden. Im Jahre 1717 entdeckte ein gewisser Portal den Herstellungsprozeß, die Regierung schloß darauf einen Vertrag mit ihm, worin sie sich verpflichtete, alles Papier zur Herstellung der Banknoten von ihm zu beziehen. Der Kontrakt wird noch heute innegehalten, und einmal in jeder Woche wird ein bestimmtes Quantum aus Laverstoke, dem Sitze der Familie Portal, abgesandt. Während des Transportes wird das Papier von einer Anzahl von Detektives bewacht. Trotz aller Schliche und Kniffe ist es bisher niemandem gelungen, hinter das Geheimnis zu kommen, und wird wohl mit der Familie Portal zu Grunde gehen.

Mintonporzellan ist ein anderes Familienmonopol, obgleich es nicht patentamtlich geschützt ist. Ein Töpfer Minton aus Staffordshire erfand 1793 ein eigentümliches Porzellan, das eine grünliche Glasur zeigt und keinem anderen auch nur im entferntesten gleicht. Er behielt sein Geheimnis für sich und fabrizierte das Porzellan heimlich. Er erwarb sich in kurzer Frist ein nicht unbeträchtliches Vermögen. Vor seinem Tode übergab er das Geheimnis seinem ältesten Sohne, und in gleicher Weise wurde dasselbe von Generation



zu Generation vererbt. Die Werke befinden sich jetzt in Stoke-on-Trent, und jedes Jahr brauchen die Minton's fast hunderttausend Tonnen Ton zu dem berühmten Porzellan, das ihren Namen trägt.

England verdankt seine Herrschaft zur See nicht zum wenigsten der Familie Crawshaw, die von einem Yorkshirer Bauern abstammt, der ein Verfahren entdeckte, Metalle besonders hart zu machen. Die Marine schloß daraufhin einen Vertrag mit ihm ab, ihr den gesamten Bedarf an Eisen zu liefern. Obgleich der Familie bereits mehrfach von fremden Nationen Millionen für das Verfahren geboten wurden, sind dieselben bisher stets zurückgewiesen worden.

Im Wein- und Likörhandel gibt es ebenfalls manche Geheimnisse von großer Bedeutung, die einzelnen Familien gehören. Der Lieblingswein des Kaisers Franz Joseph ist der Tokayer, der nach einem alten Rezept auf den Besitzungen des Grafen von Zemplén hergestellt wird, während der nicht minder berühmte Lacrimae Christi-Wein nur von der Familie Adrienne, den Besitzern der Weinberge am Vesuv, bezogen werden kann. Der Maraschino-Likör wiederum wird von der dalmatinischen Familie Manis zubereitet, in deren Händen sich das Rezept bereits seit drei Jahrhunderten befindet.

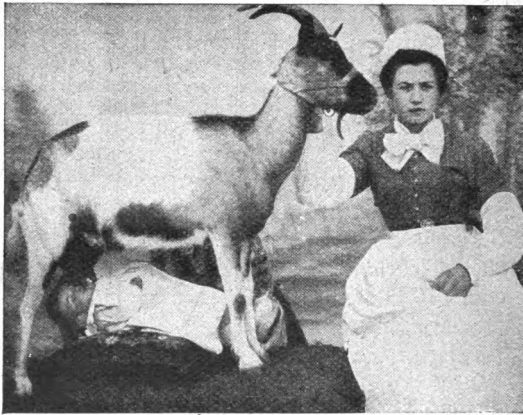
M. N.

**Ziegen als Ammen.** — Die erschreckende Höhe der Säuglingssterblichkeit hat in letzter Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt und daher auch Bestrebungen zu ihrer Einschränkung rege gemacht. In der That hat die Säuglingssterblichkeit einen Umfang erreicht, der die Vorstellung, die sich der Ununterrichtete davon bildet, weit übersteigt. In den deutschen Staaten sterben beispielsweise vor Ablauf des ersten Lebensjahres von je 100 Lebendgeborenen: in Hessen durchschnittlich 14,9, in Elsaß-Lothringen 17,2, in Mecklenburg-Schwerin 19,1, in Preußen und Baden 20, in Württemberg 22, in Bayern 23,9, in Sachsen 25,7 und in Sachsen-Altenburg 27,9 Kinder. In den außerdeutschen Gebieten sind die Verhältnisse ähnlich. Auf 100 Lebendgeborene sterben im ersten Lebensjahre: in der Schweiz 13,7, in England 15,1, in Frankreich 15,6, in Belgien 17,2 und in Osterreich-Ungarn 23,9 Säuglinge.

Einen beträchtlichen Anteil an diesen Verlusten haben die Großstädte zu verzeichnen. Auf je 100 Säuglinge sind für das erste

Lebensjahr in Paris 10,8, in Rom 13,1, in London 14, in Dresden 16,1, in Berlin 17,7, in Wien 18,6, in München 23, in Chemnitz 27,5, in Petersburg 34,1 und in Moskau sogar 36,9 Todesfälle zu rechnen.

Am größten ist die Säuglingssterblichkeit im ersten Lebensmonat. Schon vom zweiten Lebensmonat an vermindert sie sich mehr und mehr. So starben von 23,088 Säuglingen, die in zwei Berichtsjahren in Berlin geboren wurden, vor Ablauf des ersten Lebens-



Beim Frühstück.

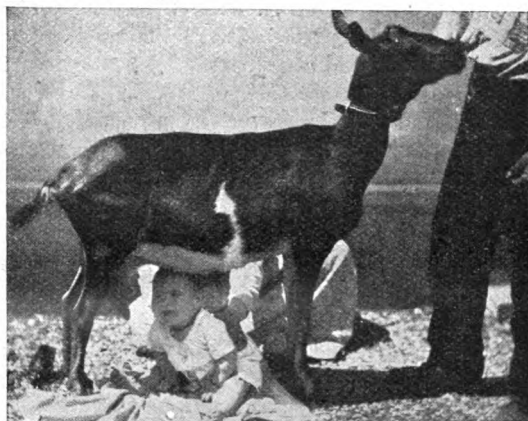
monats nicht weniger als 6847 Kinder, also fast ein Drittel der Geborenen. Der Grund für diese hohe Sterblichkeit liegt in erster Linie an einer fehlerhaften Ernährung, die sich besonders in den heißen Monaten geltend macht.

Dies springt klar aus folgender statistischen Untersuchung hervor. Von den insgesamt in einem Jahr in den 287 größten Orten Deutschlands geborenen Kindern starben 22,957 innerhalb des ersten Lebensjahres an Brechdurchfall. Auf die Monate Juli und August kamen davon 14,632 Todesfälle, während auf die übrigen zehn Monate des Jahres nur 8325 an Brechdurchfall verstorbene Säuglinge anzurechnen waren.

Die Säuglingssterblichkeit muß demnach vor allem bekämpft

werden durch eine zweckmäßige Gestaltung der Ernährung oder, mit anderen Worten, durch die Verabreichung von einwandfreier Milch an alle Kinder, welche nicht von ihren Müttern gestillt werden.

Aber die Beschaffung geeigneter Kindermilch hat ihren Haken. Gute Kindermilch ist teuer, und so wird ihr Ankauf den ärmeren Bevölkerungsklassen, in denen gerade die Säuglingssterblichkeit



Ah, jetzt gibt es warmes Frühstück!

besonders hoch anschwillt, sehr erschwert. Unter diesen Umständen sind verschiedene deutsche Stadtverwaltungen dazu übergegangen, für die Beschaffung nahrhafter und keimfreier Kindermilch Zuschüsse zu geben. Die Mütter kaufen sich in diesen Städten in den Apotheken Marken und erhalten für diese von bestimmten Milchhändlern für einen verhältnismäßig geringen Preis Kindermilch bester Qualität.

In Paris hat man jüngst einen anderen Weg beschritten. Hier hat ein hervorragender Arzt eine Ziegenmilchanstalt eingerichtet. Er hat dazu hundert Ziegen aus der Schweiz bezogen, die in sauberen Ställen untergebracht worden sind. Diese Ziegenrassen liefern die beste und meiste Milch. Die Ziegenmilch enthält 5 Teile Käsestoff, 4,8 Teile Fettstoffe, 4 Teile Zucker, 0,7 Teile Salze und

88,5 Teile Wasser. Sie hat daher denselben Nährwert wie die Kuhmilch. Besonders aber fällt noch ins Gewicht, daß die Ziegen nicht für die Tuberkulose empfänglich sind, wie dies leider von den Kühen bekannt ist. Infolgedessen können auch mit der Ziegenmilch keine Schwindfuchtkeime auf die Kinder übertragen werden. Ein weiterer Vorzug besteht darin, daß die Ziegen in ihrer Ernährung anspruchsloser als die Kühe sind, so daß ihre Unterhaltung mit geringeren Unkosten verknüpft ist. Aus diesem Grunde kann die Ziegenmilch wieder billiger verkauft werden.

Die Milch reinlich gehaltener Ziegen hat weder einen übeln Beigeschmack, noch einen abstoßenden Geruch. Nur den männlichen Tieren ist der sogenannte Bodgeruch eigen, und nur wenn sich diese gemeinsam mit weiblichen Tieren in einem Stall befinden, nimmt die Milch den Bodgeruch an. In der Pariser Anstalt werden daher auch ausschließlich nur Ziegen gehalten. Wer die seidenhaarigen schneeweißen oder schwarzgefleckten Tiere vor ihren Krippen stehen sieht, ist von ihrem Anblick entzückt. Die gewonnene Milch wird in der Stadt ausgefahren und zum Selbstkostenpreis verkauft.

Aber die Abnehmer finden sich auch oft in der Anstalt ein, und zwar in der Person der Säuglinge und jüngeren Kinder selbst. Um Kinder, deren Mütter den Tag über auf Arbeit gehen, nicht leiden zu lassen, ist nämlich die Anordnung getroffen, daß die der Anstalt zur Pflege anvertrauten Kinder in Gegenwart von Wärterinnen und Wärtern direkt an das Euter der Ziegen gelegt werden, oder unter diese kriechen dürfen. Die Ziegen übernehmen also hier wirklich das Geschäft von Ammen! Ein solches Frühstück schmeckt den Kindern ganz vorzüglich und von den größeren hört man oft genug, wenn sie auf allen vieren zu dem Euter hinkriechen, den freudigen Ausruf: „Ah, jetzt gibt es warmes Frühstück!“

Die bisher mit der Ziegenmilchanstalt gemachten Erfahrungen befriedigen nach allen Seiten hin. Das französische Landwirtschaftsministerium plant daher auch die Einführung von weiteren schweizerischen Ziegen, damit ähnliche Anstalten auch in anderen Städten eingerichtet werden, und gute Kassetiere an die ländliche Bevölkerung verteilt werden können. Denn auch unter den Land-

arbeitern fehlt es vielfach an geeigneter Kindermilch. Eine Kuh können sich nur die wenigsten halten, wohl aber ist dies für alle mit einer Ziege möglich, die man nicht umsonst „die Kuh des armen Mannes“ genannt hat. Th. C.

**Der „Tanz aller Tänze“.** — Unser allbekanntester und beliebtester „Cotillon“ ist nach unserer deutschen Auffassung und Ausführung eigentlich nichts anderes als eine Art von „Tanz- und Scherzspiel“, bestehend aus möglichst verschiedenen, abwechslungsreichen und unterhaltenden Touren, verbunden mit der Form des Rundtanzes.

Der eigentliche Ursprung dieses Tanzes war indessen ein ganz anderer. Er ist in Frankreich zu suchen, wo er anfänglich als ein Reigen, ein „Ringeltanz“, entstand, begleitet vom Gesange eines Liedes mit dem Rehrreim:

„Mon cotillon, va-t-il bien?“

Deutsch: „Mein Unterrock, sitzt er auch gut?“

Schon zu Mitte des 18. Jahrhunderts, bis zu den Dreißigerjahren des 19., wurde der Cotillon „quadrillenartig“ ausgeführt, in der Art eines Balletts, das seine eigenen Tanzschritte und seine eigene Tanzmusik besaß, während gegenwärtig die einzelnen Cotillontouren bekanntlich einem wahren Sammelsurium aller möglichen Tänze gleichen.

Während der Cotillon aber in dieser seiner neuen Form bei uns als „Tanz aller Tänze“ ein ganz spezieller Günstling wurde, ist er in Frankreich, seiner ursprünglichen Heimat, gänzlich abgekommen. R. R.

**Das erste Konversationslexikon.** — Daß so manches, was uns funkelmagelneu erscheint, seinem eigentlichen Ursprung nach schon uralten Datums ist, hat in neuesten Zeiten erst wieder ein stumm-beredter Zeuge bewiesen, der ein Jahrtausende hindurch wohlgehütetes Geheimnis der Nachwelt enthüllte — eine Mumie!

Zwar war es nur ein einziges Papyrusblatt, das um diese Mumie gewickelt sich vorfand, dennoch genügte dieses leicht abzulösende Blatt vollkommen, um den Beweis zu liefern, daß die feinen Schriftzüge, welche es bedeckten, als die Bruchstücke eines antiken Werkes zu betrachten sind, eines Werkes, in dem wir den Vorläufer unseres gegenwärtigen, so unentbehrlichen Ratgebers

in allen möglichen fraglichen Fällen, unseres immer wieder hervor-  
gehobten Nachschlagebuches zu betrachten haben — des Konver-  
sationslexikons!

Dieser wichtige und merkwürdige Fund berichtet nämlich klar  
und deutlich, soweit der aufgefundenene Text reicht, nicht nur davon,  
was in jenem längst verflossenen Zeitalter geschah, sondern die  
Mitteilungen sind auch alphabetisch geordnet. In sauberen Schrift-  
zügen liest man da angeführt, wie die höchsten Berge, die größten  
Flüsse, Inseln und so weiter heißen, die Namen der hervorragendsten  
Erfinder und Erfindungen sind genannt, und die Vertreter berühmter  
Leistungen auf allen möglichen Gebieten, Staatsmänner und Ge-  
setzgeber, Baumeister und Mechaniker, Männer der Kunst und  
Wissenschaft sind verzeichnet, unter anderen der Erfinder einer  
„Kriegsmaschine“, welche den sehr vielsagenden und bezeichnenden  
Namen eines „Kriegsbeendigets“ führte.

Diese merkwürdige Mumie verrät wieder einmal die alte, ewig  
neue Wahrheit, daß es eigentlich nichts Neues gibt. R. R.

**Ein altes Gedicht** unter dem Titel „Der Frauen Liebste“,  
dessen Verfasser bereits vor vielen Jahren gestorben ist, ver-  
dient es wohl, wieder einmal ans Licht zu kommen. Es lautet  
in freier Übertragung ins moderne Deutsch:

In einem Männerkreise warf man die Frage auf:  
Was liebt die Frau am höchsten in ihrem Lebenslauf?  
Der eine sagt: das Puken, der andre meint den Mann,  
Der dritte glaubt das Tanzen, der viert': die Kaffeekann',  
Der fünfte gar das Spielen, der sechst' das Räsonieren:  
Doch wollte keine Meinung zu einem Einklang führen.  
Ein alter Mann, der schweigend dies alles mit anhörte,  
Mit einem schlauen Lächeln sich zu den Streitern kehrte:  
„Was jeder hier behauptet,“ so sprach er, „meine Herrn,  
Das liebt wohl jedes Weib und tut's von Herzen gern,  
Doch was ihm höher gilt, als selbst das Räsonieren,  
Es ist, — der Frauen hatt' ich vier — es ist: das  
K o m m a n d i e r e n.“ C. L.

---

Verausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von  
Theodor Freund in Stuttgart,  
in Oesterreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

# Neueste Seiden

wundervolle Auswahl. Versand nach allen Ländern. Muster franko.

Seidenstoff-Fabrik-Union

**Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., Zürich (Schweiz)**

Ueber **125 000** im Gebrauch!



Filiale: **BERLIN**  
Leipzigerstr. 29 (Ecke Friedrichstr.)

## **S** *Blickensderfer* **Schreibmaschine**

Bestes System, erstklassig, mit sichtbarer Schrift, Tabulator, auswechselbaren Typen und allen letzten Neuerungen. Katalog frei.

Auf Wunsch monatl. Teilzahlung.

Preis 200 und 250 Mk.

**Groyen & Richtmann, Köln.**

**Dr. Oetker's** { **Backpulver,**  
**Vanillin-Zucker,**  
**Pudding-Pulver**

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

**Dr. A. Oetker**  
Bielefeld.



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Ein bewährtes Volks- und Familienbuch:

## Das Buch vom gesunden und kranken Menschen.

Von

**Dr. E. E. Bock,**

verl. Professor der  
pathologischen  
Anatomie in Leipzig.

Siebzehnte, vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Neu bearbeitet von Medizinalrat Dr. W. Camerer. Mit 145 Abbildungen und 6 Farbtafeln. In seinem Halbfranzband 8 Mark.

◀ In allen Buchhandlungen zu haben. ▶

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

# Illustrierte Musikgeschichte.

Von Emil Raumann, weiland Kgl. Prof. und Hofkirchenmusikdirektor. Zweite, gänzlich neu bearbeitete Auflage. Herausgegeben und bis auf die Gegenwart fortgeführt von Dr. Eugen Schmitz. 816 Seiten Text mit vielen Abbildungen und Notenbeispielen, sowie 30 Kunstblättern und 32 Extrabeilagen. Elegant in Leinen gebunden M. 18.— Kann auch in 30 Lieferungen zu je 50 Pf. bezogen werden.

War das verdienstvolle Werk des Hofkirchenmusikdirektors Raumann von jeher die vollstündigste Musikgeschichte, so wird sie das in Zukunft umso mehr sein, als sie durch die gründliche, den Ansprüchen der modernen Forschung entsprechende Umarbeitung durch Dr. Eugen Schmitz sowohl textlich, wie hinsichtlich der bildlichen Ausstattung wieder ganz auf die Höhe der Zeit gehoben wurde.

Die neue Auflage verwertet alle die Errungenschaften, die die moderne Musikwissenschaft zu verzeichnen hat, und zieht auch die Musikentwicklung der neuesten Zeit und der Gegenwart in den Kreis der Betrachtung. Die Darstellung ist überall gemeinverständlich gehalten, strebt dabei aber doch stets nach peinlichster wissenschaftlicher Genauigkeit, die gerade bei einem populären Werk unerlässlich ist. In dieser Hinsicht dürfte sich das neue Werk von zahlreichen anderen Büchern sehr zu seinem Vorteil unterscheiden. (Posener Schulmuseum.)



Bach-Haus in Eisenach.

— In allen Buchhandlungen zu haben. —



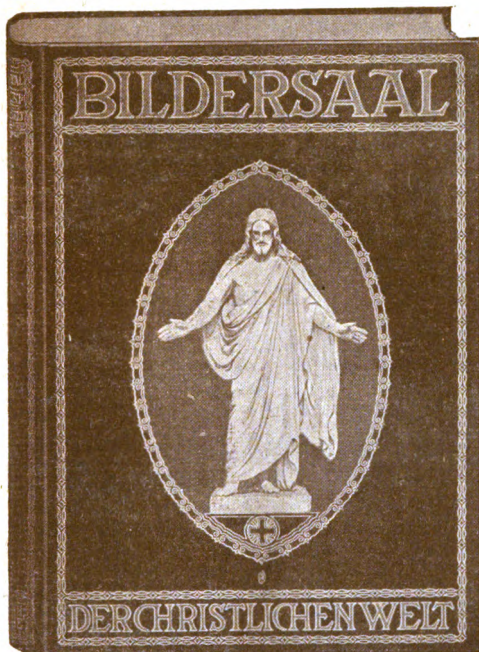
Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Als prächtiges Oster- und Konfirmationsgeschenk

empfehlen wir:

# Bildersaal der christlichen Welt.

Zwei Jahrtausende christlichen Lebens in Bildern nach Originalen hervorragender Künstler. Mit erläuterndem Text. Herausgegeben von Hofprediger **D. Bernhard Rogge**. 400 Seiten Text. Mit 346 Abbildungen und 40 Kunstblättern in moderner zweifarbiger Wiedergabe. In hochkünstlerischem Einband 20 Mark. Kann auch in 40 Lieferungen zu je 40 Pfennig bezogen werden.



Für jung und alt eine reiche und reine Quelle künstlerischen Genusses und geschichtlicher Bildung, will der „Bildersaal der christlichen Welt“ dazu beitragen, daß man im deutschen Hause den Wert der edelsten Güter der Christenheit gebührend würdige und in Treue an ihnen festhalte. Der Bilderschmuck entstammt der Hand der bedeutendsten Künstler aller Zeiten.

□ □

Zu beziehen  
durch alle  
Buch- und  
Kolportage-  
handlungen.

UNIVERSITY OF MINNESOTA



3 1951 D01 241 909 M

**WILSON  
ANNEX**